Georg Terramare

Das Mädchen von Domremy

W I L A

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
834Ei87
Om
v.1

WIIA

Georg Terramare

Das Mädchen von Domremy

Roman in 2 Bänden

1921

Wiener Literarische Anstalt
Wien Gesellschaft m. b. H. Berlin

Georg Terramare

Das Mädchen von Domremy

1. Band

1921

Wiener Literarische Anstalt
Wien Gesellschaft m. b. H. Berlin

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung
in fremde Sprachen, vorbehalten
Copyright 1920 by Wiener Literarische
Anstalt, Gesellschaft m. b. H., in Vienna

Verlags-Nr. 48.

Druck der Offizin der Waldheim-Eberle A. G., Wien

Printed in Austria

Microfilm Negative # 15-3537
Humanities Preservation Project

834 E187
Om
v.1

Und du, Kind! wirst ein Prophet des Höchsten genannt werden; denn du wirst vor dem Angesicht des Herrn hergehen ... um denen zu leuchten, die im Finstern und Todesschatten sitzen; und unsere Füße den Weg des Friedens zu leiten.

Evangelium Lucas I, 76 u. 79.

Begonnen Mai 1916
Vollendet August 1917

936479

Erstes Buch.

1.

Zur Zeit, da König Karl, der sechste seines Namens, gestorben und sein Sohn und rechtmäßiger Erbe noch nicht gekrönt worden war, sondern bedrängt jenseits der Loire von Schloß zu Schloß zog, dieweil der Herzog von Bedford in Paris saß, Statthalter des Königs von England, zu dieser Zeit zog Bruder Richard, ein Franziskanermönch, in Frankreich von Ort zu Ort und predigte wider Reichtum und Schmuck, wider Festmahle und Turniere. Unheilig war die Zeit und voll von Mißgeschick, so sollte sie denn auch traurig sein. Das Volk hörte den Mönch gerne, doch Herren und Damen waren ihm abhold und folgten nicht seiner Mahnung. So geschah es, daß mancherorten der gemeine Mann feind ward den Edlen und Händel suchte mit seinem Oberherrn.

Als die Glocken des Domes von Vaucouleurs am Sonntage der Palmen zum Segen riefen, da folgten viele Herren und Frauen dem ehernen Rufe und waren reich und schön geschmückt. Auch viel Volk kam zur Kirche. Aber die Handwerker und Bürger der Stadt schritten nicht über die breiten Stufen empor, um durch die drei Tore einzutreten in das Dunkel des Domes und niederzuknieen in Andacht. Sie blieben vor der Kirche stehen und harrten der schönen Frauen, Steine in der Hand und Zorn im Herzen, erbost über den Reichtum, der nicht ihr eigen war, und insonderheit voll Haß auf den mächtig ragenden, weißen Kopfputz, den damals die Damen zu tragen liebten und der „Henning" genannt ward.

Und es verging nicht allzulange Zeit, bis das Volk zu rufen begann und zu höhnen, wenn eine solche hohe und spitze Haarzier, umwallt von einem langen Schleier Brabanter Kanten, sich langsam aus einer engen Sänfte herausschob.

Da rief bald nahe eine helle Stimme: „Henning!“ Bald klang es von weitem her, tief und männlich: „Henning!“ Da begannen die Knaben zu lachen und zu spotten und machten das Krähen des Hahnes nach oder das erstaunte Aufkreischen einer alten Frau. So ward das Rufen immer dichter und die Stimmen immer lauter. Manche Damen sprangen rasch aus ihrem Gefährt und liefen eilig die Treppen empor in den Dom. Manch andere war stolz und schritt langsamer, denn es sonst ihre Art war, sah nicht rechts noch links, als wäre der Domplatz leer und sie selber voll der Andacht. Manche Furchtsame aber blieb still in der Sänfte sitzen und wußte nicht, ob sie aussteigen dürfe und getraute sich nicht, aus dem Fenster zu sehen.

Der Lärm, das Schreien, das Lachen und Spotten ward nun so laut und dicht, daß endlich all diese weltlichen Töne durch die schmalen Türspalten in die Kirche huschten. Zuerst drehte sich einer um, als habe ihn wer auf die Schulter geklopft. Dann aber hörten mehr der Betenden Lärm und standen auf. Da waren Herren, die ihre Damen erwarteten. Die wurden neugierig und schritten langsam zur Tür. Doch immer lauter war der Ruf zu hören und: „Henning! Henning! Henning!“ klang es herein und widerhallte von allen Wänden des hohen Domes, als riefen es sich die Pfeiler zu. Da ahnten die Betenden Gefahr und liefen eilends zu den Toren. Sie rissen sie auf und standen geblendet im hellen Lichte des Tages.

Ein Knabe warf einen Stein. Der flog im Bogen auf und traf wider die schwere Krone des mittleren Kirchentores. Klingend prallte er ab und fiel einem jungen Herrn auf den Kopf. Der erschrak solchermaßen über den Hieb, der wie aus der Kirche ihn von rückwärts traf, daß er einen Sprung tat und sein feiertäglich bebänderter Hut zu Boden fiel. Das Volk lachte laut auf und der Knabe, dem das Lachen als Beifall erschien, schleuderte noch einen Stein.

Ein Glasfenster ward getroffen und Scherben fielen klirrend in die Kirche. Die Herren zogen die Schwerter und

wollten hinab und auf das Volk losgehen. Nun flogen die Steine dicht,und dichter noch Schimpfworte und Spottrufe. Die Damen schrieen und liefen in die Kirche und wieder hinaus, die Ritter schwangen Schwerter und die Bürger Knüttel und es war ein Läuten von Eisen auf Holz und Holz auf Eisen; denn die Klingen hallten und schienen zu lachen, getroffen von stumpfer, unedler Waffe.

Der alte Herr von Tournefort war auch aus der Kirche getreten. Auf seinen Stock gestützt sah er mit seinen leuchtenden, blauen Augen stumm und unbeweglich dem ganzen Aufruhr zu. Seine grauen, buschigen Augenbrauen waren hochgezogen, mehr erstaunt, denn erzürnt. Seinen schwarzen, breiten Hut mit dem gerollten Tuchkranz und dem langen Seidenband hielt er noch in der Linken. Ein halbwüchsiger Knabe sah ihn stehen, unbeweglich im Hagel der Steine, stumm, umzischt und umkreischt vom Geschrei. Der wähnte den alten Herrn hilflos, weil er gebückt stand. Der Bursche ward von Herrn Tourneforts Ruhe gereizt, und weißen Straßenstaub mit hohler Hand aufschöpfend, lief er die Stufen hinan und blieb vor dem alten Ritter stehen. Herr von Tournefort sah ihn nur scharf an und seine Augenbrauen zuckten ganz leicht wie die einer Eule. Da blies der Knabe den weißen Staub in Herrn Tourneforts Angesicht. Der ließ polternd seinen Stock auf die Fliesen fallen und rasch, wie das Zucken des Blitzes, schoß sein Arm vor und packte den Burschen beim Genick. Während der Überraschte stieß, schrie und um sich schlug, setzte der alte Herr seinen Hut auf und bückte sich nach seinem Stocke nieder. Der zuckende Gefangene mußte sich mit ihm beugen und aufrichten. Dann erhob Herr Tournefort seinen Stock, und ein Wehklagen ward vernommen und hallende Schläge klangen laut über den Platz, als würde einer gespießt und daneben ein Bocksattel ausgeklopft.

Ein dicker Gerbermeister mit einem Kuppelbauch und dreifachem Kinn, der den alten Herrn bei seiner Arbeit sah, rief: „Wohlgetan, Herr Tournefort!“ Die Ritter drehten

sich nach dem Geschrei und den Schlägen um. Die Bürger begannen zu lachen und freuten sich, daß einer der losesten Burschen, vor dem sich Eltern und Bürger lange schon gefürchtet hatten, seinen Lohn bekam. Die Edelherren schienen beschämt über die allzu heldenhafte Art ihrer Gegenwehr und steckten, durch Herrn Tourneforts Handeln belehrt, ihre Schwerter ein. Der alte Herr aber ließ wortlos den heulenden Knaben los, ging wortlos durch die Menge über den Domplatz und verschwand in einer Seitengasse, den Boden mit seinem Stock pochend, leicht gebückt schreitend und unbekümmert um Rufe, Gruß und Lachen.

2.

Herr Tournefort schritt dahin auf der Landstraße, die nach Domremy und Greux führte. Sie schnitt mit ihrer leuchtenden Weiße hart durch die dunklen Äcker, die sich rechts und links breiteten, sich hoben und auf ihren ferngewölbten Rücken dunkle Wälder trugen.

Des erwachenden Frühlings kindlicher, warmer Atemzug hauchte über die Lande. Herr Tournefort schritt weiter, den Blick geradeaus, und pochte den Boden mit seinem Stock.

In Domremy läutete die Kirchenglocke hell und sandte Schlag auf Schlag hinaus, klingende Silberkugeln, die in die dunkle Ruhe fielen. Das niedere Tor der Dorfkirche stand offen und Herrn Tournefort kam seltsames Wundern an, wie friedlich der Segen gespendet werde, wenige Meilen vom umstrittenen Domplatz der Stadt. Fromm von Gemüt, fehlte ihm an diesem feierlichen Sonntag die stille Beschaulichkeit der ruhevollen Stunde, knieend verbracht im Dunkel der Kirche. Er blickte sich nach Vaucouleurs um und lauschte. Kein Glockenklang tönte über die Stadt. Eine leise Sehnsucht nach der gestörten Feier im gewohnten Dome schien weich um sein Herz zu liegen. Er sah, wie am kleinen Hochaltar

des Kirchleins Kerze um Kerze ausgelöscht wurde und erkannte, daß der Abendsegen schon gespendet war.

Im Vorraume des schmalen Gotteshauses stand ein Mädchen. Sie hatte die Glocke geläutet. Ihre Brust hob und senkte sich und der Atem ging rasch aus ihrem halboffenen Munde. Eine kurze Weile stand sie still, horchte dem Verklingen des Glockentones, dann griffen ihre bloßen Arme nach dem Strang und zerrten mit Kraft dreimal daran, daß drei kurze Schläge vom Turme niederhallten.

„Du bist ein starkes Mädchen", sagte Herr von Tournefort gütig.

Das Kind, noch atemlos von der Arbeit, sah ihm gerade ins Gesicht, strich ihr dunkles Haar zurecht, schlug dann rasch das Kreuz und trat ins Freie. So hart ihre Bewegungen gewesen waren, da sie am Glockenstrang gezerrt hatte, so ruhig und andächtig schritt sie nun aus der Kirche heraus. Sie lächelte Herrn Tournefort an. Es war, wie Kinderlächeln, ein Zeichen der Freundlichkeit ohne Verstehen. Dann hob sie einen Palmenzweig auf, der am Boden lag und ging an dem alten Ritter vorüber. Sie spähte suchend umher und fing leise zu lachen an: „Haubiette! Haubiette!" rief sie froh und fragend, als wüßte sie, daß jemand mit ihr Verstecken spiele.

Aus der Hecke tauchte ein kleines, blondgelocktes Mädchen auf.

„Jeannette, ich habe Veilchen gepflückt, ich habe ein ganzes Beet gefunden. Hier, wo es naß ist!"

„Du sollst in deinem weißen Kleid nicht so herumkriechen, du weißt", sagte Jeannette und machte ein strenges Gesicht. Ihr war nicht ernst um den Tadel. In ihrer Miene lag der Schatten, den künftige Mutterſorge auf der Mädchen Antlitz beim Spiele wirft.

„Willst du mir befehlen, Jeannette, weil der Herr Pfarrer dir erlaubt hat, die Glocke zu läuten? Er hat's nur getan, weil dein Vater Aldermann ist", neckte das kleine Mädchen.

„Er hat's getan, weil ich stark genug dazu bin, Hauviette", sagte stolz die Dunkle.

„Du bist gar nicht so stark!"

„Die Glocke hat geklungen. Oder hast du sie nicht gehört?"

„Sie hat nicht schön geklungen", lachte Hauviette und streckte ihre Hand aus der Hecke. Dann fing sie an, in der Weise eines alten Liedes zu singen: „Du kannst nicht richtig Glocken läuten! Du kannst nicht richtig Glocken läuten!" und sie zeigte mit ihrem Finger auf Jeannette.

„Spotte nicht, du!" rief da Herr von Tournefort und drohte dem blonden Kind mit dem Stock. Das hörte auf zu singen und sah ihn erstaunt an.

„Es klang sehr schön und ganz, ganz weit hinaus", sprach der alte Ritter mit einer edlen Verbeugung zu Jeannette, als sage er einer Chatelaine etwas Lobendes über ein gastfreundlich genossenes Mahl. Denn er liebte es, ritterlich mit jeder Frau zu sein, und wenn sie auch nur ein Bauernmädchen war.

Jeannette drehte sich zu ihm. „Ich habe es gewußt", erwiderte sie kurz.

„Habt Ihr das, mein Kind?" fragte Herr von Tournefort, erstaunt über des Mädchens Sicherheit.

„Ja!" sagte Jeannette ruhig, „ich habe mit aller Kraft geläutet."

„Und wißt Ihr, daß die genüge tut, Jeannette?"

„Ja, edler Herr, sonst wäre ich lieber in der Kirche geblieben und hätte mitgesungen. Aber ich weiß, daß ich stark genug bin, die Glocken zu läuten. Und das klingt doch viel weiter als der Chorgesang, nicht wahr?"

„Dem ist so, mein Kind! Aber seid Ihr nicht müde?"

„Eben mehr als vom Singen, edler Herr", erwiderte Jeannette und nahm die Hand der kleinen Freundin, die unterdes aus der Hecke gekrochen war.

„Ich wünsch' Euch gute Ruhe. Komme, Hauviette!"

Und beider Kinder bloße Füße schlugen leise klatschend den Boden, da sie die Straße entlang nach Hause liefen.

3.

Die Sonne sandte ihre roten Abendstrahlen flach über die Wipfel der Bäume, die dunkel auf den Hügelkämmen ragten. An den Ufern der Meuse spannen sich langsam die Nebel aus dem Boden. Die Uhr auf dem Turme der Kirche von Greux schlug die Abendstunde. Es klang müde von der zersprungenen Glocke. Hell und rein, wie hoffnungsvoll, antwortete es vom Turme in Domremy. Leiser Wind strich von Zeit zu Zeit kühl über das erblühende Land.

Die Tür des kleinen Pfarrhauses knarrte auf. Ein Bauer trat heraus, im Gespräche mit dem alten Priester. Beide Männer redeten mit ruhiger, aber harter Stimme. Der Bauer schüttelte den Kopf, daß seine schlichten, dunklen Haare zuckten.

„Hochwürdiger Herr, Ihr müßt uns beistehen", sagte er und seine leisen Worte verbargen nur schlecht einen Befehl. „Ihr müßt uns helfen, einen Herrn finden, der uns unser Recht verschafft."

„Ihr habt doch das alte Schloß in Pacht genommen, ihr alle, die ihr Viehstand habt, Herr Aldermann. Wozu zahlt ihr den Zinsgroschen, wenn ihr die Burg nicht nützen wollt zu euren Zwecken? Sie ist wohl befestigt. Doch greift nur nicht selber an."

„Hochwürdiger Herr, wir wissen nicht, ob wir im Frieden nicht Plünderung zu leiden haben, dafür genügt das Schloß. Doch wenn wir selber mit einem Herrn Fehde haben, dann geht es nicht in zwei Tagen ab. Wir wollen um Gerechtigkeit streiten." Der Bauer reckte seinen sehnigen Arm aus, seine Hand war zur Faust geballt.

„Die von Greux sind schon auf burgundischem Grund und haben nicht minder Böses erfahren denn wir. Ob Engelländer oder Armagnac, sie plündern beide genugsam. Die Engelländer haben gesiegt und sind dort drüben auf ihrem eigenen Boden. Sie haben gebrandschatzt wie hier

der Junker von Commercy, der armagnacisch ist. Und doch sind wir alle von seiner eigenen Partei."

„Ihr sagt es selber, Aldermann d'Arc! Sie plündern alle", rief da erregt der Pfarrer und schlug mit der Faust in seine flache Linke. „Ihr sagt es selber und ihr wollt, daß ein Herr euch zu eurem Rechte hilft. Will einer heute Recht! Hat einer heute Recht für sich selber?"

Der Bauer blieb stehen. „Wir wollen Recht! Wir wissen nichts vom Dauphin, nichts vom engelländischen Herrn in Paris. Wer der älteste Sohn unseres Königs ist, der ist uns Herr, wenn Gott den alten König ruft. Was hat das mit unserem Vieh zu tun?"

„Aldermann", sprach der Pfarrer und ließ seine Worte nun ruhiger hinfließen. „Wir alle haben nicht viel vom Kriege gefühlt."

„Ihr sprecht wahr, Herr Pfarrer. Der Arm des Krieges hat nur so über unser Dorf hinweggestreift, doch wir alle fühlen es, daß Krieg ist. Wir fühlen es nicht am Leibe, doch es ist immer, als stehe einer hinter uns und blicke uns an. Wir fühlen keinen Schmerz, doch uns ist nicht wohl."

Beide waren im Sprechen weitergeschritten. Herr von Tournefort konnte dem Bauern ins Antlitz sehen. Es war ein hartes Gesicht. Die Haare schnitten in einer geraden Linie tief in der Stirne ab und hingen eng und schlicht an den Seiten über Ohren und Hals nieder. Es war, als trüge der Mann eine schwarze Sturmhaube. Die Bartstoppeln, die rauh auf Kinn und Wangen standen, waren schon silberig und zwei gerade, dunkle Furchen liefen von den Flügeln einer dünnen Hakennase zu den Mundwinkeln. Aus dem breiten, gelben Lederkragen ragte ein langer Hals, dessen Sehnen beim Sprechen zuckten.

Herr von Tournefort erkannte nun den Mann und ging auf ihn zu. Der senkte sein Haupt, als wolle er nicht, daß ein Herr ihm in die Augen sehe.

„Jakob d'Arc", sprach der alte Ritter in froher Verwun-

derung. „Ihr seid Aldermann im Dorfe? Ich habe nichts davon gehört!"

„Ich bin es, nach Gottes Ratschluß und zu meinem Kummer, gnädiger Herr", erwiderte seufzend der Bauer.

„Ehren bringen Sorgen, nicht wahr, Hochwürdiger", lachte der von Tournefort.

Der Pfarrer nickte mit dem Kopfe.

„Man sagt es so! Ich weiß das nicht. Meine Ehre ist klein, meine Sorge nicht allzu groß."

„Ihr denkt nicht des Krieges, hochwürdiger Herr!" rief d'Arc fast zornig.

„Wenn meiner Kirche Glocke geläutet wird, Herr von Tournefort, dann kommen alle, die gehen können, zur Messe und zum Segen. Keiner bleibt aus, ich wüßte denn, er sei krank oder verreist. Kann ich da vom Kriege reden? Der Aldermann aber ist erzürnt ob gestohlenen Viehes und will meinen Rat."

„So gebt ihm Euren Rat, Herr Pfarrer", rief Herr von Tournefort und klopfte mit seinem Stock den Boden. „Ich habe schon oft zu Vater d'Arc gesprochen, wie ich denke! Ich sag' es ihm tausendmal. Mein Rat ist, zu sorgen, daß gesunde Kühe gesunde Kälber werfen und zehn Stück gestohlenes Vieh werden von einem rechten Stier bald eingebracht werden, wenn Gott es will."

Der Bauer trat rasch einen Schritt vor und stand hoch aufgerichtet vor dem Pfarrer und dem Herrn. Wie fordernd stand er da, wie fordernd klang seine Stimme. „Das Recht, einmal gebrochen, wird durch zehn Gebete nicht geflickt," sprach er hart, „wollt Ihr mehr davon wissen, Herr von Tournefort, so tretet in mein Haus, wie Ihr es oft zur Zeit der Jagd getan. Der dunkelgelbe Voubrais steht noch im Fasse und Mutter d'Arc bäckt immer noch Pfannkuchen, die Ihr früher mit hellem Goldstoff verglichen habt."

„Eure Einladung fing fast mit einem Fluche an, guter d'Arc. Sagt mir, könnt Ihr versprechen, daß sie mit Segen ausgeht?"

In des Bauern Auge leuchtete es nun fröhlich auf und um seinen Mund lag ein leises Lächeln. Es war, als spiegle sich Herrn Tourneforts Freundlichkeit in des Aldermanns Gesicht.

„Mutter d'Arc hat noch immer nicht vergessen, daß ihr Großahn ein Wappen führen durfte. Und da heutigen Tages auf ihr Geheiß Mannen nicht mehr mit Waffen klirren, um einen edlen Herrn zu begrüßen — und dies tut ihr im Herzen bitter leid — so wird sie, wie immer, ihr Kupfergeschirr tanzen und klingeln lassen."

Da nahm der Pfarrer Herrn von Tourneforts Hand in seine Rechte und deckte sie mit der Linken zu. Er schüttelte dem alten Herrn die Hand bei jedem Worte, das er sprach.

„Herr von Tournefort, bringt mir den Aldermann von seinen kriegerischen Gedanken ab! Tut ein Herr einmal einen Schwertstreich für uns von Domremy, tut er sicherlich bis über Jahr und Tag zehn wider uns. Und soll er uns im Geheimen helfen wider einen andern Herrn...! O gütige Mutter Gottes!" Der Pfarrer schwieg einen Augenblick und seufzte tief. Dann aber schüttelte er des alten Herrn Rechte so kräftig, daß der fast seinen Hut vom Kopfe verloren hätte.

„Es hält kein Herr reinen Mund heutigen Tages! Dann haben wir in Domremy gar zwei, die uns das Schwert vor die Nase halten. Einen Feind, und einen Beschützer. Ich bitt' Euch, mahnt zum Frieden, Herr von Tournefort!"

Der alte Ritter richtete sich auf, schob seinen Hut zurecht und blickte dann zu Boden. „Wahre und böse Worte über adelige Herren hör' ich, Herr Pfarrer", flüsterte er. „Es tut mir weh!"

„Ihr seid der Herr von Tournefort", rief da der Pfarrer. „Wer kennt Euch nicht im Kreis von Vaucouleurs? Ihr seid von anderer Art!"

Der alte Ritter seufzte. „Ich bin der alte Herr von Tournefort! Der alte Herr! Leider! Klag's Gott!"

„Ratet Frieden!“ bat noch einmal der Pfarrer, da sich der Bauer und der Herr schon umgewandt hatten.

„So weit ich es mit ritterlicher Ehre tun kann“, rief Herr von Tournefort über seine Schulter und ging kopfschüttelnd neben dem Aldermann ins Dorf.

4.

Im Hause des Aldermanns Jakob d'Arc war Fröhlichkeit eingekehrt. Die mattgrüne, bauchige Flasche war schon manchesmal zum Fasse gewandert. Um den schweren Holztisch, der also abgescheuert war, daß er silberig glänzte, saßen Vater d'Arc und seine Kinder. Die beiden Söhne waren zu Gast gekommen. Sie und der Vater hatten hohe Gläser vor sich stehen und hoben sie oft und oft zu Herrn von Tournefort, der am offenen Feuer stand, dem Tische das Gesicht zukehrend, den Rücken gelehnt an den Rand des Rauchabzuges, der aus grauem, rußigem Stein breit über der Feuerstatt hing und sich, immer schmäler werdend, schräg aufrichtete bis zur Decke der Stube.

Mutter d'Arc stand in der Ecke und putzte an Kupferpfannen, die von Zeit zu Zeit rötlich aufleuchteten, wenn das Licht der vier hängenden Talglampen sich darein spiegelte.

Auf einem niederen Schemel, nahe an der Feuerstelle, saß Jeannette, die kleine Glöcknerin, und blickte dem alten Herrn von Tournefort ins Angesicht. Der stand breitbeinig da und erzählte.

Beim ersten Glase des dunkelgoldenen Voubrais hatte er zum Frieden geraten und er hatte begonnen, über die Ritterschaft der Zeit zu klagen. Nun aber hatte der alte Herr versprochen, seinen Sohn zu bitten, die Sache der Bauern von Domremy zu führen. Der Junker von Commercy, der ohne Grund Vieh von den Weiden des Dorfes weggetrieben hatte, sollte vom jungen Herrn von Tournefort überfallen und die gestohlenen Rinder zurückgeraubt werden.

Zuerst hatte der alte Herr ungern von solchem Tun gehört, dann aber hatte er der Zeiten Not beklagt und versprochen, Übel mit Übel, unritterliches Tun mit Raub zu vergelten. Und Herr von Tournefort trank sein Glas leer und überwand seinen Widerwillen.

Nun stand er beim Kamin und sprach von seiner Jugend. Nun hörte er wieder die Waffen klirren zum edlen Osterturnier und fühlte den längst entwöhnten Druck des schweren, eng geschnürten Stechhelmes. Und seine Rede ging von den Taten der Herren von Tournefort. Er sprach vom Kampfe der Dreizehn, da Waffenstillstand gewesen war zwischen Frankreich und Engelland und die Langweile Ritter und Herren so sehr geplagt hatte, daß französische Edle auf Besuch gekommen waren ins engelländische Lager. Und sie waren bewirtet worden mit edlem Burgunderwein und Pfauen und Eberköpfen und hatten gesprochen vom Goldhaar ihrer Damen und von den Rehaugen mancher Chatelaine. Und Becher waren erhoben worden und ihr Gold hatte geglänzt, da sie stiegen wie Sonnen, bestrahlend die Lobesreden zu Ehren mancher hohen Frau. Doch nicht zum Tafeln waren Freund und Feind zusammengekommen, sondern in Frieden zu besprechen, was zu tun sei, daß Klinge und Ruhm nicht matt würden, da die Könige Waffenstillstand geschworen hatten. Und ein junger Herr, Sir Nigel aus dem Irischen, bat voll Eifer die Herren um Ursach' für einen edlen Kampf. Da erhob sich ein Herr von Baumanoir und rief, keine Dame sei schön denn allein die, so braunes Haar trage in langen Zöpfen. Sir Nigel aber liebte eine Frau daheim, die im Schmucke goldener Locken seiner harrte. Er tauchte seinen Finger in den Becher und spritzte vom roten Weine Herrn Baumanoir ins Antlitz, daß ein Tropfen niederrann von des Herrn Stirn, ein Bote künftigen Blutes.

Sir Nigel aber sprach: „Den Becher Euch ins Antlitz, um meiner Dame goldener Flechten willen, tät es mir nicht bitter leid um Euer kirschrotes Sammetwams."

Da standen alle auf vom Mahle und gingen von dannen, des irischen Herrn ritterliche Art lobend, und rüsteten sich auf den kommenden Morgen. Ein Turney ward gehalten auf Leben und Tod von dreizehn Herren. Heldentaten wurden vollführet ohne Zahl und Herr Baumanoir trank dieses Tages keinen Tropfen, nicht Wasser noch Wein, noch nahm er Speisen zu sich, denn über alle Maßen strenge hielt er Fasten und es war ein Freitag.

So erzählte der alte Herr von Tournefort, da er am breiten Kamine stand, und seine Augen leuchteten und sein Stock zog Hieb und Gegenhieb und sein Mund zeigte höfisches Lächeln, wie es die gute Herrensitte gebeut, einer Dame zu nahen. Es war aber nicht allzu hell in Vater d'Arcs Stube, so sah denn keiner die tiefen Falten um des Herrn lächelnden Mund und das Weiß der Brauen, die seine leuchtenden Augen überschatteten. Es sah keiner die Augen Jeannettes, der kleinen Glöcknerin. Sie aber gewahrte nichts um sich, und nicht einmal Herrn von Tournefort, in dessen Antlitz sie starrte.

Jeannette aber sah Herren in lichten Panzern und Damen in golddurchwirkten Gewändern und hörte Hufschlag den sandigen Boden pochen und sah das Wappen Frankreichs leuchten, blau wie der lachende Himmel des Tages, besät mit goldenen Lilien, die strahlten wie die Sterne der Nacht. Denn die Herrlichkeit von jeder Stunde leuchtete in Frankreich und die Blüte der Ritterschaft war aufgewachsen aus ihres Vaterlandes dunkler Erde, wie die schlichten, geraden, himmelanstrebenden Bäume auf den Blößen im Walde Chesnu, der die Weiden von Domremy umfaßte.

Der alte Herr von Tournefort aber sprach von der Zeit, da am Ostertage der Kirche Boden unsichtbar ward, bedeckt vom silberigen Weiß der Waffen, da die Herren knieten, um Segen zu holen für edles Tun. Und er sprach von den Rittern, die nur weiße Waffenröcke trugen, denn sie strebten nicht nach der Gunst irdischer Frauen,

sondern trugen die Farben der Königin des Himmels und stritten nur im Kampfe um Gottes Lohn und für geprüfte, gerechte Sache. Doch die gerechteste aller Fehden war die um der Heimat Ruhm und Ehr'. Die aber durfte nicht geprüft werden. So das Vaterland einen Feind hat, so ist es zu befreien, dann erst zu rechten um der Ursach' willen Denn die Erde, auf der eines Herrn Vater stand, ist Mutter für des Herrn Kraft und Ehr' und ein Kampf um solches ist wie ein Kampf um der himmlischen Mutter willen.

Die Talglichter aber flackerten und es sah drum keiner, daß zwei Tränen niederrannen über des alten Herrn von Tournefort runzeliges Antlitz und von den Falten um seinen Mund geteilt wurden zu vielen kleinen Zähren; denn eine Träne des Alters ist tausenden der Jugend gleich. Es sah keiner, daß Jeannette nicht mehr auf dem niederen Schemel saß, sondern auf den Boden kniete und die weißen Hände faltete, und daß ihre schmale Brust schwerer ging denn nach dem Läuten der Glocken. Sie aber fühlte den Boden, auf dem sie kniete, nicht hart, sondern wie eine Liebkosung. Es war ihrer Heimat Erde, die Erde, um die das Blut der Edelsten geflossen war, die heimlich in ihren Tiefen purpurn sein mußte, geschmückt und durchglüht vom roten Blute, das niedergeströmt war im heiligen Kampfe. Und während Herr von Tournefort laut und jubelnd sprach, daß es ihr klang wie der frohe Chor am Auferstehungstage im Dome zu Vaucouleurs, war ihr, als töne tief in ihrer Brust still und bittend eine Stimme und spräche das Ave-Maria, wie das Volk es spricht des Abends beim Mai-Segen in der kleinen Dorfkirche von Domremy.

Der alte Herr von Tournefort aber hob seinen Stock und hielt ihn, wie man eine eschene Lanze hält zum Turnier, und blickte dann auf seine Stütze und klagte. Seine Hand war nun zu schwach, eine Esche einzulegen und sein Leib zu gebrechlich zum Lanzenstechen. Er aber lebte noch in einer längst vergangenen Zeit und dankte Gott, daß er nicht lange in dieser leben müsse. Denn wie er nur mehr

diesen Stock halten könne und dies einzige Stück Eschenholz, das er berühre, nur gut sei, ihn zu halten und nicht mehr ritterlichen Ruhm zu ernten, sei die Zeit auf des Leibes Freuden und irdisch Gut gerichtet, nicht mehr auf Rittertum. Denn die Engelländer hätten Macht erlangt über das süße Frankreich und seien zu Hilfe gerufen worden vom Herzog von Burgund, der, abtrünnig seinem rechten Lehensherrn, Fehde halte mit dem Dauphin. Der alte König war schwach von Geist gestorben und Isabella von Bayerland, sein Gemahl, habe nicht gewartet auf sein Ende, sondern des Landes und des Königs Gut verpraßt mit dem Herzog von Orleans. Im gerechten Zorne hatte Herzog Johann ohne Furcht von Burgund der Königin Buhlen erschlagen, doch meuchlerisch und untreu sei er zu Werk gegangen. Schuld über Schuld sei aufgeblüht auf Frankreichs Boden und ekle Rede schlinge sich um den Namen Karls, des jungen Königs. Endlose Mühsal liege schwer auf dem Lande und Lilie um Lilie falle aus dem Wappen Frankreichs, durch das ätzende Gift unedlen Tuns zerfressen, niedergerissen, gestohlen von den Burgundern und den Engelländern, den räuberischen, feigen Feinden. Doch ohne Hilfe schmachte das Land, aller Edelmut sei verborgen und alles Rittertum matt, bis daß die Sonne der Gnade Mut und Tat von neuem leuchten lasse.

Und Herr von Tonrnefort stieß mit seiner Stütze den Boden, daß sie sich bog unter der Schwere seines Zornes, und sprach:

„Merlin, der alte, hochweise Prophet, hat es geschrieben und ich alter Mann, zu nichts mehr nütze als zu lesen, kenne seinen Spruch wohl: Befreiung dem Lande wird werden, wenn ein Mädchen kommt, in Waffen angetan, aus dem Walde, genannt Canutus. Wir aber glauben, gebe Gott zu Recht, daß dieser Wald liegt im Laurrainerland, der Wald, der jetzt „Chesnu" genannt wird. Dort vor dem Dorfe ragen seine Bäume, stark geworden seit Merlins Zeiten. Sie werden alt, diese Wächter, die schweigend die Stunde der Erlösung umstehen, sie werden alt und stark; wir Menschen werden

schwach und harren gebückt des Endes. Doch ich hoffe auf die Befreiung, auf das gnadenspendende Mädchen, auf die Siegerin, die aus diesem Walde treten wird und ich warte geduldig auf dich, Frankreichs reinste Jungfrau."

Da schluchzte der alte Herr von Tournefort auf und ließ seine Hand sinken. Sie streifte leise Jeannettes Haupt und niederblickend sah er das Mädchen knieen mit leuchtenden Augen, leuchtend von den Flammen, die sein heißes Wort entzündet hatte und von Tränen. Sie schaute gläubig dem alten Mann ins Angesicht. Der aber sah das Mädchen, sah ihren Glauben und ließ seine welke, weiße Hand auf ihrem dunklen Haare ruhen, da er leise sprach: „Nicht wahr, Kindchen, wir zwei hoffen? Wir glauben an Frankreichs Erlöserin, Jeanne d'Arc."

Und leise sprach das Mädchen: „Amen!"

Als der alte Herr von Tournefort heimkehrte, da war der Mond aufgegangen, und die Straße, die nach Vaucouleurs führte, schimmerte neblicht weiß durch die dunkle Nacht. Nicht ganz geraden Schrittes wanderte der alte Ritter und von Zeit zu Zeit hob er seinen Stock und tat einen Hieb in die Luft, daß es pfiff. Dann begann er leise ein Liedchen zu Ehren einer Dame zu singen. Doch er hatte die zweite Strophe vergessen und vergessen, wie die Dame ausgesehen hatte. Ihm war aber, als müsse sie über alles schön gewesen sein, schöner denn irgendeine Frau, die heutigen Tages lebe, denn das Gold des Weines aus Voubrais hatte sich über seine Sinne gelegt und leuchtend schimmerte dem alten Herrn all sein Denken. Auf seinem schwarzen Hute prangte hellgelb ein Büschlein Himmelschlüssel, gesteckt neben die Handschuhe in den gerollten Tuchkranz. Am anderen Morgen aber fand Herrn von Tourneforts Diener die Blumen. Er schüttelte verwundert den grauen Kopf und trug sie mit Bedacht zum kleinen Altare in seines Herrn Schlafgemach, dort blühten sie auf vor dem Bilde der heiligen Jungfrau; denn eine andere Dame war nicht, der die hellen Sternlein hätten bestimmt sein können.

5.

Der dämmernde Morgen strich mit seinen kühlen, grauen Fittichen leise über die niederen Häuser von Domremy. Da erwachten die Kühe und begannen schwer zu atmen und dumpf zu klagen über die Last ihrer Euter. Ein Hund bellte hell und kurz auf, tief und langgezogen erwiderte ein anderer weit unten im Dorfe. Der Ruf der Hähne ward klar und rein und durchschnitt die silberige Morgenluft, da die Fenster der Häuser unsicher vom roten Lichte der kommenden Sonne zu blinken begannen wie zwinkernde Augen, geblendet vom ersten hellen Strahl des Tages.

Mutter d'Arc schob leise einen Holzscheit auf die Glut in der Feuerstelle und setzte zwischen zwei kleinen Stücken Holz einen Topf mit Linsensuppe zurecht. Vater d'Arc atmete tief und regelmäßig in seinem Bette, nur manchmal hustete der Alte leise im Schlafe. Die Frau ging langsam, um kein Geräusch zu machen, mit flüsternden Schritten zu Jeannes Lager und legte die Hand auf des Mädchens weißen Arm.

„Kindchen, es ist Zeit! Die Kühe rufen schon, komm! Steh auf!" sprach sie eindringlich, doch mit leiser Stimme.

Jeanne öffnete die Augen und blickte der Mutter fragend ins Gesicht. Dann drehte sie sich zur Wand.

„Kindchen, Jeannette, steh auf!" wiederholte Mutter d'Arc und begann leise die dunkelbraune, haarige Decke von des Mädchens Leib zu ziehen.

Es war kühl in der Stube. Durch die niederen Fenster blickte der Tag mit blaugrauen Augen herein. Jeanne richtete sich auf, streckte ihre Arme in die Luft, schloß beide Hände zur Faust und reckte ihren schmalen, sehnigen Körper, daß die Gelenke leise knackten. Dann schüttelte sie die dunklen Haare, die über ihre Schultern zurückfielen, und sprang mit bloßen Füßen aus dem Bette. Ein Hemd aus rauhem, grauem Leinenzeug hüllte sie bis zu den Knien ein. Arme und Beine waren bloß. Mit kurzen Schritten lief sie zur Feuerstelle

und setzte sich auf ihren niederen Schemel. Ihr fröstelte. Sie kreuzte die Arme und hielt mit den Händen ihre Schultern.

Von der Glut, aus der schon bläuliche Flämmchen um das große, neue Scheit züngelten, hob sie unwillkürlich ihren Blick, als suche sie des Herrn von Tournefort Gesicht in der Dämmerung. Wie enttäuscht schaute sie wieder zum Kamin nieder. Gestern hatten dort helle Flammen geloht, hatten getanzt wie Geister in goldenen Gewändern, hatten Funken gestreut wie winzige Goldstücke und hatten freudiges Licht über den grauen Boden der Stube gegossen. Herr von Tournefort hatte gesprochen und die Stille angefüllt mit schönen und klingenden Worten und des Kindes dunklen Blick erleuchtet mit bunten Bildern. Des Ritters einfacher, dunkler Stock hatte geblitzt wie ein Schwert, da er ihn schwang, der Mutter breites, flaches Kupfergeschirr hatte geklirrt wie ritterliche Wehr, und der Eisentopf, hatte er nicht auf dem Borde gelastet wie eine Sturmhaube?

Nun war die Flamme in der Feuerstatt nur mehr dunkle Glut und kein Licht fiel auf Kupferpfanne und Topf. Das Wort Krieg aber klang dem Kinde noch im Ohr. Es klang ihr traurig und kummervoll, so wie es ihr war, wenn der Vater es sprach. Gestern aus Herrn von Tourneforts Mund hatte es geschmettert, freudig und ruhmvoll. Verflossen wie der gestrige Abend war die Zeit des Mutes, des freudigen Kampfes, der edlen Taten, die Zeit leuchtender Wunden.

Jeanne neigte ihren Kopf, da die Mutter ihr ein Tuch um die Haare band. Das Kind war traurig. Herr von Tournefort hatte wie in einer Märchenwelt gelebt und er sprach davon wie von einem Vorgestern. All diese Herrlichkeiten waren wirklich gewesen. Jeanne sehnte sich nach ihnen, denn ihr war, als hätte jeder damals Anteil gehabt an Edelmut, Ruhm und Freude.

Wenn die Mutter von Frau Ginover, dem Herrn Gavan und der heiligen Jungfrau erzählt hatte, wenn sie von Feen sprach, die ihre Taufpatin einst am Brunnen beim Wunderbaum gesehen hatte, dann hatte Jeanne manchmal

nachher heimlich geweint, aus Kummer, daß sie niemals Herrn Gavan treffen und ihm bewundernd danken könne. Nie hatte sie Feen beim Brunnen im Walde gesehen und Frau Ginover würde nie durch den Tann reiten. Das waren Märchen, manches vielleicht Wahrheit, wer konnte das sagen, doch alles war vor langer, langer Zeit geschehen. Jeanne fühlte sich arm, wenn der Herr Pfarrer ihr vom Leben unseres Heilands erzählte. Sie liebte den Erlöser und sehnte sich nach ihm, der durch die Felder geschritten war mit den zwölf Männern neben sich, die so klein gemalt waren auf dem goldenen Grund des Altarbildes in der Kirche.

Die Zeiten, da Wunder und Märchen allüberall lebten, hatte keiner gekannt, der mit ihr sprach. Nicht ihr Vater, nicht die Mutter, der Herr Pfarrer nicht und nicht einmal Haubiettes, ihrer kleinen Freundin, Großvater. Der hatte viel gesehen, denn er hatte in Paris gelebt als Geselle und lange, spitze, rote Schuhe genäht für die gelahrten Herren dorten, die alles wußten und die schreiben konnten und lesen und sich vor einander so tief verbeugten, wenn sie sich sahen, daß der lange Zipfel ihrer roten Hauben nach vorne fiel. Nachher hatten sie zum Schuster übles von einander gesprochen, jeder hinter dem Rücken des andern. Haubiettes Großvater hatte das alles erlebt, aber Frau Ginover und Herrn Gavan und unseren Erlöser, den hatte er doch nicht gesehen.

Gestern aber zu Abend war ein alter, adeliger Herr vor dem Kamin gestanden, der hatte mit derselben Hand, mit der er seinen Stock hielt, die Lanze gegen Sir Nigel, diesen schönen Ritter aus Irland, gehalten. Der Herr von Tournefort hatte mit Herrn Baumanoir gesprochen, der einen Tag lang gekämpft hatte, weil ihm die braunen Flechten seiner Dame so wohl gefielen, und der so fromm gewesen war.

Jeanne griff nach ihrem Haar. Es war auch braun und schön. Aber die Mutter hatte ein Tuch darum gebunden. Damals, in der herrlichen Zeit, hatte sicher kein Mädchen

ihr Haar verborgen. Damals, da Frankreich noch frei war und glückhaft kämpfte. Damals war alles froh und stolz und edel gewesen, und nun war nichts mehr von all dem Glanze übrig, denn Frankreich war von Engelland bezwungen und von dem jungen König sprach man Böses. Selbst sein Haupt blieb ohne Zier. Er war nicht gekrönt worden.

Und Jeanne faltete die Hände und sprach ihr Morgengebet. Sie sprach das Ave und das Paternoster und in ihrem Herzen opferte sie ihr Beten für ihren König und ihr Land, daß wieder alles gut und edel und glücklich werde. Da wurde ihr mit einem Male das Wort wach, das Herr von Tournefort zu ihr gesprochen hatte, das einzige Wort, das er an sie gerichtet hatte. Er hatte sie so liebevoll dabei angeblickt, als kenne er ihre Sehnsucht. Sie hoffte wie er auf Erlösung von Not und Schmach, und sie glaubte wie der edle, alte Herr, daß der Prophet die Wahrheit gesagt hatte. Und seltsam hell fühlte Jeanne die Kraft ihrer Hoffnung. Aus dem Walde Chesnu sollte die Befreiung kommen! Der stand draußen, übergoldet von der Morgensonne!

Mit einem Male züngelte in der Feuerstatt goldgelb die Flamme hoch aus der Glut empor. Noch einmal sah Jeanne die Kupferpfannen und Töpfe aufleuchten wie im Widerschein des Zaubers, der mächtig den vorigen Abend beherrscht hatte. Dann, während die Mutter ihr die Schürze umband, riß Haubiette lachend die Tür auf und helles, weißes Tageslicht strömte in die Stube.

6.

Draußen war schon klarer Tag. Ein feuchter, leuchtender Schimmer lag gebreitet über Wiesen und Wald. Die Uhr verkündete mit hellem Schlag froh die Morgenstunde, Es war Zeit, die Glocken zu läuten. Jeanne lief zur Kirche. Der große Schlüssel steckte in der niederen

Tür. Der Küster war schon in der Kirche und fegte mit rauschendem Besen den Steinboden. An der niederen, weißen Decke hing noch dünner Rauch und der Duft der Blumen auf dem Altar mengte sich in den schweren Schleier von Weihrauch. Jeanne kniete einen kurzen Augenblick nieder und ihre Hand flatterte, das Kreuz schlagend, über Stirn, Mund und Brust. Dann trat sie in den Vorraum und ergriff den Glockenstrang. Sie hing ihr ganzes Gewicht an das Seil. Es senkte sich und vom Glockenstuhl klang leise das Kreischen der Angel. Immer rascher und lauter klang es, denn immer stärker und schneller bewegte sich Jeannes schlanker Leib. Endlich schlug die Glocke an, erst zaghaft und leise, dann kräftig und sicher und rief die Kunde des neuen Tages hinaus über das aufblühende Land.

Das Morgengebet klang singend aus. Jeanne freute sich am Verschweben des hellen Tones. Vor der Kirchentür dröhnte das Rufen der Kühe und mit schwerem, schleppendem Schritte kam des Dorfes Herde die schmale Straße entlang. Von allen Seitengassen traten mit stillem, gleichmäßigem Kopfnicken die breiten Tiere zum Zuge hinzu. Zwischen den schweren Rindern stolperten und hüpften die Kälber, jung und unbeholfen, sogen die kühle Morgenluft ein, blieben plötzlich stehen, wandten die Köpfe und riefen laut und blökend. Am Ende des Zuges kam die kleine Haubiette daher. Sie trug eine dünne Gerte in der Hand und ihr Gesichtchen war versteckt im Schatten eines weit vorzipfelnden Tuches. Das Kind lief, lachte und winkte dabei Jeanne zu. Wenn ein schweres Stück Vieh stehen blieb oder von der Dorfstraße auf ein nahes Feld hin wollte, kam das kleine Mädchen gesprungen und schrie das große Tier böse an, dann hob es seine Gerte und schlug auf die breiten Flanken des Rindes. Das sah sich nicht einmal nach ihm um, fegte nur mit dem Schwanz die Gerte weg und lief gutmütig und schwerfällig einige Schritte, um dann gemächlich wiegend und gewichtig den rechten Weg weiterzugehen.

Auf dem Kirchenplatz schien der Strom der Tiere sich aus-

breiten zu wollen und zum wogenden, unruhigen See zu werden. Doch hier half schon Jeanne ihrer kleinen Freundin und manchmal Hand in Hand laufend, manchmal sich trennend und einzelnen Tieren den Weg weisend, kamen sie zur Weide hinter dem leeren, alten Schloß. Die Herde begann zu grasen und am Rande des Waldes, wo ein heller Quell sprudelnd und geschäftig dem Boden entquoll, lagerten sich die Kinder, nahmen beide ein dickes Stück Brot hervor und aßen gemächlich große Bissen, den Ranken mit der Hand vom Munde wegzerrend.

Haubiette legte sich flach ins Gras, breitete die Arme aus und blinzelte unter ihrem Kopftuch in die steigende Sonne. Doch sie blieb nicht lange ruhig liegen. Plötzlich richtete sie sich auf, rückte nahe an Jeanne und blickte ihr erwartungsvoll und trotzig ins Gesicht.

„Jeannette, sitz' nicht so still da! Erzähle mir etwas!"

Das kleine Mädchen warf beim Sprechen die Lippen auf, wie es Kinder tun, die schon, da sie etwas verlangen, über die unerfüllte Bitte zu trotzen scheinen.

Jeannette lachte.

„Jeden Tag, Haubiette, kann ich dir nicht ein Märchen erzählen."

Haubiette riß unachtsam mit der linken Hand dicke Büschel Gras aus dem weichen Boden und warf sie weg.

„Warum nicht, Jeannette?" fragte sie eigensinnig.

Da wußte Jeanne, daß ihre kleine Freundin auf nichts denn ein Märchen zu hören gewillt war und lehnte sich gegen den breiten Stamm eines Eichenbaumes. Dann begann sie zu erzählen. Was sie auf derselben Weide oft und oft ihrer blonden Freundin erzählt hatte, die alte Märe vom Wunderbaum und dem schlafenden Ritter. Sie sprach mit ruhigen, hinfließenden Worten, mit leicht singender Stimme. Doch da sie des fahrenden Herrn Gewand schilderte, da sie von seinen leuchtenden Waffen, seiner Ehre, seinem Mut und Ruhm sprach, da hob sie ihr nachdenklich gesenktes Haupt, da begann sie von dem Glanze

des vergangenen Rittertums zu berichten, da klang aus ihren Worten der Widerhall der Reden, die Herr von Tournefort gesprochen hatte, da zeigte Jeanne zum blauen Himmel und sprach vom Wappen des Königs, da schlug sie mit ihrer Hirtengerte Hieb und Gegenhieb.

Hochaufgerichtet stand Jeanne nun da, mit vorgebeugtem Haupte. Ihr Kopftuch war zurückgefallen und lag knapp über Scheitel und Wangen, ihr dunkles Haar floß vor und ihre Hände falteten sich um ihre Hirtengerte.

Die kleine Haudiette saß noch auf dem Rasen. Mit frohen Augen lugte sie zu Jeanne empor und leise hauchte ihr halb offener Mund Worte kindlicher Bewunderung.

Plötzlich aber hielt Jeanne inne. Ihre Hand sank und faßte rasch ihrer kleinen Freundin Schulter.

„Haudiette, das alles ist nicht so schön wie die Geschichte, die ich gestern zur Nacht gehört habe", sagte sie und wandte sich um.

Des Mädchens Blick ward weit und fragend, da er zum dunklen Wald hinglitt, der einen tiefen Schattenstreifen in die sonnige Wiese goß. Und seltsam fragend klangen auch Jeannes Worte, da sie von der Verheißenen zu sprechen begann, die aus dem Dunkel dieser Bäume heraustreten werde, strahlend in Waffen, die Heimat zu erlösen. Doch da Haudiette zu forschen begann, woher die Retterin kommen werde und ob sie dunkel von Haar sein werde oder mit goldenen Locken, ob es ein Menschenkind oder ein Engel wäre, von dem ihre Freundin spreche, und wann das große Märchen geschehen werde, da stockte Jeannes Rede und nur wenige Worte vernahm Haudiette als Antwort. Da wurden des kleinen, blonden Mädchens Fragen ungestümer und trotzig begehrte sie zu hören, daß die Wunderbare goldblond sein und aus einem Dorfe kommen werde, das genau so aussehe wie Domremy, und daß sie bloße Füße haben werde wie sie selber.

Es war aber, als wolle Jeanne an diesem Tage ihrer Freundin nicht zu Gefallen sprechen. Mit einem Male

jedoch fühlte die kleine Fragerin, wie Jeannes Hand fester in ihre Schulter griff und sie schwieg erschreckt.

„Sei still, Haubiette!" rief Jeanne. „Ich weiß nicht, woher das Mädchen kommen wird und wann es aus dem Walde treten wird, aber glaub' mir, Haubiette, es wird kommen. Was ich dir erzähle, ist keine Märe, es kommt gewißlich. Siehst du's nicht, es ist, als wäre alles bereit, ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll. Es klingt alles heute so seltsam, der Wind weht so kurz, als eile er rasch vorüber, daß er nicht störe, und die Bäume schütteln sich so heimlich und leise, damit sie dann recht ruhig stehen können, wenn es geschieht. Es ist genau wie in der Kirche, wenn die Glocke ausgeläutet hat und alle warten auf den Herrn Pfarrer und die Tür der Sakristei hat schon geknarrt. Es kommt, Haubiette, ich weiß, es kommt, das Mädchen."

Heiß klangen die Worte und fremd. Haubiette wand sich ungeduldig aus Jeannes Griff. Die blickte verwirrt um sich, zog verlegen und rasch ihr Kopftuch zurecht und lagerte sich schweigend neben ihre Freundin.

Lange Zeit saßen die Kinder nebeneinander und sprachen nicht, noch blickten sie sich an. Endlich aber stieß die Kleine ihre träumende Freundin mit dem Ellenbogen. Die wandte den Kopf und nun fing Haubiette an, leise und verlegen zu lachen, denn ihr war nun nicht klar, ob es ein Spiel gewesen war, das Jeanne mit ihr gespielt hatte, oder ob etwas geschehen sei, das zu verstehen sie noch zu dumm war. Da fühlte sie sich traurig und einsam, als hätte ihre Freundin sie verlassen wollen, und all ihr kleines Kinderunglück fiel ihr ein. Sie faßte Jeannes Hand, als hielte sie ihre große Gespielin damit ab fortzugehen, sie wollte ihr nun bedauernswert und hilfebedürftig erscheinen.

„Gestern in der Hecke hab' ich mein schönes Kleid zerrissen", begann sie mit weinerlicher Stimme.

„Ich hab' es dir gesagt, Haubiette, du sollst nicht im Heiligentagskleid Blumen pflücken gehen", erwiderte Jeanne verständig.

Haubiette nickte zustimmend und wie anklagend setzte sie hinzu: „Du, du hast eine Mutter, die erzählt, daß ihr Großahne ein Wappen getragen hat."

„Das tat er auch", sagte Jeanne stolz.

„Und deshalb bekommst du keine Schläge", sprach die Kleine weiter, als werde damit ihre Anklage immer schwerer.

„Arme Haubiette", flüsterte Jeanne, wie es Kinder tun, die zu ihren Puppen sprechen. „Arme Haubiette, hat deine Mutter dich wegen des Kleides geschlagen?"

Jeanne legte ihre Wange gegen das Kopftuch der Freundin und schlang ihren Arm um des Kindes schmale Schultern. Dann wiegten sich die beiden hin und her.

„Hast du Schläge bekommen, arme Haubiette?" wiederholte Jeanne.

„Nicht viel, weißt du, weil Palmsonntag war", rief Haubiette freudig, fing an zu lachen, machte sich von Jeanne los und lief auf der Wiese umher.

„Du störst die Tiere, Haubiette, was machst du denn?" rief ihr Jeanne nach. Da tönte es hell und lachend zurück: „Ich will einen großen, großen Strauß Blumen pflücken und wir wollen ihn auf einen Baum hängen und wettlaufen, wer zuerst hinkommt und ihn herunternimmt."

Und sie sprang zwischen der Herde umher und pflückte bunte, lichte Wiesenblumen, bis der Strauß so groß ward, daß sie ihn nicht mehr halten konnte. Dann nahm sie ein langes Wiesengras und band ihn und hängte den bunten Knäuel an einen Baum am Rande des Waldes.

Schon vor dem Wettlauf ging der Atem der kleinen Haubiette rasch, so wild war sie über die breite Wiese zu ihrer Freundin zurückgesprungen. Die Kinder stellten sich nebeneinander und klatschten beide zugleich dreimal in die Hände. Dann begannen sie zu laufen. Haubiette blieb bald ermattet und vollends atemlos stehen. Jeanne lief, ohne sich umzusehen, weiter, so rasch sie konnte, während ihre Freundin ihr lachend und keuchend nachrief:

„Jeannette, Jeannette! wie du laufen kannst. Ich sehe gar nicht, daß deine Füße den Boden berühren." Und sie lachte und freute sich.

Jeanne aber kam zum Baum, an dem die Blumen hingen. Nun ging auch ihr Atem rasch und stoßweise. Im Schatten lehnte sie sich an den Stamm. Ihr Herz schlug laut, ihre Knie zitterten. Ein Rauschen und Hämmern klang ihr im Ohr. Die bunte Wiese glitzerte im Sonnenlicht. Da sah sie einen Knaben auf sich zutreten und hörte, daß er sprach:

„Geh heim, Jeannette! Die Mutter bedarf deiner!"

Noch einen Augenblick lehnte sie im Schatten und schöpfte Atem. Der Knabe war fort. Es war ihr, als sei er in den Wald gegangen. Jeanne zupfte ihr Kopftuch zurecht, rief ihrer Freundin von dem Auftrag, den sie erhalten hatte, und ging in das Dorf.

7.

Als Jeanne in die niedere Stube trat, stand ihre Mutter beim Feuer. Sie blickte auf und sah das Mädchen erstaunt an.

„Was gehst du vor der Zeit von der Weide fort, Jeannette?" fragte Mutter d'Arc. Ihre Stimme klang zornig. „Und was kommst du hierher? Dein Mittagbrot hab' ich dir mitgegeben. Bleib draußen, solange du sollst. Ich will nicht, daß du herkommst, vor du Mittag läutest. Es ist ein Umweg und du läßt dann solange die Herde allein. Haviette achtet nicht genug auf die Tiere."

„Ihr habt mich doch rufen lassen, Mutter!" erwiderte Jeanne. „Ein Knabe hat es mir gesagt."

„Wer war der Bursche, der sich solche Späße mit der Tochter einer Romée erlaubt?!" rief zornig Mutter d'Arc und stieß mit dem Schüreisen wütend in die brennenden Scheite, daß die Funken wie aufgeschreckt herumstoben.

„So ein burgundisches Diebsgesicht! Geh zur Weide zurück, Jeannette, und laß dich nicht von jedem Däumling narren." Die erzürnte Frau wandte sich wieder ihrer Arbeit zu.

Jeanne trat aus dem Hause und schloß die Tür. Doch, da sie sich umwandte, da war ihr, als breitete sich helles Licht um sie. Es war so leuchtend und stark, daß Jeanne wähnte geblendet zu werden, aber es tat ihrem Auge nicht weh. Da ertönte dem Mädchen eine Stimme klar und fest, doch als klinge sie von weit, weit her: „Deine Mutter ruft dich, Jeanne. Sie bedarf deiner."

Jeanne d'Arc senkte langsam das Haupt, sie hatte das Wort vernommen und die Ruhe des Gehorsams breitete sich über ihr Antlitz. Das Licht verblaßte und erstarb.

Jeanne blickte still die schmale Dorfstraße hinauf, dann wollte sie zur Weide zurückkehren. Doch da schlug die Uhr auf dem Turme die zwölfte Stunde. Rasch schritt das Mädchen zur Kirche und läutete das Ave, wie es ihre Pflicht war. Klar und rein tönte es über Domremy.

Zweites Buch.

1.

Im Jahre des Herrn 1428 lebten die beiden Dörfer Domremy und Greux in tiefem Frieden und keiner war, der des Übels mehr erwartete, denn schon geschehen war. Die Kunde der Schlacht von Verneuil war gekommen und die Trauer der Bauern von Domremy über des Dauphins Niederlage, die Freude der Bewohner von Greux über den Sieg der Engelländer war nun schon lange vorüber. Nur die Knaben beider Dörfer zogen an die Ufer der Meuse und warfen unter hellem und mutigem Geschrei Steine wider einander und manch hölzernes Schwert zersplitterte auf dem Rücken des Gegners.

Zu dieser Zeit war es, daß Jeanne d'Arc mit ihrer Freundin Haubiette friedlich die Rinder des Dorfes hütete, als die Kirchenglocke von Domremy wild und hart zu schlagen begann. Der Ruf klang wie ein gellender, schluchzender Schrei. Es war um die Abendzeit und lange, ehe das Angelus geläutet werden sollte, drum erstaunten die Kinder auf der Weide. Jeanne lauschte dem Rufe schweigend und reglos. Doch nicht Furcht noch Sorge erfüllte ihr Herz. Einen kurzen Augenblick lang verhallte der Glockenton, um wieder lauter, angstvoller zu beginnen und über die abendliche Stille hinzuzittern. Es war Jeanne, als seien eingehüllt im erzenen, zuckenden Schall Worte an sie verborgen, doch als zerstreue die Angst des Menschen, der den Glockenstrang ruhelos zerre, den Sinn dieser Rede, daß sie zerfalle und hingeschüttet werde über das Land.

„Bleib hier, Haubiette, bei der Herde, ich will sehen, wer so früh und so schlecht zu Abend läutet", sprach da das Mädchen zu ihrer kleinen Freundin. Ihre Worte klangen

kurz und befehlend. Haudielte blickte erstaunt auf und schwieg erschreckt.

Als Jeanne auf den Kirchenplatz kam, da standen alle Bewohner des Dorfes eng gedrängt und sie konnte nichts sehen denn das Wogen der dicht aneinander gepreßten Rücken, die sich schoben und wandten, stets bewegt, doch niemals weichend. Ein Raunen und Rauschen, ein seltsames Flüstern stieg auf, aber kein lautes Wort war zu hören, nur hie und da hob sich eines Mannes Hand, winkte einem anderen zu, und rief einen Namen kurz und laut. Dann sank der erhobene Arm herab und wieder schoben und wandten sich die Gestalten, wichen einen Augenblick auseinander und drängten sich wieder eng zusammen, da einer sich durchzwängte und stehen blieb oder einem andern Platz machte.

Der alte Pfarrer kam atemlos aus der Kirche. Er hatte die Glocke geläutet und hielt die rechte Hand mit der linken, denn sie schmerzte ihn von der Arbeit. Er kam zu der Mauer von Menschen. Wortlos drückte er zwei Leute auseinander. Die schauten über die Schulter, erkannten ihn und traten einen Schritt nach rückwärts. Die Leute vor ihnen bemerkten die Bewegung, blickten sich um und wichen zur Seite. Mit starken Schritten trat der Priester in die Menge. Nun wogten um seine schwarze Gestalt die grau und braun gekleideten Bauern, bis daß, immer weiter und weiter sich breitend, Unruhe und Bewegung alle erfaßte.

Jeanne schritt knapp hinter ihrem Lehrer durch das Drängen der Menschen. Sie wurde gedrückt, gestoßen, geschoben, doch keiner schien schelten zu wollen. Vor ihr blieb der Pfarrer stehen.

In zerrissenen Kleidern, ein schmutziges Tuch, auf dem rote Blutflecken leuchteten, gegen die Wange drückend, stand ein Bauer da. Er stand mitten unter den sich pressenden Menschen, doch er ging nicht von der Stelle. Er rührte sich nicht, während alles um ihn sich ohne Unterlaß leise regte.

Er sprach mit heißem, heiserem Flüstern, hielt manchmal inne, um das Tuch von seiner breiten Wunde zu nehmen, es zu wenden und dann wieder gegen die Wange zu halten. Schweiß perlte ihm auf der Stirne. Knapp hinter ihm stand eine Frau, die hielt eine Hand auf seiner Schulter, als wolle sie eine Frage an ihn richten, als wolle sie ihn unterbrechen, doch er fühlte nicht ihren Griff und sah sich nicht um. Er sprach weiter, ohne zu sehen, mit wem er redete, ohne zu achten, wenn ein Hörer von einem anderen fortgedrängt worden war, und immer sprach er rasch, immer flüsternd, immer atemlos.

Der Statthalter der Champagne war unterwegs mit Reitern und Fußvolk, mit Leuten in Waffen, die sangen, lachten, fluchten, die über die breite Landstraße hinströmten, auf Fluren, Feldern und Weiden überflossen, nach Frauen und Mädchen griffen, in Häuser traten, schrieen und befahlen und weiterzogen. Und der Bauer aus Domremy hatte sich verborgen, da er den Lärm gehört, er hatte einen Zug vorüberziehen sehen, einen kleinen Zug und hatte gewähnt, es folgten keine Mannen mehr, so still sei die Straße geworden. Doch da kam wieder ein Mann. Der Bauer hatte gedacht, daß der zu denen gehörte, die schon vorüber waren. Dann aber kamen drei, dann sechs, dann eine kleine Schar und so, zuerst tröpfelnd, endlich strömend und überströmend, hatte sich ein neuer, langer Zug über das Land ergossen. Im Walde hatte es von Waffen geblitzt und der Bauer war geflohen. An einem Ast hatte er seine Wange verwundet. Auf der Landstraße laufende und schwatzende Zigeuner hatten ihm berichtet, sie seien auf der Flucht vor den Truppen des Statthalters der Champagne, des Grafen Antoine de Vergy, der mit seinem Heerhaufen komme, Vaucouleurs zu erobern. Und immer wieder, immer wieder erzählte der Bauer.

Als er weiter und weiter sprach, da wandte sich plötzlich die Frau, die hinter ihm gestanden hatte, um, stieß die Leute zur Seite und lief davon. Einen Augenblick später schlug

eine Haustür auf dem Dorfplatz hallend zu. Der Bauer aber sprach fort, heiser und heiß flüsternd. Da rief eine helle Frauenstimme eines Mannes Namen, laut antwortet einer aus dem Haufen stiller Zuhörer und reckte sich auf die Zehenspitzen, nach der Richtung spähend, aus der die Stimme kam. Ein Ruf des Staunens klang auf, ein Murmeln der Zustimmung wogte über die Menge. Auf den Stufen eines Hauses stand die Frau, sie hielt eine dunkle hölzerne Wiege in den Armen. Auf ihrem Rücken lastete ein Bündel, über dem geschnürt ein Kupferkessel im Abendlicht blitzte.

„Ich gehe nach Neufchateau", rief die Frau ihrem Manne zu. Dann, unter ihrer Last stolpernd und schwankend, trat sie von der Türstufe herunter und laut hallte das Klappern ihrer Holzschuhe, da sie schweren Schrittes fortzog.

Dichter und dichter klang das Murmeln. Immer häufiger riefen sich die Männer kurze Worte zu, immer länger wurde ihnen Antwort. Gespräche woben sich über die Köpfe der eng Zusammengedrängten. Einige schoben sich nach rückwärts fort. Türen fielen zu, das Klappern der Holzschuhe klang nicht mehr hell und einzeln, es wurde ein dumpfes, ruheloses Pochen die Dorfstraße hinauf und herunter. Da knarrte ein schwer belastetes Gefährt heran. Eine Peitsche knallte, Stimmen riefen laut. Die Köpfe der schweren Pferde schoben sich in die Menge. Die Leute wichen aus und über den Platz rollte langsam und ächzend, hochbeladen mit Hausrat, der erste Wagen, geführt von dem nun heimatlosen Bauern, gefolgt von einer Frau, die schweren, wiegenden Schrittes ging, als gehe sie schon lange, lange Zeit und werde noch in weite Ferne wandern. Oben, neben Küchengerät, Werkzeugen und einem Bilde der Mutter Gottes, das an einer dunklen Truhe lehnte und im Lichte der nun versinkenden Sonne leuchtete, saß ein kleines Kind mit hellen Haaren und aß einen großen, roten Apfel. Die Stunde der Wanderung war gekommen, das erste Blatt trieb hin vor dem Sturme des Krieges.

2.

Als Jeanne auf die Weide zurückkam, fand sie Haubiette im Dunkeln unter einem Baume kauernd und bitterlich weinend. Das kleine Mädchen hatte sich gefürchtet und war auf Jeanne erzürnt, weil sie davongeeilt war und sie verlassen hatte ohne Gruß, nur mit einem befehlenden Wort auf den Lippen. Jeanne blieb stehen und seufzte tief, da sie die Vorwürfe hörte, die ihre kleine Freundin ihr schluchzend, stoßweise entgegenrief. Sie trat auf Haubiette zu und wollte ihr Haar streicheln, sie liebkosend trösten. Doch die Weinende ballte die kleine Faust und schlug nach Jeanne. Da richtete sich das Mädchen auf, faßte das zornige Kind bei den schmalen Handgelenken und schüttelte es.

Haubiette weinte laut. Jeanne aber hielt sie fest und rief ihr die böse Kunde ins Gesicht: „Die Engelländer kommen her. Alle gehen fort. Wir müssen die Herde rasch nach Neufchateau treiben. Eil dich, Haubiette!"

Schluchzend, mit schleifenden Schritten ging die Kleine an ihre Arbeit. Jeanne war überall hinter ihr her. Doch während das Mädchen die unruhigen Tiere leitete, während sie dahinlief, bald vorwärts schauend, bald rückwärts, war ihr, als wolle etwas an ihrer festen Ruhe zerren. Oft ballte sie die Hand zur Faust und stieß ein Stück Vieh vorwärts, das schon lief, und wunderte sich dann einen kurzen Augenblick über ihr Tun. Dieweil sie ordnete, sorgte und schaffte, war ihr doch, als verabsäume sie eine wichtige, befohlene Arbeit. Haubiette aber ging vor ihr her mit zuckenden Schultern, weinend, weil ihre Freundin hart und rauh mit ihr verfahren war. Und das Schluchzen des kleinen Mädchens schlug gegen Jeannes Ohr wie scheltende Worte. Wie ein gestammelter Vorwurf war ihr des Kindes Weinen. Da gedachte Jeanne d'Arc der Stimme, deren dunkle Mahnung sie vernommen hatte und unsichere Furcht sprang in ihrer Brust auf, Furcht, ihr Dorf mit seiner hellen Glockenstimme

und ihre Herde verlassen zu müssen. Einen Augenblick legte sich ihre Hand angstvoll auf ihr Herz. Da sprang ein junges Kalb vom Wege ab.

„Haubiette, gib acht!" rief Jeanne laut. Ihre Hand faßte die Gerte wieder fest und mit hartem Schlag trieb sie das Tier zurück. All ihr Denken war wieder bei ihrer Arbeit und dem Gebot der Stunde.

3.

Schwer ächzende Wagen rollten langsam und schwankend über die Straße nach Neufchateau. Hie und da zuckten schwelende Fackeln durch die Nacht. Jeanne trieb ihre Herde rasch vorwärts. Sie mußte ihre Tiere neben der Straße hertreiben, die überwimmelt war von den Fliehenden und ihrer Habe. Die Männer schritten schweigend an den nickenden Köpfen der schwer ziehenden Pferde. Die Frauen hatten Freundinnnen und Verwandte gefunden und flüsterten leise und kummervoll. Irgendwo weinte ein kleines Kind laut auf, da es aus festem Schlafe erwacht war und sich fürchtete. Junge Burschen, die Fackeln trugen, hatten sich mit Gerät bewaffnet. Da blitzte eine Sense auf, die einer geschultert trug, dort klang singend eine Heugabel, die gegen einen Wagen stieß. Die tiefe Stimme eines Mannes rief hie und da einem störrischen Pferde zu. Das scheute mit einem Male. Der Wagen rollte rasch, ächzte laut und das Klappern und Schlagen von Pferdegeschirr, Halftern und Hufen rasselte grell durch die Nacht.

Jeanne schritt weiter. Ihre Herde ging ruhevoll und traurig dahin. Die Tiere sahen sich wie erstaunt um und atmeten laut und schwer, als laste drückende Angst auf ihnen. Haubiette weinte lange nicht mehr, sie war müde geworden. Sie kam zu Jeanne und hing sich schwer an ihrer Freundin Hand. Einmal stolperte das Kind. Jeanne

blickte zu ihr nieder, die wie im Traume schritt, mit gesenktem, schwankendem Köpfchen, halb schlafend. Da hob sie Jeanne auf und hielt sie vor sich in die Höhe.

„Bist du müde, kleine Haubiette?" fragte das Mädchen. Das Kind konnte vor Ermattung kaum sprechen. Es schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich kann noch ganz gut weitergehen", flüsterte sie. Dann schlang sie aber ihre Arme um Jeannes Nacken, legte den Kopf gegen die Wange ihrer Freundin und schlief im Augenblick ein.

Jeanne drückte das Kind an sich und schritt weiter. Sie mußte über Ackerfurchen gehen. Ihre Füße wurden müde und Haubiette lastete schwer in ihren Armen. Eben ging sie neben einem Wagen, der nicht hoch beladen war. Ein junger Bursche führte die Pferde. Jeanne kannte ihn. Es war Michael Lebuin, ein Freund ihres Bruders. Sie schritt zu ihm hin. Da sie in den Streifen Lichtes trat, den eine matt brennende, schwankende Laterne auf den dunklen Boden goß, erkannte sie der junge Bauer.

„Jeanne, du gehst wie eine Mutter mit einem Kinde im Arm", sprach Michael lächelnd.

Das Mädchen nickte still mit dem Kopf, dann löste sie behutsam Haubiettes Händchen von ihrem Nacken und legte das schlafende Kind auf den Wagen.

„Willst du einen Trunk, Hirtin?" fragte Michael und zog aus einer dickbauchigen Kürbisflasche, die er dann dem Mädchen reichte. Sie trank. Das Licht der Wagenlaterne flackerte und erlosch. Michael blieb mit seinem Gefährt stehen. Er rief seinen Pferden langgezogene Worte zu. Wagen auf Wagen mußte sich anreihen und das Rufen tönte zurück bis weit hinaus in die Dunkelheit. Das Gefährt vor ihnen rasselte, knarrte und ächzte weiter die Straße hinauf. Helle Wolken Staubes umhüllten die Umrisse der Frauen, die ihm folgten. Jeanne trieb ihre Herde auf den nun frei gewordenen Weg und wartete. Die Rinder drängten sich eng zusammen.

„Ich habe kein Talg mehr, Jeanne", sprach Michael. „Wir müssen im Finstern weiter."

Er knallte mit seiner Peitsche und rief seine Pferde froh, ermutigend an. Hinter den beiden knallten nun die Peitschen, riefen die Bauern, schlugen die Pferde mit den Hufen den Boden und setzten an. Die Räder aller Wagen begannen die Straße zu malmen. Ein Pferd bockte. Laut hallte der rasche, unregelmäßige Hufschlag, das erschreckte Rufen. Dann klang es wieder eintönig und gleichmäßig durch die Nacht. Ächzen, Knarren, leises Klingen von Geschirr und Halfter, Räderrollen. Es füllte die Luft also an, daß es war, als sei die Stille der Nacht gewoben aus diesen Tönen. Das Ohr ward taub für sie.

„Laß uns zusammen weitergehen, Jeanne!" begann Michael.

„Wenn Ihr es wollt!" erwiderte das Mädchen.

„Es geht sich leichter zu zweit."

Durch das Dunkel schimmerte die Straße neblicht und grau. Rechts und links stiegen Bäume auf, da Jeanne schweigend weiterschritt. Als sie an ihnen vorüberkam, war es, als sänken sie langsam nieder. Der Himmel war mit schweren, geballten Wolken bedeckt. Grillen zirpten. Es klang wie aus weiter Ferne. Von Zeit zu Zeit streifte ein Nachtschmetterling leise und lautlos über des Mädchens Stirne.

„Nun sind auch wir im Elend, Jeanne", begann Michael, mehr zu sich selber sprechend, nur seinen Gedanken Laut verleihend, um die Gleichmäßigkeit der Töne zu unterbrechen.

„Ganz Frankreich ist im Elend", erwiderte Jeanne.

„Und keiner weiß warum."

„Ich weiß es, Michael Lebuin, ich weiß es."

Dann schwiegen beide lange Zeit.

„Habt Ihr gehört, Jeanne d'Arc," begann Michael wieder, „habt Ihr gehört, daß eine edle Dame zur Zeit unserer Väter verkündet hat, daß unser Land von einer Frau ins Elend gebracht werden wird?"

„Der hochwürdige Herr Pfarrer sprach einmal davon. Ich habe es nicht verstanden."

„Nun sind wir alle im Elend, und ich kenne keine Frau, die daran Schuld trägt."

„Wir kennen nicht alle Frauen, Michael Lebuin, und nicht alle Sünden", entgegnete Jeanne ruhig.

„Aber es geht auch die Märe, Frankreich werde von einem Mädchen befreit werden", fuhr Michael beharrlich fort. Er sprach trotzig, als wolle er rechten mit dem, so solches verkündet hatte.

„In des Allmächtigen Hand liegt alles", erwiderte Jeanne. Ihre Stimme klang hart und befehlend. Michael suchte in der Dunkelheit des Mädchens Gesicht zu schauen. Da er aufblickte, gewahrte er, daß alles um ihn rötlich leuchtete. Er sah Jeannes Gestalt deutlich und konnte erkennen, daß ihre Züge ruhig und freudevoll waren.

„Jeanne, ich kann dein Gesicht sehen", sagte er.

„Ich das Eure auch, Michael."

Die Straße schimmerte nicht mehr grau, auch auf ihr lag ein rötlicher Hauch. Die Bäume, an denen sie vorüberzogen, ragten tiefdunkel gegen den kupfernen Himmel. Ein leiser Wind begann zu atmen. Das Licht ward immer greller, immer feuriger. In das Ächzen und Knarren der Wagen mengte sich ein seltsames Rauschen; wie das Flattern einer großen Fahne war es anzuhören. Die dunklen Wolken färbten sich blutigrot. Nun begann das Glühen, das über allem lag, langsam zu flackern. Es zuckte und wurde lichter. Der Wind stieß häufig wider die Bäume, daß die jungen Blätter zu flüstern begannen und zitterten wie in Furcht.

Michael blickte auf Jeanne. Sie schritt hocherhobenen Hauptes weiter. Sie sah nicht auf den Weg. Ihre Hirtengerte trug sie gesenkt, als halte sie ein Schwert mit der Spitze nach abwärts, um mit der Klinge einen zu grüßen. Um ihren Leib hatte sie einen Riemen gegürtet, daß ihr Kittel sie beim Gehen nicht hindere. Ihr Gewand

fiel wie ein Waffenrock, die losen Ärmel flatterten im Winde.

Der Zug ging bergan. Die Bauern begannen lauter zu sprechen. Die ersten Wagen hatten auf dem Kamm des Hügels Halt gemacht. Männer liefen nach vorne, blieben stehen und blickten sich um. Viele Arme erhoben sich, viele Hände wiesen nach rückwärts. Die Bauern schienen den Weg zurückzuspähen und hielten die Hand über die Augen, um besser schauen zu können.

„Willst du nicht sehen, was es gibt, Jeanne", sprach Michael und faßte des Mädchens Hand. Sie war kalt und griff hart und fest in die seine. Der Bursche führte sie den Weg hinan, rasch an der Herde und den Wagen vorüber. Sie schritt neben ihm. Er begann zu eilen. Er lief. Jeanne blieb neben ihm. Er keuchte. Jeannes Atem ging ruhig. Als sie des Berges Scheitel erreicht hatten, blieb Michael stehen und wandte sich um.

Das Tal, das sie durchwandert hatten, lag da wie von einer riesigen, schwelenden Fackel überglüht. Ganz weit, am Rande der Ebene, wanden sich niedere, rote Flammen. Nun schossen sie spitz empor, als sprängen sie wild auf, um den Himmel zu berühren. Dann sanken sie plötzlich wieder ermattet zusammen. Wie vom ersten Morgenlicht berührt, glühte ein schlanker Kirchturm in die Dämmerung. Er stand noch unversehrt. Das Kreuz an der Spitze flimmerte und strahlte. Mit einem Male kletterte eine gelbe Flamme an dem Turme empor, wie tausend kleine Kobolde liefen die flackernden Feuerzacken um den Dachfirst. Sie wuchsen auf, züngelten am steilen Giebel, schlugen über dem Kreuz zusammen und teilten sich rasch wieder. Dann reckten sie sich auf und wehten im Winde wie tausend glühende Wimpel, wie lange, gelbleuchtende Gespensterarme, die verzweifelt winkten. Das Kreuz auf dem Turme neigte sich langsam vornüber wie das Haupt eines Sterbenden. Erschreckten Vögeln gleich huschten brennende Schindeln durch die Luft.

Die Bauern standen zusammengedrängt und schweigend. Rötlicher Schein lag auf ihren müden Gesichtern, auf ihren schweren Händen. Die Frauen saßen am Wegrand und weinten leise. Flüsternd durch das Brausen der fernen Flammen klang ihr Schluchzen.

„Domremy!" rief Michael.

Der Aufschrei zerbarst wider den lastenden, schweigenden Kummer. Schmal und aufrecht stand Jeanne da. Ihre Gerte hatte sie fallen lassen. Die rote Glut umstrahlte sie, daß es war, als leuchte ein reines, weißes Licht aus ihrem Innern. Nur das Dunkel ihres Haares schnitt scharf in die Helle ihres Antlitzes.

„Der Wald Chesnu!" flüsterte Michael und wies auf den schwarzen Streifen, der reglos um die tanzenden Flammen lastete. Da ballten sich Jeannes Hände zur Faust und langsam hoben sich ihre sehnigen Arme.

„Der Wald brennt nicht!" rief sie hell und laut.

Die Bauern sahen sie erstaunt an. Doch sie sprach weiter, klar und fest.

„Der Wald Chesnu, der Wald, aus dem unserem Lande Rettung kommen soll, brennt nicht! Es ist die Fügung Gottes, es ist das Zeichen!"

Langsam sank sie ins Knie und faltete die Hände. Sie wandte ihren Blick empor und hub an zu beten. Ihre Stimme war hell und hatte alle Schwere verloren. Ihre Rede floß hin, kindlich im Worte, kindlich im Klang, es war, als spräche ein Mädchen zu Hause am Herde ihr Abendgebet. Sie sprach zu den Wolken empor, die erhellt waren von den Flammen, die Feindeshand entfacht und ihrer Eltern Habe genährt hatte, als spräche sie zu einem Vater, als bitte sie um ein kleines Geschenk, um ein Stück Backwerk, ehe sie zu Bette ginge. Doch da dies Kind sprach, da war es allen, Männern und Frauen, als müsse der sie erhören, zu dem sie betete. Des Mädchens Worte schienen geboren fern von den Sorgen, die nun wider aller Herz pochten, fern von der Not, die in lohendem

Gewande über ihrer Häuser verlassene Schwelle geschritten war. Aus dem Glücke ihrer Heimat, aus dem Frieden ihres Lebens klang allen des Mädchens Gebet herüber. Die Bauern ließen sich schwer und langsam in die Knie nieder, falteten ihre harten Hände, hoben ihr durchfurchtes, starres Antlitz gen Himmel und sprachen mit ernster, erdenschwerer, sorgenrauher Stimme Jeannes hellklingende Worte nach. Und allen ward, da sie betend um das Mädchen knieten, hier auf der Flucht einen kurzen Augenblick lang Heimat und Haus, Friede und Ruhe. Denn von allem, was ihr eigen gewesen war, blieb ihnen nur dies allein unversehrt, der Klang eines kindlichen Gebetes. Jeanne aber bat Gott um Gnade für Frankreich, für den König, des Allmächtigen Lehnsmann, und um langes Leben für Eltern und Freunde. Es war das alte Gebet, das jeden Sonntag nachmittags die Kinder sprachen beim Segen in der Kirche zu Domremy. Dann stand sie froh auf und mit ihr die Bauern.

Noch immer lag schwer und dunkel, unberührt von den Flammen, der Wald Chesnu. Jeanne spähte nach der Kirche ihres Dorfes. Eine mächtige, spitz gen Himmel weisende Flamme hüllte das kleine Gotteshaus ein wie in eine flatternde, goldene Fahne. Da, mit einem Male war es, als werde das breite, schlagende Banner zerrissen. Der Turm ragte glühend hoch auf. Funken stoben und von Glut übersprüht, dröhnte die Glocke zur Erde nieder. Brüllend zerbarst das Mauerwerk und schüttete seine Trümmer über den weithin schallenden Schrei des stürzenden Erzes.

Wie von der Wucht der Laute erfaßt, taumelte Jeanne zurück und bedeckte ihr Antlitz mit den Händen. Ihr altes Amt hatte der Herr der Blitze ihr genommen. Sie wandte sich um und sank weinend in die Arme einer alten Frau. Helle, gelbe Flammen schlossen sich über dem zerborstenen, zackigen Turm. Sie winkten und wogten und mengten ihren Schein mit dem Lichte des kommenden Tages.

4.

Als der Zug der Fliehenden in früher Morgenstunde Neufchateau erreichte, da schritt Michael Lebuin noch immer schweigend neben Jeanne. Er hatte die kleine Glöcknerin zu trösten versucht. Einen Augenblick war des Burschen schwere Hand über des Mädchens dunkles Haar geglitten, da sie weinend ihr Gesicht an der Brust einer ihrer Patinnen verborgen hatte. Doch Michael fürchtete, selber weinen zu müssen vor allen Männern seines Dorfes und darum hatte er ängstlich seine Hand zurückgezogen, da das Mädchen sich wieder aufgerichtet hatte. Sie war dann zu ihrer Herde zurückgekehrt und hatte das Vieh weitergetrieben, schweigend und ohne sich noch einmal nach den Flammen umzublicken, die über Domremys Trümmern ihren wilden Tanz vollführten.

Dem jungen Bauern war manches Trostwort durch den Sinn gegangen, manchesmal hatte er tief aufatmend zum Sprechen angesetzt. Doch da legte sich ihm stets eine Last auf die Brust und er fühlte, wie seine Stimme im Innern zitterte, wie die noch nicht ausgesprochenen Worte in ihm zerbrachen und wie er nicht die Kraft hatte, die Last seiner Traurigkeit von sich zu heben. Einmal griff er nach des Mädchens Hand und ihm war, als hielt Jeanne sie fest, als stütze sie sich auf ihn. Da ließ er seine Rechte in ihrer Linken ruhen und schritt weiter. Nur hie und da, wenn das schon ersterbende Licht des Brandes jäh aufflackerte, war ihm, als wäre es sein Amt zu sprechen. Dann war es immer ein Satz, den er wiederholte: „Die Rettung kommt sicher, Jeanne!"

Und dann drückte er des Mädchens Hand ganz fest und sie erwiderte ruhig und dankbar sein unbeholfenes Bemühen. „Jawohl, Michael, ich weiß es!"

Vater d'Arc hatte gute Freunde in Neufchateau. Doch er mußte als Aldermann seines Dorfes für die ganze Gemeinde sorgen. Alle fanden Wohnstatt, denn die Bürger

von Neufchateau waren nicht arm und lebten in geräumigen Häusern. Doch es waren wenig Bauern unter ihnen und für die Gemeindeherde war da kein Platz. Nur das Wirtshaus der alten La Rousse hatte eine große Scheune, und so führte Jeanne ihre Herde dorthin. Die weite Dachkammer, die über die Breite und Tiefe des ganzen Hauses sich dehnte, mußte dem Aldermann und den Seinen zur Wohnstatt dienen.

Als Jeanne die Herde eingetrieben hatte und vor das Wirtshaus kam, stand Michael Lebuin noch vor der Tür und wartete auf sie. Er trat ihr mit schweren Schritten entgegen und ergriff ihre Hand. Sie nickte ihm zu. Da ließ er Jeanne nicht eintreten, sondern hielt sie fest. Er blickte ihr starr ins Gesicht und sah, daß es blaß war, daß die schwere Hand der Ermattung tiefe, dunkle Furchen unter des Mädchens Augen gezogen hatte.

„Jeanne," begann Michael fast bittend, „Jeanne, ruht Euch nun aus."

Das Mädchen nickte. Wieder hub der Bursche zu sprechen an: „Jeanne, es wird sicher Rettung kommen!"

„Aus dem Walde Chesnu", erwiderte Jeanne.

„Euer Gebet war . . . .", da brach Michael ab, lehnte sich an den Türpfosten und begann bitterlich zu weinen.

Er kämpfte und rang mit seinem Schluchzen und schlug mit der Faust gegen die Mauer. Doch er ward geschüttelt von seinem Schmerz und zuckte, zerstochen vom Weinen. Jeanne stand neben ihm. Plötzlich richtete sich der junge Bauer auf, wandte sich um und lächelte verlegen mit tränenfeuchtem Gesicht. Dann fuhr er mit seinem breiten Handrücken über die Augen und flüsterte entschuldigend:

„Ich bin armagnacisch, Jeanne! Ich bin aus Domremy wie du, ich glaub' wie du, Jeanne."

Das Mädchen sah ihn erstaunt an. Michael lächelte noch immer. Dann blickte er verlegen zu Jeannes Hand nieder und wie aufmunternd, als gäbe er ihr ein Zeichen, was sie nun tun solle, fragte er: „Was tragt Ihr für einen Ring, Jeanne?"

„Er ward mir von meiner Mutter geschenkt, Michael. ‚Jesus, Maria' stehet darein geritzt."

Michael wartete. Jeanne schwieg. Dann faßte er plötzlich des Mädchens Hand und rief: „Aber wir bleiben beisammen!" und lief davon.

5.

Die Dachstube im Wirtshause der alten La Rousse war für wandernde Handwerker bestimmt. Nun hatte sie Vater d'Arc gemietet. Im ersten Stockwerke waren viele kleine Kammern, deren Türen führten auf einen langen, dunklen Gang. Daselbst kehrten edle Herren ein, Waffenknechte und Handwerker. Da wurde oft gezecht und gesungen und selten war es, daß Jeanne über die seufzende, eng gewundene Holztreppe hinabstieg, ohne das Rauschen schwerer Seide zu hören oder das helle Lachen einer Frau oder gar eine Dame in bunten Kleidern von einer Kammer in die andere huschen zu sehen. Es lebten da im Wirtshause der alten La Rousse viele Frauen. Manche waren jung und schlank und ihre Brüste waren klein und rund und lugten neugierig aus dem weit offenen, tiefen Mieder hervor, manche waren volle Frauen mit reichem Haar und schwerem Schritte. Aber alle trugen auf dem linken Ärmel ihres Kleides ein Glücksrädchen eingestickt.

Wenn Jeanne sie des Abends im Gange des ersten Stockwerkes mit einem Manne sprechend traf, da sah sie stets, daß der Frauen und Mädchen Lippen lachten, da lachten ihnen die Augen und Freude schien mit ihnen zu tanzen bei jedem Schritte. Doch zur Tageszeit, so sie unten neben der alten Wirtin standen, die ruhig und sittsam beim Schenktisch saß und mit ihnen sprach unter weisem Kopfnicken und mit leiser, ernster Rede, als lehre sie ihnen manch heilsames Wissen, da war Müdigkeit in der Mädchen Gesicht, Müdigkeit hing an den Winkeln ihres Mundes und

matt blickten die Augen, als sähen sie nichts um sich. Es war ihr Schritt, so sie des Tages die Treppen hinauf- oder herabstiegen, schwer, als verdrieße es sie, die Füße zu heben und selten lachten dann die Mädchen. Wenn aber einmal eine laut auflachte, da klang es hart und böse, spottend und gellend.

Einmal kam Jeanne hinab und suchte in der Schenkstube die Wirtin, um sie zu bitten, Talg für eine Lampe zu geben. Da stand ein junges, blondes Weib bei dem Tische und wieder sprach die alte La Rousse ernst und ruhig zu ihr. Sie aber wandte sich um, sah Jeanne nnd lachte. Es war nicht das grelle, böse Lachen des Tages, doch auch nicht das frohe Kichern der Nacht. Sie winkte Jeanne mit der Hand und rief: „Willst du nicht zu uns kommen und süßen Wein trinken, kleine Hirtin?"

Die alte Frau La Rousse aber stand geruhsam auf und sagte ernst:

„Das ist die Tochter des Aldermanns d'Arc aus Domremy. Der zahlt für die ganze Dachstube."

Und da sie sprach, ward ihre Stimme um ein ganz weniges lauter. Sie hob die Hand und schlug dem lachenden Mädchen eine Maulschelle, daß es laut hallte. Dann setzte sie sich ruhig wieder zu ihrem Schenktisch. Das Mädchen aber ward erschreckt und rief: „Ich tue ihr nichts, Mutter La Rousse!" und schlich in eine Ecke und weinte bitterlich. Sie war sehr jung.

Als Jeanne die dunkle, gewundene Holztreppe emporstieg, da zitterten ihre Hände und sie blickte sich oft um, ob die Wirtin in der Stube sitzen blieb und das Mädchen noch weine, denn gerne wäre sie zu ihr gegangen und hätte ihr Trostworte gesagt.

Die Eltern des Michael Lebuin hatten wenig Habe mit sich geführt auf der Flucht. Ihr Hausrat war gering, denn ihr Wohlstand war die Ernte ihrer Felder. Die aber mochte verbrannt oder niedergestampft sein in Domremy und so waren die Lebuins arm geworden und Michael traurig. Nur wenn der junge Bauer Jeanne sah, ward er

heiter. Da lachten seine Augen und er zwinkerte dem Mädchen zu und schritt sogar langsam und bedächtig über den ganzen Platz, um Jeanne des Morgens die Hand zu reichen. Doch ging er von ihr fort, da ließ er seinen Kopf hängen, gedachte der Zukunft und seufzte. Jeanne merkte dies wohl. Sie ließ den Burschen neben sich sitzen, wenn sie die Herde weidete und hörte seine Reden an. Immer wieder sagte er, daß er mit Jeanne beisammen bleiben wolle. Und oft hielt er einen alten, güldenen Taufring in der Hand und spielte damit. Doch da wurde er stets schweigsam und desgleichen Jeanne.

Eines Nachts war das Singen und Lachen im unteren Stockwerke der Herberge schon verklungen und das Haus lag in tiefer Ruhe. Der Stadtwächter rief vom Torturm die dritte Stunde des neuen Tages aus und von allen Warten der Stadt klang der Ruf der Sicherheit zurück über die ruhenden Häuser hin. Jeanne lag auf einem Bündel Stroh und schlief. Mit einem Male tönte ein rauher, lauter Schrei im unteren Stockwerke. Er durchriß hell und scharf die Stille und fegte den leichten Schleier des Schlafes von Jeannes Augen. Sie richtete sich erschreckt auf. Da vernahm sie laute Worte, die polternd in das nächtliche Schweigen geschüttet wurden, dann dumpfe Schläge und lautes Reden. Jeanne sprang von ihrem Lager und eilte die Stiege hinab. Es war ihr, als müsse sie helfen. Angst fühlte sie wohl, denn niemals hatte sie helles Licht im dunklen Gange des unteren Stockwerkes gesehen, hatte niemals gewußt, was des Nachts dort geschehe und hatte alle Gestalten, die im Schatten der niederen Türen standen, kaum je mit den Augen gestreift. Doch nun wußte sie, daß jemand der Hilfe bedürfe.

Als Jeanne die Stiege herabgelaufen kam, war das flimmernde Dämmerlicht voll kreischender Rufe und polternder Reden, eilig wurden Türen zugeschlagen, dann fiel dumpfe Stille in die Enge des Ganges. Jeanne zauderte. Mit schweren, taumelnden Schritten stolperte ein Mann an

ihr vorüber. Er sprach halblaut zu sich selber und schien voll von Wein. Eine Tür wurde aufgerissen und ein Mädchen im bloßen Hemde reckte ihre Hand hinaus und drohte laut weinend dem Mann, dann begann sie zu taumeln und fiel schwer zu Boden. Jeanne sprang zu ihr hin. Das Mädchen ächzte leise und nannte wirr die Namen von Heiligen und Fluchworte durcheinander. Zwischen der Liegenden losem Goldhaar sickerte langsam dunkles Blut vor. Jeanne hob des Mädchens Kopf auf. Es war dieselbe, die sie einmal angesprochen hatte und drum von der Wirtin geschlagen worden war. Ihr Mund war halb offen und sie hauchte weinschweren Atem in Jeannes Gesicht.

Die alte La Rousse kam wortlos und rasch herbeigelaufen. Sie war angekleidet wie bei Tag und an ihrem Gürtel klangen hell die Schlüssel, da sie lief. Die Haustüre fiel schwer zu. Jeanne blieb auf den Knieen, des Mädchens blutenden Kopf im Schoße. Die Verwundete begann sich nun zu winden und mit den Händen um sich zu schlagen. Sie reckte ihren Leib auf und er zuckte seltsam und wild. Die Wirtin eilte davon und kam mit einem Licht wieder. Des Mädchens Gesicht war fahl, nur hoch auf ihren Wangen, fast unter den Augen, war grelle Röte. Dunkles Blut sickerte aus ihrer Nase, sammelte sich zu einem schweren, schwärzlichen Tropfen auf ihrer Oberlippe, um dann rasch und plötzlich in den geöffneten Mund zu fließen. Da Frau La Rousse dies sah, schlug sie ein Kreuz und begann das Blut mit ihrer Schürze wegzuwischen, doch immer wieder sickerte es hervor.

Türen gingen auf. Mädchen und Frauen steckten ihre Köpfe heraus, begannen miteinander zu flüstern, huschten an Jeanne vorüber, manche bloßen Leibes, manche nur in leichte Hemden gehüllt. Sie blieben einen Augenblick bei der Verwundeten stehen, blickten ihr rasch ins Gesicht, dann liefen sie in eine Kammer oder trippelten mit kurzen Schritten und nackten Füßen leise zum Ende des Ganges und sprachen schnell und leise weiter.

Draußen klangen die Morgenglocken hell und rein. Der Tag war angebrochen. Das verwundete Mädchen lag nun ganz still. Ihre nackten Arme hingen schlaff zu Boden, nur ihre Finger zuckten manchmal und pochten auf den Holzboden. Unregelmäßig, ganz leise, wie fallende Regentropfen klang es. Die Morgenglocken klangen klar und froh. Des Mädchens bleiche Lider hoben sich. Ihr Blick war unsicher und ihre Augen rollten umher. Da sie nach oben stierte, erkannte sie Jeanne und lächelte. Die strich ihr über das blutfeuchte, goldene Haar. Das Mädchen nickte mit dem Kopf.

„Bleibt still liegen", flüsterte Jeanne ihr zu. Da richtete sich der Verwundeten Leib auf, ihre Lippen schienen Worte formen zu wollen, mühsam und schwer stieß sie Silbe um Silbe hervor: „Pierre, endlich, endlich bist du zurück!" Ihr Kopf begann zuckend im Schoße Jeannes zu schlagen, zwei-, dreimal, dann lallte sie etwas und aus ihren verzerrten Mundwinkeln zog sich langsam ein dünner, roter Faden Blutes.

Jeanne blickte erschreckt nieder. Des Mädchens weit offene Augen wurden matt. Jeanne hielt eine Tote in ihrem Schoße.

Als wären sie gerufen worden, kamen Mädchen und Frauen aus ihren Kammern, blinzelten erschreckt und schweigend zur Leiche hin und schlugen rasch das Kreuz. Doch keine kam nahe. Und bald waren alle Frauen wieder hinter den Türen verschwunden, denn die Angst fand am raschesten durch ihre Augen den Weg zum Herzen und waren die zu, ward ihnen leichter im Sinne.

Jeanne streifte die Lider der Toten mit ruhiger Hand nieder. Dann ließ sie den schweren Kopf leise zu Boden gleiten und kehrte in die Dachstube zurück.

Jakob d'Arc und Jeannes Mutter waren schon wach. Sie hatten bemerkt, daß das Mädchen nicht in der Stube war. Als sie nun wieder eintrat, sahen sie die grellen Blutflecken auf ihrer Tochter Händen.

„Wo kommst du her?" fragte der Vater und seine dunklen Augen blitzten, da er sein Kind anblickte. Jeanne richtete sich hoch vor ihm auf und ihre Worte klangen hart und rein.

„Ich habe einer Sterbenden beigestanden!" sagte sie.

„Warst du im unteren Stockwerk?" fragte Jakob d'Arc und seine Stimme ward lauter.

„Ja, Vater."

„Wie lange?"

„Kurz vor Glockenläuten lief ich hinab. Hörtest du nicht den Schrei?"

Langsam kam der alte d'Arc auf seine Tochter zu. Dann, mit einem raschen Griff, faßte er des Mädchens Hände und hielt sie schmerzend fest um die Gelenke geklammert. Er blickte ihr scharf und nahe ins Gesicht. Die steilen Falten von Nase zum Mund begannen zu zucken.

„Jeanne, als kleines Mädchen hast du davon geträumt, mit Soldaten davonzugehen, als kleines Mädchen schon. Ich, dein Vater, habe geschworen, dich eher in der Meuse hinter unserem Hause zu ersäufen wie eine Katze, ehe du's tust. Und ich halte, was ich schwöre."

Jeanne sah ihrem Vater ruhig und offen ins Gesicht.

„Ja, Vater!"

„Hüte dich, Jeanne! Als kleines Kind hast du deinen Traum nicht verstanden, doch heute verstehst du meinen Schwur!"

„Nein, Vater!"

Jeanne schüttelte kurz den Kopf.

Jakob d'Arc ließ seiner Tochter Hand los und blickte lange fragend in ihr Gesicht. Dann sprach er ruhig weiter.

„Was im unteren Stocke dieses Hauses geschieht, das sei für dich nicht von dieser Welt. Die Mädchen und Frauen sind nicht wie du und andre, die du kennst."

„Doch sie leben und ihr Tod ist ihnen bitter wie uns allen", entgegnete Jeanne, noch immer reglos stehend.

„Nein, Jeanne", sagte der Vater kurz.

„Hier ist rotes Blut, Vater!"

„Geh!"

Mutter d'Arc faßte ihr Kind bei den Schultern und führte es zum Lichte. Leise jammerte sie über das Blut auf des Mädchens Hemde, über das Elend des Krieges und ihr schweres Los. Sie, die bessere Tage gesehen, müsse nun in einer solchen Herberge leben. Dabei aber kämmte sie ihrer Tochter Haar und half ihr, sich rasch ankleiden. Jeanne aber blickte oft nach ihrem Vater. Der ging schweigend auf und nieder.

6.

Als Jeanne vor das Tor des Wirtshauses trat, kamen gerade vier Männer der Stadtwache über den Platz und schritten in das Haus. Neben ihnen liefen ein paar Buben und einige Männer und Frauen standen auf dem Platze beisammen, sprachen miteinander und blickten zum Hause hinüber. Jeanne achtete ihrer nicht und ging an ihr Tagewerk. Der Weg zur Weide war weit. Er führte an dem Hause vorüber, in dem die kleine Haubiette wohnte. Jeanne holte ihre Freundin und sie trieben ihre Herde zusammen hinaus.

Während Haubiette herumlief und spielte, blieb Jeanne still sitzen. Ihr war leicht und wohl zu Mute. Es war ihr, als fühle sie noch die schwere Last des Kopfes, der auf ihren Knieen geruht hatte. Doch ihr schauderte nicht, sie gedachte nicht des Blutes. Ihr war, als habe jemand bei ihr ausgeruht, der einen langen, sorgenvollen Weg gewandert war und nun schlafend sein Haupt in ihrem Schoße geborgen hätte wie in stummer, inniger Liebkosung. Sie gedachte des Lächelns der Sterbenden. Ein seltsames Strahlen, schien ihr nun, habe das bleiche Antlitz überströmt, ein Strahlen, ähnlich dem Leuchten, das sie umwogt hatte, da sie am Montag nach den Palmen die mahnende

Stimme vernommen. Und da war es Jeanne mit einem Male, als habe sie nun den Sinn der Botschaft verstanden, als habe sie nun den rechten Weg gefunden. Sie fühlte stille Freude an der Hilfe, die sie einer Sterbenden gebracht hatte und war beglückt trotz der seltsamen Worte und der Drohungen ihres Vaters.

Jeanne blickte auf. Um sie ruhten still die Rinder, ferne, weit hinter den grünen Hügeln lag die Stadt, leuchteten silberig die Türme in den stahlblauen Morgenhimmel. Ein leiser, kühler Wind hauchte über die Wiesen und ließ die bunten Feldblumen leicht und nickend ihre Kelche wiegen. Alles war wie daheim auf dem Gemeindeanger zu Domremy und doch war sie hinausgewandert aus der Stille des Dorfes, lebte nun in einer kleinen Stadt, in einer Herberge, und was dort unter ihren Füßen geschah, das durfte sie nicht erfahren, das mußte ihr, nach ihres Vaters Gebot, von einer anderen Welt sein. Sie saß nun auf grüner Wiese, doch ehe sie ihre Herde hinausgetrieben hatte, da war ihr Amt nicht gewesen, wie in Domremy die Kirchenglocke zu läuten und ihr Heimatdorf vom Schlummer zu erwecken. Dies schon war ihr früher als wichtiges, hohes Amt erschienen. Nun hatte sie einem sterbenden Mädchen die Haare aus der Stirne gestrichen, hatte geholfen, lebenswarmes Blut zurückhalten, daß es nicht entströme und hatte bewirkt, daß eine durch die sinkenden Wolken des Todes noch Liebe und Freude gefühlt hatte; denn sterbend hatte das Mädchen gelächelt. Die Unruhe und Angst, die Stunde ihrer Tat zu versäumen, war von ihr gewichen, da sie die Herde des Dorfes retten half. Doch der heiße Wunsch lebte in ihr, bleiben zu dürfen, was sie war, ein Mädchen, Hauviettes Freundin und ihrer Mutter Kind. Und mit Trauer gedachte sie nun der verstummten Glocke von Domremy. Da Jeanne aufblickte, ward ihr mit einem Male, als liege das Lächeln der Sterbenden nun über allem Land und eine still und süß singende Fröhlichkeit klang in ihrem Herzen. Das Mädchen breitete die Arme aus, als könne sie liebend

umschlingen, was da lachte und leuchtete, duftete und sonnenübergoldet glänzte.

Michael Lebuin stand vor ihr und blickte sie an. Beider Augen trafen sich und unter Jeannes Blick wurde des Burschen Antlitz dunkelrot von aufwallendem Blute, sein Atem ging schwer.

„Jeanne, wie schön du bist!"

Er flüsterte, seine Stimme klang rauh.

„Jeanne, so habe ich dich noch nie gesehen!"

Er setzte sich neben das Mädchen und ergriff ihre schmale, weiße Rechte.

„Wie weich und warm deine Hand ist. Früher war sie immer so seltsam hart und kalt."

Jeanne schwieg. Michaels Griff schien ihr wild und sie wollte ihre Rechte aus der seinen ziehen. Er hielt sie fest. Er griff nach ihrer nackten Schulter. Er flüsterte Worte, die das Mädchen nicht verstand. Sein Atem ging heiß gegen ihre kühle Stirne. Sie wollte aufstehen. Er reckte seinen linken Arm aus. Er griff nach ihr und preßte seine Wange gegen ihren Nacken. Er wollte ihn küssen. Des Mädchens schlanker Leib bäumte sich. Michael packte ihr Hemde und riß daran. Die Halsschnur würgte sie davon, sie schüttelte sich. Da lachte der junge Bauer leise und töricht. Sie fühlte seine harten Finger unter ihrem Brusttuch gegen ihr Fleisch sich pressen und stieß ihn wild von sich. Jeanne sprang auf. Michael blieb vor ihr knieen und griff nach ihren bloßen Füßen. Das Mädchen hielt die Hirtengerte in der Hand. Sie hob sie, ohne zurückzuweichen und schlug dem Burschen über das Gesicht.

Mit einem gurgelnden Schrei sprang Michael auf und hielt für einen Augenblick die Hand über die getroffene Wange. Dann stürzte er auf Jeanne zu und sie sah, daß sein Mund wild verzerrt und halb offen war. Sie wich nicht. Sie stieß Michael vor die Brust, daß er taumelte. Da lehnte er sich wider einen Baum und schrie zischende, gellende Worte wider sie.

„Du Dirne, du scheinheilige Dirne! Du gehst heimlich zu den Freudenmädchen. Auspeitschen sollte man dich! Glaubst du, ich weiß nicht, daß du dabei warst, wie diese eine Hure erschlagen wurde? Habe ich nicht genug Geld? Stößt du mich deshalb fort? Glaubst du, du wirst mir verweigern, was du anderen gibst?!"

Er zitterte vor Wut.

Das Mädchen zuckte mit einem Male zusammen. Ein wilder Schmerz stieg langsam brennend in ihrer Brust auf. Es war ihr, als bedürfe die Sterbende nun wieder ihrer Hilfe. Da wurde Jeannes Antlitz hart.

Michael hielt jäh und erstaunt inne. Seine Augen hatten ihre heiße Glut verloren und blickten hell und rein zu ihr hin. Er faltete die Hände.

„Jeanne", begann er mit zitternder Stimme. „Jeanne, was ist mit dir? Ich erkenne dich wieder. Du warst so anders. Ich weiß nicht, war es Eifersucht, eine böse Verleumdung? Sie kann nicht die Kraft haben, dich so zu verändern. Jeanne, mir war, als harrtest du meiner. Ich habe zum ersten Male nach dir begehrt, als ich dich eben still sitzen sah. Ich kann es nicht verstehen. Jetzt, jetzt siehst du aus wie damals in der Nacht, da du auf den Hügel gestiegen bist zu den anderen, da du gebetet hast. Jetzt siehst du ganz anders aus denn vor einem Augenblick."

Jeanne blieb ruhig, hochaufgerichtet stehen.

„Geh!" sagte sie.

„Jeanne, verzeihe mir."

„Geh!"

Da beugte sich der Bursche nieder und küßte Jeannes Hand. Dann wandte er sich zögernd und blickte oft zurück.

Jeanne sah ihn gehen. Des Burschen rauhe, begehrliche Hand hatte sie herausgestoßen aus dem Schutze ihrer Ruhe, ihres Mädchenlebens. Sie wußte nun, daß kein Blick zurückfallen durfte auf all das, was sie geliebt, an das sie sich furchtsam geklammert hatte. Ihr war, als umspanne sie ein Hartes, als schnüre es ihre Brust ein, als schließe es sich

eisenkalt um ihren Hals und als hebe sie Schweres, das ihr die Glieder starr umfing. So blieb sie stehen und nahm die Last willig auf, die sich leuchtend um sie legte und erkannte die Weisung des ritterlichen Heiligen, den ihr blicklöses Auge sah.

Als sich die Härte langsam von Jeannes Gliedern löste, hörte sie Haubiette singen und lachen. Sie hörte die Bäume rauschen und fühlte den Frieden der Aue um sich. Da neigte sie ihr Haupt und Tränen flossen nieder auf ihre zum Gebet gefalteten Hände.

Drittes Buch.

1.

Der duftige Schleier der Kindheit, der Jeanne d'Arcs Antlitz überdeckt hatte, war nun fortgeweht worden. Sicher und klar liefen jetzt die Züge ihres Gesichtes und, umschlossen von dieser Ruhe, leuchteten ihre Augen seltsam hell, als strahle tief hinter ihnen ein buntes, prächtiges Bild. Ihr Mund konnte lächeln, doch so er still und geschlossen war, schien es, als hätten sich die Lippen um ein geheimes, heiliges Wort gelegt und hielten es, voll Angst, es könne von ihrem Atem in die Welt hinausgetragen werden. Mit seltsam übergoldetem Leuchten lag Jeannes dunkles Haar um Wangen und Nacken, ruhevoll und schön, reich und schlicht und so schwer, daß es nur von ihrem Willen bewegt ward.

Wenn Michael Lebuin Jeanne erblickte, da ward ihm, als lege sich stumpfe Kühle um Haupt und Stirne, doch schloß er seine Augen, so strahlte vor ihm das Bild des Mädchens, das er liebte. Da sah er ihren halbgeöffneten Mund und ihre ausgebreiteten, weißen Arme wie an jenem Morgen auf der Weide, er sah ihren Busen aufwogen und begehrte heiß und wild nach ihr in seinen Träumen. Jeanne aber sprach nicht mehr zu ihm, sie schien ihn kaum zu erkennen. So verzehrte sich Michael in geheimer Lüsternheit und ihm kam der Gedanke, sie zu seinem Willen zu zwingen.

Um den Wiesenplatz schlich er, wartend, bis daß Jeanne ihre Augen schließen würde, wartend, daß sein Verlangen aufflackere in ihm und die Flamme ihm um Augen und Sinne schlage. Doch auch wenn Jeanne lässig hingestreckt lag und schlief, wich der geruhige Ernst nicht aus ihren Zügen und eine seltsame Furcht band Michael. Nur ferne von ihr

ward sein Begehren mächtig und sein Wille nach ihr stark. Da ging er heimlich nach Toul, allwo das geistliche Gericht des Kreises war und führte Klage wider Jeanne d'Arc auf Erfüllung eines Eheversprechens. So hoffte er, sie zu zwingen.

Als der Bote des Gerichts nach Neufchateau kam, da war seine Arbeit groß. Er besuchte den Pfarrer und brachte ihm Rescripta, er ging zum Bürgermeister und brachte ihm Verordnungen. Er stand auch viel auf dem Marktplatz und lachte mit den Mädchen und fragte nach allen Dingen der Stadt; denn seine Herren verlangten oft Auskunft von ihm. Als er in das Wirtshaus der alten La Rousse trat, wurde er von der Wirtin übel aufgenommen. Sie rief ihm böse Worte entgegen und wollte ihm keine Kanne Wein geben, denn die Gerichte hatten ihr wenig Hilfe gebracht, als das blonde Mädchen erschlagen worden war. Der Täter war nicht ergriffen worden. Da hatte die alte La Rousse viele Tränen vergossen und bitterlich um das Mädchen geklagt, denn ihr stand ein Recht auf Blutgeld zu und ihr Schmerz sollte groß erscheinen, daß ihre Entschädigung auch groß bemessen werde. Doch keiner kannte den Mann, der das Mädchen getötet hatte, und kein Stadtknecht konnte ihn fassen.

Da nun der Bote des Gerichts von Toul in die Schenkstube trat, erhob sich die alte La Rousse und faßte den Mann bei der Schulter. Der aber war von fröhlichem Wesen und legte den Arm um der alten Frau Hüften und begann ohne Wort oder Gruß mit ihr zu tanzen, daß ihr Atem schwer ging und ihre Schlüssel klirrend zu Boden fielen. Dann hob er die Wirtin empor und setzte sie ohne Mühe auf den Schenktisch. Hier blieb sie einen Augenblick schweigend sitzen, dann aber wurde ihre Stimme laut und ein böses Fluchen hub an und ein Klagen über das verlorene Recht und die üblen Zeiten. Zwischen all ihren Worten aber verlangte der Bote nichts denn eine Kanne Weins. Er forderte den Trunk klagend, wenn die Wirtin klagte, schreiend, wenn sie schrie, nachdenklich, wenn sie in Betrachtungen verfiel, und als

sie die Schönheit des toten Mädchens lobte, gab ihr der Bote einen Kuß. Doch immer wieder verlangte er nach einer Kanne Weins und sprach nur diese Worte.

Da wurde die alte La Rousse noch zorniger und in ihrer Wut entsagte sie allen Rechten auf Blutgeld und Ersatz und bat Gott um die Gnade, keinen Mann von Gericht, und sei er aus welcher Stadt immer und von welcher Behörde auch, je wieder mit Augen zu sehen. Da aber faltete der Bote die Hände und kniete vor der Wirtin nieder und flehte um eine Kanne Weins. Frau La Rousse wies nun schweigend nach der Tür. Der Bote seufzte tief auf und zog die Ladung für Jeanne d'Arc aus seinem Koller. Da wies die Wirtin zur Treppe empor. Sofort wandte sich der Mann um und ging spornklirrend hinauf. Er mußte sich bücken, als er zur oberen Türe kam und winkte der Wirtin lachend zu. Nach einer Stunde aber kehrte er von oben zurück und dankte der La Rousse mit beredten Sätzen, denn er war im ersten Stockwerk geblieben bei den Mädchen und tat nun, als habe er der Wirtin weisende Gebärde so verstanden. Die erboste Frau warf wortlos einen eisernen Kienspanhälter nach ihm, daß ein Fenster klirrend zerbrach. Doch der Bote des geistlichen Gerichts von Toul ging wohlbehalten und singend von dannen, nachdem er die Ladung für Jeanne d'Arc der alten La Rousse mit besserem Ziele an den Kopf geworfen hatte.

2.

Als Vater d'Arc die Entbietung des Gerichtes für seine Tochter gelesen hatte, wandte er sich um und sagte seinem Weibe, was in dem Pergament stand. Mutter d'Arc schlug das Kreuz und schwur, es könne nicht wahr sein, daß Jeanne dem Michael Lebuin die Ehe versprochen habe, denn ihr Kind sei noch zu jung, an solches zu denken, und verstünde sicher nicht, die Worte einer Liebeswerbung zu deuten. Doch Jakob d'Arc lachte nur zu dieser Rede und

wartete ruhelos auf die Heimkehr seiner Tochter. „Jakob," begann da die Mutter, „Jakob, ich bin ein Weib und kenne Weiberart. Jeanne ist noch ein Kind. Ihr Leib bedarf noch nicht der Liebe, denn sie lebt Monat für Monat dahin und der Mond hat noch keinen Einfluß auf sie. Ich weiß es."

Vater d'Arc horchte auf und wandte sich um, daß er seinem Weibe ins Gesicht sah. Forschend und fragend schaute er in der Mutter Augen. Sein Blick verlor die Schärfe, so lange forschte er in seiner Frau Antlitz und mählich wurden seine Augen erfüllt von einer Bitte, einem Flehen. Immer noch sprach Mutter d'Arc weiter, beteuernd und zuversichtlich von der Unschuld und Kindlichkeit ihrer Tochter.

„Weib," unterbrach sie plötzlich Jakob, „wenn deine Worte wahr sind, dann weiß ich nicht, welch seltsames Wesen aus deinem Leibe gekrochen ist. Jeanne ist an die sechzehn Jahre. Ihr Blick ist seltsam und ihre Art anders denn die anderer Mädchen. Gebe Gott, der Böse ist nicht in sie gefahren und nähret sich vom schlechten Blut ihres Leibes."

„Sie betet, Jakob, und geht zur Kirche. Den Fronleichnam empfängt sie gerne."

„Doch ihre Natur ist nicht nach menschlichen Regeln", sprach leise, fast flüsternd der Vater. „Ihr Wort kann Trug sein, nicht ihres Leibes Art."

Da ging die Tür auf und Jeanne trat ein. An ihrem kurzen Kleide hingen noch Gräser und Blumen, wie Brosamen vom Mahle auf dem Speisetuch hängen bleiben. Jeanne ging auf die Mutter zu und küßte sie. Ihr Vater blieb stehen und blickte ihr nach. Dann trat er zu ihr hin und wies ihr die Ladung. Das Mädchen war des Lesens unkundig und so mußte Jakob ihr den Inhalt berichten. Jeanne schüttelte leise und in Trauer den Kopf. Tränen traten in ihre Augen.

„Ich habe ihm nichts versprochen", sagte sie fast klagend. „Hast du Gemeinschaft mit ihm gehabt?"

„Nein", flüsterte Jeanne.

„Tochter," rief da drohend der Vater, „Tochter! Bist du bereit, vor dem Allmächtigen zu schwören?"

„Ja", erwiderte Jeanne ruhig.

„So geh und rede die Wahrheit!"

„Ja!" antwortete Jeanne.

Dann schwieg sie und ihre Eltern schwiegen.

Doch da es Nacht ward, da kam Mutter d'Arc zu ihrer Tochter Bettstatt und setzte sich auf das Stroh des Lagers und hielt Zwiesprache mit Jeanne. Sie streichelte das dunkle Haar ihres Kindes und küßte es. Sie bat sie, um des Erlösers willen zu sprechen und klagte ihrer Tochter die bittere Sorge, die sie hatte um sie und die Unnatur ihres Leibes. Sie erzählte, wie ihr Freude geworden war aus dem lastenden Schmerze der Zeit, da sie mit ihren Kindern gesegnet gegangen war. Sie sprach zu Jeanne von der Stunde, da des Kindes kleine, warme Hände nach den Brüsten der Mutter gegriffen hatten, von dem stolpernden Gehen der ersten Schritte, von dem ersten Lachen, da die Sonne durch das niedere Fenster in Domremy geschienen hatte und von dem Glücke der Mutter, wenn zum ersten Male das Kind sie mit diesem süßen Namen ruft.

Und mit halb geschlossenen Augen lag Jeanne still und horchte der Rede ihrer Mutter.

Die aber bat sie, nicht gering zu achten die Freuden der Fruchtbarkeit und zu bekennen, was sie zu bekennen habe, denn das höchste Glück der Frau sei ihr genommen, wenn ihrem Leibe kinderernährende Kraft nicht gegeben sei. Alles andere sei nichtig und gering einer Frau, wenn sie das Mutterglück mit Schmerz und Lust ertragen habe. Drum solle sie nicht nach anderem streben. Höheres sei der Frau nicht eingeboren und selbst der Teufel mit all seiner Macht könne nichts Beglückenderes gewähren denn die heilige Jungfrau, die als Segen Mutterschaft spendet.

Da zitterten aus Jeannes halbgesenkten Lidern zwei helle Tränen hervor.

Mutter d'Arc nahm von ihrer Brust ein goldenes Kreuzlein und hielt es über ihrer Tochter Stirn und sprach leise beschwörende Worte. Dann legte sie es auf des Mädchens schmalen Leib und sah, wie flach und klein, wie kindlich ihre Brüste waren, und Mutter d'Arc sprach mit tränenschwerer Stimme das Ave über ihre Tochter.

Jeanne aber griff nach dem Kreuz, küßte es, wandte ihr Gesicht zur Seite und schluchzte bitterlich in ihre Hände. Ratlos saß die Mutter bei ihr. Da legte Jeanne den Kopf in den Schoß der bekümmerten Frau und leise fragte sie: „Mutter, mißtraust du mir?"

Die aber schwieg.

Da richtete sich das Mädchen auf und faßte das Kreuz und tat den heiligen Schwur der Reinheit darauf, und während sie sprach, glitzerte das Gold in ihrer Hand seltsam und glühend, viel heller denn es vom Widerschein des brennenden Kienholzes sein konnte. Jeanne aber gewahrte dies nicht. Sie legte sich leise nieder, das Kreuz mit beiden Händen fest umschließend.

Lange saß Mutter d'Arc schweigend bei ihrer Tochter, die im Schlafe tief und regelmäßig zu atmen begann. Nur manchesmal zuckte der Schatten des Traumes über des Mädchens Antlitz, ein Lächeln oder ein Schluchzen. Und da sich Mutter d'Arc leise erhob, erwachte ihr Kind halb aus dem Schlummer und sah mit zwinkernden Augen das Kreuz noch zwischen ihren Händen und schlafmüde schien sie das heilige Zeichen zu grüßen. Dann löste der Schlummer von neuem ihre Züge. Und wieder ging ihr Atem still und gleichmäßig.

Mutter d'Arc küßte leise die Stirne ihres Kindes und ging zu ihrer eigenen Bettstatt. Doch bevor sie sich niederlegte, schlich sie noch zu ihres Mannes Lager, weckte ihn und sprach: „Sei ruhig, Mann! Jeanne ist ein gutes Kind."

Und als Vater d'Arc fragen wollte, da flüsterte sie nur: „Sie weint um Mutterglück und findet nicht den Weg dahin. Ich weiß das."

Vater d'Arc aber faltete seine arbeitsschweren Hände und mit einer Stimme, die weich ward, daß seine Frau sich an ihre Brautzeit erinnerte, sprach er: „Das geb' die gütige Mutter Gottes."

3.

Zeitlich morgens machte sich Jeanne auf nach Toul. Sie kannte die Straße und da sie von Feinden nicht gefährdet war, schritt sie allein ihres Weges. Sie ließ Neufchateau mit seinen spitzgiebeligen Häusern hinter sich. Schon auf freiem Felde hörte sie die Glocken der Stadt zur Frühmesse läuten. Tief und ernst, wie mahnend, begann es vom Dome zu dröhnen, langsam, Schlag auf Schlag. Dann stimmte es kurz und hell, eifrig und kindlich von der Marienkirche ein und nun, als habe der Dom die anderen Kirchen geweckt und die eifrigste schon ihr Gebet begonnen, mischte sich Glocke um Glocke, wie die Stimmen der Kinder in der Schule, zusammen zu einem hellen, wirren, freudigen Morgenchor.

Jeanne schritt langsam weiter. Sie begegnete Bauern, die auf das Feld gingen. Sie kamen schweren Trittes an ihr vorüber, die Werkzeuge und Geräte über der Schulter tragend und grüßten mit halber Stimme und mit gleichgültigem Gruße. Als Jeanne durch das erste Dorf ging, da lief ihr ein kleines Mädchen entgegen. Sie trug ein zipfelndes Kopftuch und lachte und sprang, daß ihr goldenes Haar über ihre Stirne in wilden Strähnen vorquoll. Jeanne gedachte der blonden Haubiette, und ihrer stillen Tage zu Domremy. Sie gedachte der Reden mit ihrer kleinen Freundin, der Träume und Pläne, die sie zusammen gesponnen hatten. Sie entsann sich des Tages, da einmal Haubiette geweint hatte, daß sie bittere Schmerzen im Leibe verspüre und daß die Mutter ihr gesagt hätte, sie sei nun eine Frau und könne bald einen

Mann kriegen, der sie lieb haben werde; sie werde dann mit wirklichen Kindern, ihren eigenen Kindern, spielen dürfen, aber die Schmerzen würden immer wiederkehren. Da hatte die kleine Hauviette geweint und geklagt und hatte gesagt, ihre hölzerne Puppe sei ihr das Liebste auf der Welt und sie wolle keine wirklichen Kinder. Doch dann hatte sie ihr Spielzeug genommen und geküßt, inniger denn jemals zuvor und hatte es den ganzen Tag geherzt. Abends aber hatte sie Jeanne gefragt, wie wohl ihr Mann aussehen werde und wie sie ihr Kind nennen sollte, denn es müsse bestimmt anders heißen als ihre Puppe, da es doch ein ganz wirkliches, lebendiges Kind sein werde. Dann hatten beide Mädchen von ihren heimlichsten Wünschen gesprochen, von einem kleinen Häuschen, schöner als das des Vaters d'Arc, und wie sie kochen wollten und ihr Kupfergeschirr putzen und abends vor der Türe stehen, nicht im Kopftuch, sondern mit der Spitzenhaube, denn das dürften sie als verheiratete Frauen. Und sie erzählten sich, wie sie zu den Nachbarinnen reden würden und wie sie über Marietton sprechen wollten, die so groß war und sie immer bei den Haaren zauste. Die würde auch schon verheiratet sein und Kinder haben. Aber ihr Mann würde sicher rotes Haar haben und Wein trinken und sie schlagen, weil sie so viel Geld ausgeben würde für ihre Spitzenhauben. Hauviette aber würde ihren Kindern verbieten, mit den Fratzen der Marietton zu sprechen. Sie würde strenge mit ihren Kindern sein, aber ihnen doch alle Tage dünne Eierkuchen machen, denn sicherlich würden sie brav sein und nie würde sie ihre Kinder mit dem Kochlöffel schlagen. Aber Jeanne dachte an einen blonden, jungen Bauern, der werde ihr den Kranz winden am heiligen Georgstage und schöner tanzen als alle anderen und nur froh blicken, wenn er ihr ins Auge sähe. Damals hatte sie nicht daran gedacht, daß sie älter war als Hauviette und doch noch nicht Frau geworden war und nicht mit Schmerzen und Leiden das Recht erworben hatte, Kinder zu bekommen.

Aber gesehnt hatte sie sich nach dem Häuschen, das sie ihr eigen nennen dürfte, nach den Kindern, der Spitzenhaube und dem zärtlichen, frohen, liebenden Blick eines Mannes, dem sie alles Glück sein könnte.

Da Jeanne solches bei sich dachte, immer weiterschreitend gegen Toul, ward sie Michael Lebuins eingedenk. Und ihr war, als fühle sie seine großen, hellen, blauen Augen auf sich gerichtet. Sie gedachte des stillen Händedruckes in der Nacht der Flucht aus Domremy. Sie entsann sich der innigen, guten Worte, die er oft zu ihr gesprochen hatte, sie gedachte, wie seine schweren Hände versucht hatten, zarte, leichte Blumen zu einem Kranze zu winden. Sie erinnerte sich zum ersten Male seit jenem Morgen, da sie ihn von sich gewiesen hatte, wie oft er Haubiette ein Spielzeug auf die Weide gebracht, wie er dem Kinde alle Wünsche erfüllt hatte und wie gut er zu dem kleinen Mädchen gewesen war. In heißer Sommerglut war der Bursche mit schweren Schritten gelaufen und hatte getan, als könne er Haubiette nicht fangen. Er hatte gelacht und für sie den Tieren nachgemacht und sich gefreut, wenn das kleine Mädchen lachte. Wenn er aber sah, daß Jeanne ihm erstaunt nachblickte, dann war er verlegen geworden, hatte sich plötzlich umgewandt und wie entschuldigend zu Jeanne gesprochen und ihr gesagt, wie sehr er Kinder liebe.

Dann aber ward das Mädchen sich wieder bewußt, warum sie nun auf der Straße gen Toul wandere. Voll Scham schloß sie die Augen. Sie fühlte, wie ihr Antlitz brannte.

Eine junge Bäuerin schritt an Jeanne vorüber. Sie trug ein Kind an der Brust. Das streckte seine Arme nach dem Mädchen aus und lachte. Das Weib setzte ihr Kind an den Rand des Weges nieder und begann im Acker zu arbeiten. Jeanne blieb stehen. Sie war müde geworden. Der Tag war heiß. Hoch im Blau trillerte eine Lerche, doch selbst ihr Gesang schien mühsam in der Sonnenglut. Das Leuchten des wolkenlosen Himmels ward überdeckt von grauem Hitzedunst. Jeanne setzte sich unter einen Baum.

Sie hörte das Frohlocken des Kindes. Es konnte noch nicht sprechen, doch Freude klang aus seinem Munde. Sie fühlte sich einsam und verlassen. Sie deckte ihr Antlitz mit den Händen und suchte Trost im Gebet. Und es war ihr, als webe sich in das Rauschen der Zweige ein seltsam süßer Klang. Wie die Weise eines alten, längst vergessenen Wiegenliedes schwebte es um Jeanne d'Arc. Es sprach von dem stillen Glücke tausender von Dörfern, von dem warm flackernden Feuer ungezählter Herde und von dem Wiegenlied, das alle Mütter singen, das wortlos ist und ohne Melodie, getragen und gesprochen von unaussprechlicher, unausgesprochener Liebe. Da gedachte Jeanne der Weissagung, von der der alte Herr von Tournefort gesprochen, und sie erkannte, daß ein harter Zwang auf sie gelegt war und daß es ein Opfer sei, das sie bringen mußte. Sie zitterte. Sie wäre gerne aufgesprungen und geflohen, doch des Kindes Jauchzen, das vom Wiesenrain in ihr stilles Gebet hineinflatterte, schien sie zerrend zurückzuhalten. Jeanne d'Arc begriff, welche Arbeit ihr aufgetragen ward. Ihre Hand reckte sich jäh und stark vor, als wolle sie zupacken. Sie stand auf. Es mußte geschehen und sie war bereit.

Die Bäuerin hielt inne bei ihrer Arbeit. Sie winkte ihrem Kinde und Jeanne zu, dann rief sie: „Lach', Kindchen, lach' nur! Vielleicht wird doch Friede, ehe du verstehen lernst, was Krieg ist."

Da streckte das Kleine die Arme aus und da Jeanne weiterschreiten wollte, wandte es sich zu ihr. Des Mädchens Schritte zögerten und erstarben. Doch Härte schloß rasch ihr lächelndes Antlitz. In dieser Stunde tat Jeanne den Schwur, Jungfrau zu bleiben, bis sie ihr Werk vollendet hätte. Sie hob das Kind empor und küßte es zum Abschied. Wie ein Schluchzen stieg aus ihrer Brust die Bitte himmelan, daß ihr Werk bald beendet und ihr Arm von Waffen leicht werden möge, doch schwer von einer solchen lachenden, lebenden Last.

4.

Als Jeanne nach Toul kam, erfragte sie den Weg zum Sitze des geistlichen Gerichtes. In einer kleinen, schmalen Gasse stand das Haus. Schwer lastend in steinernem Grau deckte es den Boden mit tiefem Schatten. Vor dem eisenbeschlagenen Tor standen zwei Wachen auf ihre Lanzen gestützt. Jeanne blieb vor ihnen stehen und blickte ihnen ins Gesicht. Es waren ältere Männer. Sie lachten das Mädchen an und nickten ihr mit den Köpfen zu, daß der Kettenschleier, der von ihren Häuptern niederhing, leise und hell wider die Halsberge klang. Lange sah ihnen Jeanne schweigend zu und getraute sich nicht, Fragen an sie zu richten. Doch der Glanz der Sturmhauben und das Klingen des Kettengehänges war ihr seltsam hold und sie sann nach, wann sie schon vor solchen Mannen gestanden und solchen Klang gehört hätte. Es war ihr, als hätte sie einmal davon geträumt.

Plötzlich richteten sich die beiden Wächter hoch auf, da sich die Flügel des Tores tief ächzend langsam auftaten, und laut klang der harte Stoß ihrer Lanzenschafte, die sie mit Wucht auf den Boden stellten. Aus dem Dunkel des Tores kam leise sprechend, gehüllt in ein hellrotes Kleid, ein Mann. Neben ihm schritt ein Priester in schwarzer Kutte. Der Rotgekleidete blieb mit hocherhobenem Haupte auf der Schwelle stehen und sah straßenauf und straßenab. Jeanne grüßte ihn ehrfürchtig. Sein gerader, harter Mund zog sich zu einem Lächeln breit. Tausend kleine Falten legten sich wirr auf seine glatten Wangen. Doch seine Augen blieben ohne frohen Glanz, sein Blick stumpf. Er hob seine Hand langsam, machte das Zeichen des Kreuzes in die Luft, dann neigte er einen Augenblick grüßend den Kopf und trat von der hohen Schwelle auf die Straße. Leise sprechend schritt er von dannen. Sein schweres, rotes Gewand rauschte im Gehen. Jeanne lehnte sich erschreckt gegen die Wand

eines Hauses und folgte mit ängstlichen Blicken der ragenden Gestalt. Ein breiter Hut hing an goldener Schnur über seine Schultern nieder, der schwankte bei jedem Tritt. Ihr war, als drohe der Rücken des Dahinschreitenden. Die Tür des Hauses ging langsam zu, das Schloß klinkte. Einer der Wachen nickte zum Mädchen hinüber und flüsterte: „Der Herr Erzbischof von Reims."

Jeanne blickte erschreckt auf. Der Wächter sah sie zum Scherze strenge an, dann lächelte er und zwinkerte mit den Augen.

Der Priester hatte den Erzbischof bis zum Ende der Straße begleitet, dann war er umgekehrt. Nun kam er eiligen Schrittes an Jeanne vorüber. Sie trat zu ihm hin, ergriff seine Hand und küßte sie, wie sie es dem Pfarrer von Domremy tat. Der Priester blieb stehen.

„Wen suchst du, mein Kind?" fragte er und strich Jeanne über das Haar.

„Ich suche das geistliche Gericht, hochwürdiger Herr", flüsterte das Mädchen. Der Priester lachte.

„Da sucht Ihr viel", sagte er scherzend. „Ihr seid unbescheiden!"

„Ich wäre nicht ungerufen gekommen, hochwürdiger Herr", erwiderte Jeanne und blickte dem Priester in sein gütiges, breites Gesicht. Der spitzte die Lippen und pfiff leise und erstaunt.

„Ihr seid gerufen worden?" fragte er. „Nun, dann müßt Ihr auch hereinkommen!" setzte er hinzu, und mit der einen Hand leise an das Tor pochend, faßte er mit der andern um des Mädchens schlanken, sehnigen Nacken. Diesmal ging nur ein Flügel der Tür auf und der Priester schob Jeanne vor sich her in den dunklen, kühlen Flur. Der Pförtner, ein alter Mann in rauhem, braunem Kittel, streckte seine Hand aus und sagte kurz: „Die Ladung, Jungfer."

Jeanne reichte ihm das Pergament. Er las es rasch und blickte ihr forschend ins Antlitz.

„Jungfer Jeanne d'Arc aus Domremy?" fragte er.

Jeanne nickte.

„Kommt morgen wieder!"

Der Pförtner öffnete die Tür. Jeanne blieb stehen.

„Das kann ich nicht", sagte sie ruhig.

Der Pförtner ließ seine Hände sinken und schaute ihr erstaunt gerade ins Gesicht. Der Priester, der abseits stehend ein Blatt gelesen hatte, das er ganz nahe zum Gesicht hielt, blickte auf und ließ das Pergament rauschend sinken.

„Die Herde wartet auf mich in Neufchateau", sagte Jeanne fest.

„Laßt sie warten und geht jetzt!" rief der Pförtner ungeduldig und öffnete wieder den Torflügel. „Kommt morgen zu Mittag."

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Die Herde kann nicht warten, sie braucht mich."

Der Priester trat nun hinzu. Er faßte Jeannes Hand. Sie war zur Faust geballt. Da lachte er.

„Hochwürdiger Herr, ich bin die einzige, die unsere Herde weiden kann. Mein Vater hat mich für heute hergeschickt. Morgen in der Früh muß ich wieder bei der Arbeit sein."

„In welcher Sache seid Ihr hier?" fragte begütigend der Priester.

Jeanne nahm dem Pförtner die Ladung aus der Hand und gab sie ihm.

„Ich bin nicht schuld, daß ich gerufen wurde und meine Herde auch nicht", setzte Jeanne trotzig hinzu.

Der Priester las. „Seid Ihr nicht schuld, Jeanne d'Arc?" fragte er.

„Nein!" sagte Jeanne.

„Könnt Ihr darauf schwören?"

„Ja!"

„Vor Gott und den Menschen?" fragte der Priester drohend.

„Vor Gott und den Menschen", wiederholte Jeanne fest.

„Habt Ihr nicht die Ehe versprochen?"

„Nein!"

„Aber der Euch anklagt, ist doch kein Narr!" rief der Priester ungeduldig.

„Seine Eltern haben all ihre Habe verloren und er war nur heiter bei mir", erklärte Jeanne.

In ihren Augen blitzten zwei Tränen. Sie schüttelte den Kopf. Dann lächelte sie mit zuckendem Munde.

„Ich hab' ihm den Trost nicht nehmen wollen", flüsterte sie fast schluchzend.

Da griff der Priester nach des Mädchens Hand, und ganz nahe zu ihr hintretend, fragte er mit milder Stimme weiter. Es war Jeanne, als kniee sie zur Beichte. Der Pförtner war in seine Zelle gegangen. Seltsam hallten die geflüsterten Worte in der Dämmerung. Leise rauschten sie von Bogen zu Bogen durch den niedrig gewölbten Raum.

„Und dann?" fragte der Priester. „Verhehle mir nichts, mein Kind. Güte, Liebe und Begierde sind Schwestern. Eine ruft oft die andere. Dies weiß ich wohl, mein Kind. Sprich ruhig zu mir."

Er streichelte leise des Mädchens Hand.

„Dann griff er nach meinem Leibe", sagte Jeanne zögernd.

„Und du?"

„Ich schlug ihn mit der Gerte ins Gesicht!"

Des Mädchens Hand schloß sich wieder zur Faust. Die Worte hallten durch den Raum, so laut und klar, daß Jeanne erschrocken zurückfuhr. Sie fühlte wieder den wilden Schmerz der Scham und weinte laut auf. Sie lehnte sich schluchzend gegen die kalte Wand. Der Priester schwieg und wartete.

„Nun kommt mit mir", sprach er endlich mit milder, tröstender Stimme und faßte Jeannes Hand. Sie folgte ihm ruhig, nur von Zeit zu Zeit wurde ihr Leib von einem kurzen Schluchzen geschüttelt. Beide gingen durch einen langen, dunklen Gang, dann über eine steile Steintreppe. Der Priester blieb vor einer niederen Türe stehen. Jeanne konnte das Klingen einer Laute hören. Seltsam leicht und froh huschten die Töne durch die schweren Steinbogen der Gänge. Jemand summte leise ein Lied. Der Priester klopfte an die Tür.

Gesang und Lautenspiel verstummten und eine tiefe Stimme rief erstaunt und erwartungsvoll: „Herein, wer draußen steht!“

Jeanne und ihr Begleiter traten ein. An einem schweren, mit Büchern beladenen Tisch saß ein Mönch. Sein graues Haar ragte steil von seiner Stirne auf. Eine schwere, runde Hornbrille ruhte weit vorgeschoben auf seiner Nase. Er legte die Laute weg und schob sein Augenglas zurecht, dann blickte er beide Eintretenden erstaunt an. Der junge Priester beugte sich zu ihm und flüsterte einige Worte. Der Alte nickte, nahm ein Blatt Pergament, prüfte die Kielfeder auf seinem Nagel und sah dem Mädchen kurz ins Gesicht. Dann ließ er sie erzählen, was sie schon einmal in dem Flur berichtet hatte. Sie sprach nun mit ruhiger Stimme. Ihre kurzen Worte klangen wie voll Trotz. Als sie mit ihrem Berichte zu Ende war, zündete der alte Mann mit zitternder Hand zwei Kerzen an. Sie brannten warm und hell. Jeanne mußte die Rechte auf ein schweres, eisernes Kreuz legen und die Wahrheit ihrer Rede beschwören. Langsam und mit heller Stimme sprach sie die Worte der Schwurformel nach. Dann stand der Priester auf.

„Ihr könnt in Gottes Namen heimkehren, Jeanne d'Arc,“ sagte er, „doch der Weg ist weit und es kann sein, daß Ihr wieder hergerufen werdet. Wollt Ihr nicht lieber hier bleiben und Michael Lebuin abwarten?“

„Ich muß zu meiner Arbeit, hochwürdiger Herr“, erwiderte Jeanne. „Ich habe Kraft, den Weg zweimal zu gehen.“

Dann küßte sie die Hand der Priester und ging zuerst durch die dunklen, engen Gassen, dann durch die weite, tiefblaue Nacht zurück nach Neufchateau.

5.

Als Jeanne bei grauendem Morgen in Neufchateau ankam, stand ihr Vater vor der Türe des Gasthauses und rief nach dem Stallknecht. Verschlafen und schweigend lehnte die Wirtin wider die Mauer ihres Hauses und blinzelte unwillig in das immer heller werdende Licht des Tages. Eben da Jeanne ihren Vater grüßte, wurde der Wagen, auf dem Jakob d'Arc seine Habe mit sich geführt hatte, aus dem weit offenen Tor der Scheune gezogen. Das Mädchen blieb erstaunt stehen.

„Es geht nach Hause, Jeanne", sagte der alte d'Arc.

„Nach Domremy?"

„Wohin denn sonst, dummes Kind!" rief der Vater doch tief aus seiner Brust zitterte eine helle Freude auf und seine Stimme wollte die dumpfe Ruhe des Alltags nicht tragen.

„Vodricourt hat den Herrn von Vergy abgewiesen. Sie sind weiter gezogen, die Burgundischen. Der ganze Kreis von Vaucouleurs ist frei!" rief der alte Bauer. Dann, als schäme er sich seiner Freude, fügte er ruhig und brummend hinzu: „Geh, hole die Herde, tummle dich, Kind!" Und er klopfte ihr die Wangen und drehte sich zum Hause um, doch ging er nicht hinein. Er schaute Jeanne nach und winkte ihr zu. Dann blieb er stehen und atmete tief auf und freute sich des neuen, lichten Tages.

Nicht alle Bauern zogen zu gleicher Zeit nach Domremy. Manche bedurften längerer Zeit, um ihre Habe aufzuladen, und die Frauen, so die ersten gewesen waren, da es galt zu fliehen, sagten, es sei nicht in menschlicher Macht, an einem Tage alles zur Heimreise zu bereiten. So zogen die Bauern von Domremy langsam und froh den Weg zur Heimat, den sie eilend und trauernd in die Fremde gewandert waren.

Mutter d'Arc aber rüstete rasch. Sie dankte Gott mit vielen Worten für die Befreiung des Dorfes, für die Er-

lösung aus der Verbannung und war glücklich, das Wirtshaus der alten La Rousse verlassen zu können, um ihrer Tochter willen.

Die aber trieb mit der kleinen Haubiette die Gemeindeherde heim und ward traurig. Ihr war ein Stück der Heimat verloren. Die Kirche hatte sie stürzen sehen, hatte den Schall der fallenden Glocke vernommen und hatte fliehen müssen, hinaus zu fremden Menschen und in eine fremde Stadt. Zum ersten Male hatte Jeanne empfunden, daß Menschen schutzlos und elend sein können. Die Glocke war verstummt, Domremy war ein verlassener Trümmerhaufen und Michael Lebuin hatte sie verleumdet.

Schweigend und leer lag die Dorfstraße im Abendlicht. Die weißen Wände der Häuser waren von Ruß überhaucht und ein scharfer Geruch von Verkohltem schwebte über dem Flecken. Zwischen den Häusern, aus deren Mauern reglos und hart Sparren und Balken aufragten wie in Verzweiflung verrenkte und erstarrte Arme, fuhr der Wagen des Aldermanns d'Arc langsam und das Schlagen der Pferdehufe hallte laut wider die Stille. Auf dem Marktplatz lag ein gelber, großer Hund in der Sonne und schlug mit dem buschigen Schweif den staubigen Boden, da er wieder Menschen sah. Aus einem Gärtchen stoben aufkreischende Hühner, erschreckt durch nun ungewohnte Laute und liefen ängstlich und gackernd im Kreise umher. Der Abendwind trieb kleine, verkohlte Splitter Holz vor sich her, die flüsterten geheimnisvoll und rollten zuckend über die Erde. Dunkel und leer starrten die Fensterhöhlen und tausendfach gekreuzt und wirr sperrten die niedergebrochenen Dachtrame jeden Raum.

Die schweren Pferde, die Jakob d'Arcs Wagen zogen, blähten die Nüstern und blickten scheu um sich. Jeannes Herde ging müden Schrittes und hie und da bog gleichgültig ein Stück Vieh ab, da es seinen Stall zu erkennen wähnte. Doch ratlos und wie in dumpfer Trauer das Haupt senkend, blieben die Tiere bald stehen, denn kein

Tor fanden sie und kein süßer Heuduft schlug ihnen entgegen. Da begann ein Kalb zu klagen. Laut hallte es durch die leeren Gassen und bald antworteten die schweren Rinder dumpf und brüllend. Immer mehr und mehr wuchs der Ruf an, bis daß es dröhnte wie eine Anklage und widerhallte, als antworteten die Geister der verlassenen Feuerstellen den heimkehrenden Rindern. Des ruhevollen Abendhimmels Blau wölbte sich leer und trostlos, eine stumme Decke, gebreitet über das gestammelte Weh. Schweigend und mit schleifenden Schritten, den Blick geradeaus, um nicht alle Zeichen des Elends aufzusammeln, schritten die Heimkehrenden, suchten Ruhe bei ihrer verbrannten Habe und gedachten unter den ragenden, schwarzen Schatten ihres toten Glückes, der gestorbenen, stillen Freuden. Da die Nacht mit ihren schwarzen Fittichen deckte, was aus ihrem düsteren Schoße entsprossen zu sein schien, legte sich kummerschwere Mattigkeit auf aller Glieder. Die Heimgekehrten entschliefen auf bloßer Erde, auf dem Grunde, den sie treu liebten, auch nun, da er kalt war und rauh, überstät mit der Asche ihres in einer Nacht versengten, von leichtem Hauche verwehten Glückes.

6.

Beilschläge klangen hell durch das Dorf. Das Kreischen und Keuchen der Sägen mischte sich ein und froh läutete der steinbehauende Hammer über Domremy. Weiß ragten die Trame der neuen Dachstühle auf und der herbe Geruch von frischem Holz mischte sich mit dem süßen Duft der unbeachtet blühenden Herbstblumen.

Vater d'Arc saß auf einem langen Balken und hieb ihn mit dem Schlichtbeil gerade, daß die Holzsplitter froh und hell weithin stoben. Von Zeit zu Zeit hielt er inne und prüfte mit halb geschlossenen Augen, ob er in guter Richtung

gearbeitet habe. Neben ihm stand Durand Lassois und sprach ernst und traurig. Er mußte manchmal Worte, die er nur leise gesprochen haben wollte, laut schreien, denn Vater d'Arc hielt kaum in seiner Arbeit inne, um seinem Freunde und Schwager zu lauschen. Lassois aber zögerte oft in seiner Rede, denn er bedurfte seines ganzen Mutes, um mit starker Stimme zu verkünden, was er zu sagen hatte. Doch Jakob d'Arc zauderte nur einen Augenblick mit erhobenem Beile, um: „Lauter!" zu rufen, dann hallten die Schläge regelmäßig durch die abendliche Ruhe und Splitter des Holzes flogen auf und fielen zu Lassois' Füßen.

„So glaube ich, mit Hilfe der himmlischen Mutter wird mein Weib in zwei Wochen niederkommen", sagte Lassois, indem er den Anfang seiner Rede gar laut sprach, doch gegen Ende immer mehr flüsterte.

„Was wird sie?" rief Vater d'Arc.

„Niederkommen", schrie nun Lassois und trat ganz nahe heran. Doch das Sprühen der Späne trieb ihn wieder zurück.

„Ich möcht' Euch bitten, mir von dem Elchentalg zu geben, womit Ihr Eurer Frau die Brüste salbet zu guter Geburt", versuchte er zu flüstern. Doch auch diesen Satz mußte er schreien, um gehört zu werden.

„Das sollt Ihr haben", erwiderte d'Arc und schlug mit Wucht zwischen jedem Wort auf seine Balken. Lassois nickte dankbar mit dem Kopfe.

„Ich habe Sorge um mein Weib", begann er von neuem.

„Warum, Pate Lassois?" lachte d'Arc zwischen zwei Streichen. Da trat der junge Mann auf ihn zu und hielt des Aldermanns Hand, daß er nicht weiter arbeiten konnte.

„Ihr Leib ist schmal und sie ist noch wie ein Kind. Ich kann nicht denken, wie es sein soll, daß sie Mutter wird", sagte er und seine Stimme zitterte, da er sprach. Seine Augen wurden hell von Tränen.

„Wenn sie dein Weib werden konnte, Pate Lassois, wird wohl auch recht sein, daß sie Mutter wird", erwiderte d'Arc und erhob die Axt.

Doch Durand hielt ihn von seiner Arbeit.

„Recht wird es schon sein, Aldermann," sagte er, „aber ich habe doch Angst um sie."

„Wenn die Angst der Männer die Kinder ungeboren machen könnte, Pate, wäre kein Mensch mehr auf Gottes Erde. Was kommen muß, das kommt!" rief der Alte und ließ das Schlichtbeil niedersausen. Lassois schwieg nun. Er setzte sich auf einen breiten Holzklotz und wartete, bis Jakob d'Arc sein blitzendes Werkzeug nach einem letzten, kräftigen Schlag beiseite gelegt hatte und, die Arme reckend, schwer und langsam vom Balken herabstieg.

Der Aldermann drehte sich zur neuen, weißen Tür seines Hauses und rief nach seinem Weibe. Die Tür ging auf und Jeanne stand hochaufgerichtet auf der Schwelle. Es war, als habe sie dieses Rufes geharrt, so bereit und aufmerksam blickte sie beide Männer an.

„Was soll geschehen, Vater?" fragte sie.

„Deine Mutter rief ich, Jeanne, nicht dich", brummte der alte d'Arc.

„Ich weiß es, Vater, doch mir war, als sollt' ich kommen, als könnt' ich helfen", erwiderte das Mädchen und sah fragend zu Durand hin. „Kann ich nicht helfen, Pate?" fragte sie nun und ihre Stimme klang weich und fast bittend.

Lassois schaute dem Mädchen ins Gesicht. Ein Lächeln huschte über ihren Mund und ihm wurde mit einem Male, als habe er gefunden, was er in ruheloser Angst um seines Weibes Leben gesucht hatte. Er streckte Jeanne die Hand entgegen.

„Ich glaube, Ihr könnt uns helfen", sagte er froh.

„Bring den Tiegel mit Elchentalg, Jeanne, den die Mutter verwahrt", befahl der Vater.

„Trägt Eure Frau ein Kind," rief da Jeanne, „daß Ihr des Talgs bedürft?" Sie streckte Durand beide Hände entgegen.

„Ja, Jeanne, und sie trägt es schwer."

„Laßt mich mit Euch gehen, ihr helfen und bereiten, was nottut", rief Jeanne und ihre Augen strahlten hell vor Freude.

„Vater, laß mich mit dem Paten gehen. Ich werde sicher viel tun können zur Geburt."

„Du bist ein Kind! Was sollst du dabei?" brummte d'Arc. Doch Lassois wandte sich zum Aldermann und ergriff seine Hand.

„Ich bitt' Euch, laßt Euer Kind mit mir gehen. Mein Weib ist noch selber so jung, es wird ihr Freude sein in ihrer schweren Zeit."

„Wenn Ihr auf einmal zwei Kinder im Hause wollt", lachte d'Arc.

Da neigte sich Jeanne nieder und küßte ihres Vaters Rechte. Dann wandte sie sich um und ging raschen Schrittes in das Haus. Die Tür fiel hinter ihr zu.

„Ich dank' Euch, d'Arc, ich dank' Euch", rief Lassois. „Ihr helft uns allen."

„Wenn Euch nur Jeanne helfen kann", lachte der Aldermann. „Habt Ihr gesehen, wie sie sich freut? Und Ihr habt Angst und möchtet lieber barfuß nach Rom, denn Euer Weib entbinden lassen, wenn das etwas nützen könnte! Die Frauen wollen's. Und wenn es so weit ist, dann helfen sie sich, als wären sie alle Schwestern."

„Ich hab' Jeanne lieb, Vater d'Arc. Ich weiß, sie hilft uns."

Dann gingen beide in das Haus.

7.

Als Jeanne mit Durand Lassois nach Klein-Bureh kam, schien die Sonne hell und klar in die schmalen Straßen hinein. Die Stille des Mittags lag mit flimmerndem Leuchten auf den steilen Dächern der Häuser und kaum ein Mensch war auf dem Kirchenplatz. Durand wurde unruhig, da er seinem Hause näherkam, und da er

seine Frau nicht vor dem Tore stehen sah, begann er zu laufen. Atemlos kam er vor seinem Hause an und schlug laut und oft gegen die Tür. Die alte Magd tat ihm auf. Ruhig, wie immer, wischte sie ihre dicken, roten Hände in ihre blaue Schürze und grüßte.

„Wo ist Marthe?" rief Lassois.

„In der Kammer ist die Frau. Ich glaube, es wird bald Zeit sein, die alte Bonot zu holen", erwiderte die Magd.

Durand schob sie beiseite und lief die dunklen, steilen Treppen empor. Seine Schritte dröhnten, das hölzerne Geländer ächzte, und so eilig war er, daß er eine Stufe mit dem Fuße verfehlte und polternd stolperte. Aus der Schlafkammer rief eine frohe Stimme. Es war Marthe. Durand riß die Türe auf und trat ein.

Sein Weib lag in ihrem schmalen Bett. Das Kopfholz ragte hoch und dunkel hinter ihren weißen Polstern empor. An der Wand flackerte die ewige Lampe vor dem Bilde der Maria ängstlich, wie verstört auf, da der Mann ins Zimmer stürzte. Marthe streckte ihm die Arme entgegen, er lief zum Bette und küßte sie.

„Was bist du so gelaufen, Mann?" fragte Marthe und streichelte liebkosend sein Haar, da er vor dem Bette niederkniete. „Du bist auf der Treppe gestolpert."

„Ich sah dich nicht vor der Haustür. Ich habe Angst gehabt den ganzen Weg von Domremy her. Hast du Schmerzen?"

Überstürzend, ohne Atem, ohne auf Antwort zu warten, sprach er und streichelte seiner Frau Hand. Sie lächelte und richtete sich ein wenig auf. Er blickte ihr ins Gesicht. Es war seltsam verändert. Die Augen schienen heller zu leuchten, der Mund brannte rot in dem blassen Antlitz und zwei tiefdunkle Schatten flossen von seinen Winkeln schräg zum Kinne nieder. Marthens goldenes Haar klebte in Strähnen an ihren feuchten Wangen. Doch sie lächelte ihrem Manne zu und sprach voll Ruhe und Mut, aber

mit schmerzgedämpfter Stimme. Ihre weißen Hände lagen ruhig auf der dunkelroten, schweren Bettdecke.

„Ich habe dir die Salbe von Elchentalg gebracht, um die ich ging", begann Durand nun ruhiger. Seine Rechte fuhr zitternd über seines Weibes Stirne, auf der eine Ader zackig und blau unter der schneeigen, schweißkalten Haut lief.

Die Tür wurde von der Magd aufgetan und leise, ihr Bündel noch in der Hand, trat Jeanne d'Arc ein. Sie blieb weit vom Bette entfernt stehen und rührte sich nicht. Marthe erkannte sie.

„Jeanne, bist du zu mir gekommen?" fragte sie froh. Das Mädchen winkte ihr schweigend mit der Hand, sie trat nicht näher.

„Hast du Angst vor deiner Base, Jeanne?" fragte Marthe. Sie sprach wie zu einem kleinen Mädchen. „Jetzt werde ich bald Mutter sein und ihr müßt Ehrfurcht vor mir haben." Sie lachte. Doch plötzlich brach ihre Stimme ab und der helle Laut der Freude ward verdeckt vom Schatten eines Stöhnens. Ihre erhobene Hand sank rasch herab und griff einen kurzen Augenblick zuckend in die Bettdecke. Jeannes Bündel fiel mit leisem, dumpfem Aufschlagen zu Boden. Mit drei Schritten war sie bei der Lagerstatt und Marthe preßte im Schmerz die ruhig hingestreckte Rechte des Mädchens. Langsam ließ der Druck nach. Langsam breitete sich lösend ein Lächeln über der Frau erstarrte Züge.

„Durand," meinte sie nun, „schickt das Kind hinaus. Es ängstigt sich."

„Ich bin gekommen, um zu helfen, Base", sagte Jeanne ruhig. „Ich bleibe bei dir und habe keine Furcht." So leise sie auch sprach, es klang wie ein Befehl.

Marthe sah zu ihr empor und ihr Blick traf des Mädchens ruhevolles Auge. Ein tiefgeholter Atem hob ihre schweren Brüste. Lächelnd ließ sie ihren Kopf zurückfallen und Jeannes Hand von neuem fassend, schmiegte sie ihre Wange hinein.

„Du wirst mir helfen, Jeanne, ich weiß. Ich dank' dir", sagte sie. In ihrer Stimme klang das Vertrauen eines Kindes. Jeanne blieb aufrecht beim Bette stehen, nur ihr Haupt war geneigt. Ihr Blick lag wie liebkosend auf des jungen Weibes blassem Antlitz. Von Zeit zu Zeit schob sie einen Polster mit der linken, freien Hand zurecht oder strich einen Strähn des goldenen Haares aus der Stirne der nun friedvoll Liegenden.

Lange war es still in der Kammer. Draußen begann das Leben wieder zu erwachen. Ein Reiter sprengte vorüber. Der Hufschlag seines Pferdes klang laut.

„Sie reiten jetzt viel durch den Ort", brach Durand Lassois das Schweigen, das nun schwer, bleiern, unerträglich auf ihm zu lasten begann. Er hatte still gesessen am Fußende des Bettes. Nun stand er auf und wanderte im Zimmer umher, vom Bett zum Tisch, vom Tisch zum Schrank. Doch jeden Augenblick spähte er in das Antlitz seiner Frau, nach den Schatten des Schmerzes suchend. Er sah nicht, daß Marthes Augen ihm wie bittend folgten, ihn stumm anflehten, wieder Ruhe zu halten.

„Setzt Euch nieder, Pate", sagte Jeanne. Sie hatte den Blick ihrer Base verstanden. „Eure Frau will es so!" fügte sie hinzu, da Durand hilflos mitten in der Kammer stehen blieb. Marthe nickte dankbar und drückte ihren Kopf fester in des Mädchen Hand.

Durch das offene Fenster begann ein kühlender Wind zu wehen. Er trug das Lachen spielender Kinder herein. Holzschuhe klapperten. Eine Uhr schlug laut und ernst. Eine Fliege kam brummend hereingeflogen, umkreiste das Bett und eilte wieder fort, geschäftig surrend. Immer länger wurde der helle Streifen Sonnenlichts, der in die Stube fiel. Durand saß zusammengekauert auf einem Stuhl. Er hielt die Hände gefaltet. Marthe schien zu schlafen. Plötzlich öffnete sie ihre Augen weit. Sie hob den Kopf. Ihre blasse Hand griff nach Jeannes Arm und hielt ihn fest im Krampf. Das Weib begann zu stöhnen.

„Jeanne, Jeanne!" rief sie ängstlich klagend. Ihre Stimme klang dumpf und ihr Atem ging, als läge eine schwere Last auf ihrer Brust.

„Ich bin da, Marthe!" sagte das Mädchen ruhig.

Durand sprang auf und eilte zur Tür. Marthe warf sich empor.

„Mann! Bleib da!"

„Ich will Frau Bonot . . ." Marthe unterbrach ihn. Sie schlug ungeduldig mit der Linken die Decke. Ihre Stimme klang weinerlich: „Ich will nicht. Nur Jeanne soll helfen. Ich will niemanden!"

Durand blieb stehen. Er wollte sprechen. Seine Hand suchte die Türklinke.

„Ich bin zu helfen gekommen, Pate", rief nun Jeanne laut. Hilflos sank des Mannes Arm. Er blieb stehen, wie besiegt, wie gebunden. Einen Augenblick hatte sich das Mädchen hochaufgerichtet. Sie blickte mit leuchtenden Augen zum Bilde der Himmelskönigin an der Wand. Das Licht züngelte auf und hell strahlte das Gold der Krone.

„Fürchte dich nicht!"

Ihre Rede klang leuchtend durch das dumpfe Stöhnen der sich in Wehen windenden Frau.

Die aber begann nun mit gedämpfter, ächzender Stimme zu beten. Immer lauter wurden ihre Worte, immer wilder ging ihr Atem. Sie preßte den Arm des Mädchen nun, daß ihre Nägel dunkel wurden auf der hellen Haut Jeannes. Immer heißer klangen ihre Worte, immer heller ihre Schreie. Sinn war nicht mehr in ihrer Rede und von der Wucht des Schmerzes wurden die Laute, die aus ihrem Munde kamen, zermalmt, daß sie, grellen Fetzen gleich, flatternd in die Stille flogen.

Lassois begann zu zittern. Er faltete die Hände und preßte sie angstvoll zusammen. Plötzlich, als besinne er sich, sprang er zur Tür. Jeanne blickte kurz auf und wieder umschnürte hilflose Ruhe den Mann. Er blieb stehen.

„Bleibt! Es wird gut gehn!" rief das Mädchen.

Ihre Stimme klang klar durch des Weibes Jammern, wie eine Trompete durch das Getöse der Schlacht, wie ein Siegesruf über die stöhnenden Verwundeten hin. Dann riß sie die Decke von Marthens sich windendem Leibe. Die Gebärende preßte beide Hände wider die Ohren, daß ihre Ellenbogen spitz in die Polster ragten, ließ ihren Kopf nach rückwärts sinken, und Stoß um Stoß kam Schrei um Schrei aus ihren knirschenden Zähnen. Jeannes Blick flog hastend über Marthens zuckende Glieder, dann wandte er sich einen kurzen Augenblick suchend nach oben.

Nun faßte Jeanne den Leib der Kreißenden und wortlos, ohne zu zaudern, tat sie, was not war, bettete Marthe, daß ihr hochgewölbter Körper lag wie ein übervolles Gefäß, bereit, sich zu ergießen, wie eine überreife Frucht, bereit, sich aufzutun. Mählich begann in den Schmerzensschrei der Frau ein heller, froher Klang sich mit einzutönen. Ein Rufen wurde er und fand dann Laut, dann Wort, und als Jeanne d'Arc ein Kind hoch emporhob in ihren starken Mädchenarmen, daß die Sonne ihre letzten Strahlen hingoß über das Neugeborne, da stiegen zugleich mit dieses Kindes erstem Lebenslaut die ersten Worte aus dem so lange nur Schmerzen stammelnden Mund: „Gelobt sei Gott!"

„Gelobt seist du, Maria!" rief da Jeanne.

Aufschluchzend brach Durand Lassois zu Füßen des Bettes nieder und zerwühlte lachend und weinend die Laken, die rot waren vom Blute seines Weibes.

Jeanne rief die Magd und gab ihr das Kind. Dann trat sie zu ihrem Paten und legte ihre Hand auf seine Schulter. Noch immer knieend, blickte der zu ihr empor.

Die Magd kehrte mit dem Kinde wieder. Jeanne hob es auf. Die Sonne strahlte noch einmal aufleuchtend in die Stube. Das schmale Mädchen stand in goldne Glut gehüllt und über ihr schimmerte wie segnend das Bild der gnadenreichen Mutter nieder. Im Bette richtete sich Marthe auf und streckte lachend die Arme aus nach ihrem Kinde.

Jeanne legte das Neugeborene sanft an der Mutter Brust. Wieder blickte sie nach oben, doch lange kehrte ihr Auge nicht zurück. Ihre Hände ballten sich zur Faust, ihr Mund war halb geöffnet, als horche sie einer Rede, deren Sinn zu begreifen ihr schwer ward. Dann wandte sie sich zu Durand.

„Führ' mich zum Hauptmann Bodricourt nach Vaucouleurs!"

„Das will ich tun, Jeanne d'Arc", antwortete Durand, wie von hartem Befehl gezwungen. Ohne es zu wissen, senkte er scheu den Blick.

8.

Es war abends, als Durand Lassois das Mädchen zur Stadtburg von Vaucouleurs emporführte. Schmal und steil stieg der Weg zwischen hohen Grasböschungen an. Jeanne schritt langsam dahin, ihr Blick suchte nach den Zinnen der Mauern, nach der blauen Fahne des Dauphin, die vom Wehrturm niederflatterte, und wenn Hügel und Bäume sich zwischen ihr Auge und das angestrebte Ziel schoben, reckte sie ihren schlanken Leib auf, als wolle sie hinüberblicken über alle Hindernisse, zur Burg spähen und keinen Augenblick das ersehnte Bild verlieren.

In Klein-Burey war sie froh gewesen; sie hatte lachend Marthe geküßt, die still in ihren Kissen gelegen war, das Kind an der Brust, und die ihr einen Blick voll Zärtlichkeit nachgesandt hatte. Doch nun wurden des Mädchens Worte schwer und langsam und kaum noch hörte sie auf Durands Rede, der neben ihr herging und mit leiser, ehrfurchtsvoller Stimme zu ihr sprach und sie schüchtern und forschend ansah, als wolle er ein tiefes Geheimnis erspähen. Doch aus Achtung verbarg er seine brennende Neugierde.

Nun schritten beide durch das erste Tor der Umwallung. Die schweren Flügel standen weit offen und schimmerten in breiten, blauen und gelben Streifen. Dunkel und drohend,

wie die spitzen Zähne im Rachen eines Untiers, hing der Fallrechen nieder. Jeanne trat mit einem festen Schritt auf die mächtige, starke Schwelle. Es war, da sie auf der Erhöhung stand, als wachse ihr Leib auf, indem sie die Grenze des festen Burgbannes überschritt. Der Weg war mit runden Steinen belegt, Lassois' Füße wurden unsicher. Jeanne aber schritt still und fest weiter, als trage sie den Eisenschuh der ritterlichen Herren. Ehe Antoine de Vergy die Belagerung von Vaucouleurs begonnen hatte, waren rasch neue Schießscharten gehauen und Pfosten eingeschlagen worden als Sturmwände. Das lichte Holz schimmerte zwischen dem dunklen Grün der im Abendwinde rauschenden Bäume.

Vor dem inneren Turmtore standen zwei Mannen. Sie ragten reglos auf und hielten ihre langen Spieße gerade vor ihre Gesichter. Ihre Waffenröcke leuchteten hell aus dem tiefen Grau der schweren Quadermauern. Durand führte Jeanne schweigend über die schräge Zugbrücke, die hohl und dumpf pochte unter ihren Schritten. Durch den kühlen Schatten des mächtigen Bogens kamen sie, und da das Mädchen in den Hof trat, hob sie ihren Blick zum dunkelblauen, abendlichen Himmel, der sich nun wieder über ihr spannte. Jeanne blieb stehen. Lassois blickte sie fragend an, er wähnte, sie wolle wieder heimkehren, und erleichtert sprach er freundliche Worte zu ihr. Er versprach ihr, niemandem von ihrem Wunsche und ihrer Umkehr zu erzählen und bürgte für seines Weibes Verschwiegenheit. Das Mädchen aber hörte ihn nicht. Sie wandte sich scharf der schmalen Steintreppe zu und ging raschen Schrittes vor Durand her. Eilig stieg sie die Stufen empor und blieb im Bogengang stehen.

„Waret Ihr schon beim Stadthauptmann, daß Ihr den Weg kennt?" fragte ihr Begleiter erstaunt.

„Geht und nennt der Wache Euren Namen", erwiderte Jeanne kurz.

Durand öffnete die niedere Tür und gehorchte.

Bodricourt hatte viel Lederzeug fertigen lassen beim Sattler Lassois. Die Wache kannte ihn und ließ ihn vorüber. Jeanne wollte hinter ihrem Paten eintreten. Doch der Wächter legte seinen Spieß quer vor die Tür und lachte das Mädchen an. Sie hob die Hand und schlug auf den Lanzenschaft, daß er zitternd summte und der Knecht ihn fast aus der Hand fallen ließ.

„Ich bringe Eurem Herrn gewichtige Botschaft", sagte Jeanne. Ihre Stimme klang hart aus trockenem Munde. Zögernd trat die Wache zur Seite. Er wollte sie zurückhalten, doch er war unsicher geworden und begann zu stottern. Jeanne schritt an ihm vorüber. Erschreckt zog Durand seinen Kopf eng an seine Schultern, gehorsam und ängstlich ging er rasch zur nächsten Tür und klopfte an. Jeanne blieb neben ihm stehen. Ihr Blick war spähend gegen das dunkle Holz der Pforte gerichtet. Ein Diener trat heraus. Der Sattlermeister nannte seinen Namen.

An einer schmalen, langen Tafel saß Raoul von Bodricourt im hellen Abendlicht, das durch die hohen Fenster des Saales hereinströmte. Vom weißen Schimmer der getünchten Wände einen Augenblick geblendet, blieb Jeanne stehen, dann trat sie rasch auf den Hauptmann zu. Sie konnte nur seine Augen sehen, denn eben tat er einen langen Zug aus einem hohen Schneller, dessen Rand ihm Mund, Wangen und Nase deckte. Erstaunt schaute er über seinen Krug hinweg auf das Mädchen und sagte etwas, das hohl klang in seinen Humpen hinein. Jeanne hob den Blick und gewahrte über Bodricourts Haupt das Wappen Frankreichs, das, auf einer breiten Fahne gemalt, von einer Eisenstange in den Saal niederhing. Die Lilien glänzten im goldigen Sonnenlicht, das Blau schien leicht und leuchtend wie des Himmels Bläue. Und von dem strahlenden Widerschein erhellt, flammten Jeannes Augen auf. Ein kurzes Zucken ging durch ihren Leib und wie befehlend reckte sich ihr Arm vor.

„Ritter Bodricourt", sprach sie. Es war, als singe blankes Eisen mit ihren Worten. Der Hauptmann setzte rasch und

in scherzhaftem Erschrecken seinen Humpen vor sich hin. Es war ein lauter Schlag, da er den Krug niederstellte und mit einem hellen Schnappen schloß er den Deckel. Dann legte er beide Hände auf den Tisch und streckte seinen Kopf weit vor. Jeanne sah ihm ins Gesicht. Seine Nase war dick und rötlich, seine Augen klein, blau, und in seinem Blicke lag ein frohes Leuchten. Um seinen Mund schien ein gutmütiges Schmunzeln zu unzählig vielen, kleinen Falten erstarrt zu sein. Lässig hing ihm ein Doppelkinn über seinen Lederkoller.

Jeanne schwieg und suchte in des Hauptmanns Auge mit flehendem, fast bittendem Blicke. Sie sah den flimmernden Widerschein von goldenem Wein, das Funkeln der Fröhlichkeit und das schlaue Zucken der Buhlschaft in des Hauptmanns Augen. Die vorgestreckte Hand sank langsam nieder. Mit leiserer Stimme wiederholte sie: „Hauptmann Bodricourt!"

Der Herr stützte sich auf beide braunen Hände, richtete sich halb über den Tisch auf und sagte mit spöttischem Ernste: „Der bin ich!"

Jeanne trat einen Schritt zurück. Da fiel ihr Blick auf das leuchtende Banner und mit einem Male brachen die Worte hell und klar über ihre Lippen.

„Ich, Jeanne d'Arc aus Domremy, bin an Euch gesendet, daß Ihr wichtige Kunde hört aus meinem Munde."

Sie hielt inne und holte tief Atem. Ihre Brust wogte. Ihre Hände hingen wie tot, schlaff neben ihrem schmalen Leibe nieder. Ihr Auge war erloschen, sie schien in weite Fernen zu schauen. Ihre blassen Lippen aber zuckten bei jedem Worte.

„Der Dauphin rüstet zu neuem Kampfe wider Engelländer und Burgunder, er soll keine Schlacht wagen. Er nehme keine Herausforderung an."

Bodricourt hatte sich wieder schwer in seinen Stuhl fallen lassen. Er nickte bei jedem Worte von Jeannes Botschaft mit seinem schweren Kopf. Als das Mädchen geendet

hatte, sprach er mit singender Stimme: „Und warum sagt Ihr dies alles mir?“ Dabei drückte er seinen langen Zeigefinger gegen seine Brust.

„Ihr sollt ihm eilends meine Botschaft senden.“

„Und wer seid Ihr?“ fragte Bodricourt.

„Ich bin Jeanne d'Arc aus Domremy, Tochter des Aldermann d'Arc und ich gebiete Euch, die Botschaft dem Dauphin zu senden“, rief Jeanne. Kurz hallte ihre Stimme im Saale wider. Dann war es still. Doch mit einem Male kollerte durch die weiten Bogen ein lautes Lachen. Es schlug die Wände und prallte zurück, es pochte klatschend die Decke und tanzte von Pfeiler zu Pfeiler; hallende, schallende Wellen brachen aus Bodricourts weit offenem Munde. Sein Doppelkinn tanzte, seine Wangen hüpften, seine Hand dröhnte auf den Tisch nieder, daß sein Humpen zu springen begann. Der weite Saal ward ausgefüllt von seiner wilden Fröhlichkeit und alles ward belebt von seinem Gelächter. Durand Lassois war davon bis zur Türe getrieben worden und der Diener lehnte gegen die Wand, als werde er angepreßt von der Heiterkeit, die dicht jeden Winkel des Raumes füllte. Nur Jeanne stand unbeweglich, ragend, mit fernhin spähendem Blick. Ihre Mundwinkel waren herabgezogen, ihre Lippen brannten wieder in leuchtendem Rot, ihre Arme hatten sich gestrafft und ihre Hände waren zur Faust geballt.

Zischend, plätschernd, gurgelnd und flüsternd verrann Hauptmann Bodricourts Gelächter. Keuchend und atemlos sprach er nun, fast flüsternd klang seine rauhe Stimme und manches Wort ward überrasch aus seiner Brust gestoßen vom letzten Zucken seiner Fröhlichkeit.

„Jungfer Jeanne, wofern Ihr Jungfer seid, was ich hoffe, doch nicht glaube, hört einen alten Kriegsmann. Ich geb' Euch einen guten Rat! Gebietet keinem, der selber zu gebieten hat. Es könnte sein, Ihr erhieltet eine Maulschelle als Botenlohn für Eure wichtige Kunde. Das fürs Erste, Kleine. Aber habt keine Angst, ich schlag' kein Kind“,

fügte er hinzu und winkte dem Mädchen über den Tisch mit der Hand.

„Ich fürcht' Euch nicht", sagte Jeanne kurz.

„Dann sagt mir, Kindchen, wie soll ich dem Dauphin Botschaft von Euch sagen, da er keine von mir, dem Hauptmann, hören will?"

Jeanne schwieg.

„Seht Ihr!" rief Vodricourt. „Nun geht heim nach Domremy und denkt an mich, wenn Ihr kräftige, junge Burschen seht. Behaltet nicht alle zum Tanz zu Hause. Ich brauche Mannen, daß dein Dauphin nicht auch noch Vaucouleurs verliert. Nun geht mit Gott!" Und der Hauptmann stand auf.

„Ritter Vodricourt," sagte Jeanne ruhig, „mich sendet Gott zu Euch!"

Der Hauptmann lächelte und trat vor den Tisch. Er faßte Jeannens Kinn mit seiner Linken und hob ihren Kopf empor, daß er ihr in die Augen blicken konnte. Dann streichelte er ihr leise über die Stirne. Jeanne fühlte die harten Schwielen der schwertgewohnten Rechten gegen ihre weiche Haut und froher Glanz erleuchtete ihr Angesicht.

„Kind," sagte Vodricourt freundlich, „Ihr sprecht recht gelassen von einem so großen Herrn. Seht, ich habe wenig mit Gott zu tun gehabt und kenne seine Boten nicht. Und in der Heroldskunde werde ich kaum Zeichen finden, an denen ich sie erkennen könnte. Drum geht wieder heim. Doch sprecht Ihr wirklich mit ihm, von dem Ihr sagt, daß er Euch gesandt hat, so sagt ihm vom Ritter Vodricourt einen Gruß und er danke ihm für die zwei Arme und das Schwert, das er ihm einst geschenkt hat, und er solle diese Gaben in Frankreich oft verteilen, das sei die rechte Art, dem Dauphin zu helfen. Aber arme, kleine Bauernmädchen soll er nicht plagen." Und Vodricourt schlug Jeanne leicht auf die Wange und ging mit schwerem, wiegendem Schritt aus dem Saal.

Jeanne blieb reglos stehen. Ihr Gesicht senkte sich nicht. Ihr Blick hing an dem Wappentuch und sie sah, wie langsam der abendliche Schatten darüber hinschlich und Lilie um Lilie glanzlos ward und erlosch. Der Diener öffnete die Tür des Saales, ein leiser Wind huschte herein und ließ des Mädchens schweres, dunkles Haar um ihre Stirne wehen. Wie liebkosende, weiche Finger tasteten die Strähne ihr über die Augenbrauen und Wangen.

Jeanne hörte flüsternde Schritte hinter sich. Sie wandte sich nicht um. Eine Hand berührte ihre Schulter. Sie regte sich nicht. Da schob sich eine hohe, schlanke Gestalt vor ihren Blick. Sie sah ein hageres Gesicht, zwei tiefdunkle Augen blickten gütig auf sie und aus traurig lächelnden Lippen sanken milde Worte leise zu ihr nieder.

„Geht heim, Jungfrau! Um Eures Glückes, um Eures Friedens willen, mengt Euch nicht in die unheilvollen Geschehnisse Eures Landes. Es ist nicht Zeit für Fromme nun, nicht Raum für Gottgesandte im weiten Frankreich. Kämpft wider Eure Gottesstimme um Eurer eigenen Reinheit willen. Geht heim, Jeanne d'Arc!"

Das Mädchen sah still empor und schüttelte ihr Haupt.

„Ich darf nicht", sagte sie leise und klagend.

„Armes Kind", seufzte der hochragende Mann.

„Helft mir!" bat Jeanne. „Helft dem Lande, helft uns allen! Wenn der Dauphin nicht Botschaften hören will und sich verschließt, wird Frankreich Schaden nehmen in weniger denn vier Wochen. Helft!"

Jeanne faltete flehend die Hände.

„Der Dauphin verschließt sich allen, nur dem einen, La Tremoïlle, dem Kanzler, nicht", sagte der Mann. „Doch ich will beim Hauptmann hier für Euch sprechen. Geht heim nun, und habt Ihr wieder Botschaft, kommt zu Jean Novelonpont, Herrn zu Metz."

Der Ritter wandte sich und schritt langsam zum Bogenfenster zurück. Er lehnte sich wider den Pfeiler und blickte schweigend hinaus auf die herbstlich reifen Lande. Die

weiten Ärmel seines blauen Kleides wehten leise im Winde und streiften über eine Laute, die am Fenstergesimse lehnte. Sie klang wie aus tiefem Schlafe, flüsternd und seufzend. Der Ritter blickte zu ihr nieder, hob sie auf und schien in die Saiten greifen zu wollen, doch er hielt inne und schaute lange und schweigend zu Jeanne hin. Sie aber wandte sich plötzlich um, ging auf Durand Lassois zu und erfaßte seine Hand.

„Gehen wir!" sagte sie still und heiter. „Marthe wartet unser in Klein-Burey. Ich muß das Kind zur Ruhe bringen."

Jeanne d'Arc neigte grüßend ihr Haupt und trat durch die niedere Pforte aus dem Saal. Herr Jean Novelonpont blieb lange stehen, schweigend die schweigende Laute im Arm.

Viertes Buch.

1.

Es war schon dunkel, da Jeanne mit Durand Lassois schweigend die Stadtburg von Vaucouleurs verließ. Hinter ihnen wurde die schwere Zugbrücke auf knarrenden Winden und rasselnden Ketten hochgezogen. Der Sattlermeister wagte nicht, das Mädchen anzublicken und neigte beim Gehen den Kopf. Es war still und der gewundene Weg, der steil zur Stadt niederführte, lag menschenleer. Da sie so wortlos dahinschritten, begann Jeanne leise vor sich hinzusingen. Es war ein altes Kinderlied. Die Weise stieg und fiel gleichmäßig und die Worte kamen kaum mehr denn gehaucht aus des Mädchens nur leicht geöffneten Lippen. Doch fröhlich war des Liedes Ton. Des verwunderte sich ihr Pate, denn er wähnte Jeanne tief bekümmert ob Bodricourts Antwort, verletzt durch seinen Spott. Der gute Durand war dahingeschritten und hatte über Worte des Trostes nachgesonnen und suchte nach einer Lüge, Jeanne über die dunkle, hoffnungslose Stille dieser ersten Nacht hinwegzutäuschen. Nun aber wob das Mädchen achtlos die bunten Fäden alter Kinderfreude in das tiefe Grau seiner Sorgen. Durand suchte in seinem Erinnern nach einem Ausspruch des Stadthauptmannes, der Jeanne hätte Hoffnung geben können. Doch ihm ward keines bewußt und da er gedachte, wie wenig wohl Herr von Novelonpont beim Hof, ja sogar bei Bodricourt vermochte, seufzte er auf.

„Arme Jeannne", sprach er halblaut, fast zu sich selber.

Das Mädchen hielt in ihrem Liedchen inne und sah ihn an.

„Ich werde diesen Weg wieder gehen müssen, Pate Lassois", sagte sie.

„Daß Ihr ihn einmal schon gegangen seid, ist dieser

Vodricourt nicht wert", erwiderte der Sattler und schüttelte seinen Kopf, daß seine Wangen zitterten. „Gottlos ist er und ich fürchte für sein Heil in der anderen Welt."

„Warum denkt Ihr so von ihm, der die Stadt also gut verteidigt hat wider des Dauphins Feinde?" fragte Jeanne.

Da blieb Durand Lassois stehen und erhob seine Rechte und drohte nach der Burg mit seinem Finger. Warnend und tadelnd klang seine Rede.

„Er hat Euch ausgelacht, Jeanne! Er hat Eurer gespottet und Euch fortgeschickt!"

Doch da er des Hauptmanns Sünden weiter nennen wollte, ward ihm inne, daß er schon all das zu Jeanne gesagt hatte, was er um ihrer Ruhe willen verschweigen wollte, und plötzlich hielt er ein und ließ seine erhobene Hand rasch und verlegen fallen.

Des Mädchens Stimme aber klang ruhig und milde, da sie sprach: „Ich bin ein Bauernkind und er weiß es nicht anders von mir. Er ist ein froher Mann und kämpft um seines Landes Sache. Seine Hände sind hart vom Schwertgriff, sein Auge richtet die Geschütze wohl. Gott segne ihn!"

„Ich habe dir meines Kindes Leben anvertraut, Jeanne, und meines Weibes schwerste Stunde lenktet Ihr. Er aber will Euch nicht hören!" rief Durand.

Da faßte Jeanne seine Hand und ihr Griff war fest.

„Du standest bei der Türe, die Wehfrau zu rufen. Nichts wolltest du mir anvertrauen, doch Gott hielt dich, Pate Lassois. Du konntest nichts denn warten und vertrauen. Gott aber hat den Hauptmann noch nicht also gelenkt, wie er dich lenkte. Die Stunde wird kommen und ich werde wieder zu ihm gehen. Er wird mich hören, wenn es nottut."

Jeannes Stimme klang fest und es tönte, als schritten ihre Worte in Erz gehüllt über steile Stufen empor zum dunklen Nachthimmel.

„Wann, wann wird das sein, Jeanne", fragte Durand flüsternd und mit angehaltenem Atem. Das Mädchen ließ seine Hand los und seufzte leise.

„Ich weiß es nicht."

Sie schritt nun ruhig weiter und in das Rauschen ihrer Tritte und das leise Weben der Nacht tönte wieder das flüsternd gesungene Kinderlied. Es floß ruhig hin über des Mädchens Lippen aus der Quelle ihres friedvollen Herzens.

2.

Nach drei Tagen kehrte Jeanne d'Arc heim nach Domremy. Als sie über die Schwelle ihres Elternhauses trat, da stand ihr Vater, den Rücken der Stube zugekehrt, und das Schluchzen der Mutter zuckte durch die Stille des Raumes. Jeanne ging auf Mutter d'Arc zu und küßte sie. Die alte Frau schlang ihre Arme um das Mädchen und ihr Weinen wurde laut. Ihr Vater wandte sich um und trat mit zwei langen Schritten vor die beiden hin.

„Mutter, laß sie!" rief er und löste mit hartem Griffe die Arme der Frau von ihres Kindes Hals. Mutter d'Arc ließ es geschehen und neigte ihr Haupt. Dann, mit einem Male, schlug sie die Hände vor das Gesicht und legte ihren Kopf schluchzend auf den Tisch.

„In die Meuse mit dir, Dirne! In die Meuse mit dir, wie ich schwur", schrie der Aldermann d'Arc.

Jeanne blieb bei ihrer Mutter stehen und streichelte das graue Haar der Weinenden.

„Vater," fragte sie leise, „was habe ich getan?"

„Weißt du es selber nicht?" zischte d'Arc. „Hast du den Teufel im Leibe, der dich treibt, wohin er will und weißt es nicht?"

Jeanne schwieg. Da faßte ihr Vater sie bei der Hand und seine Worte zuckten zwischen seinen festgeschlossenen Zähnen hervor:

„Sag' es uns selber, du! Was tatst du, seitdem du fort warst von hier?"

„Ich war in Klein-Bureh und habe Hilfe gebracht der Patin."

Vater d'Arc lachte auf und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Mutter leise aufschrie und mit beiden Händen nach dem Kopfe griff. Jeanne sah ihre bleichen Finger zittern. Ihr Vater aber schrie ihr Wort für Wort ins Gesicht.

„Und warst du nicht in Vaucouleurs, beim Herrn Stadthauptmann und hast mit ihm gesprochen und dich dem Heere angeboten, Soldatenmetze!"

„Ja!" erwiderte Jeanne.

„Du Wundermädchen!" rief d'Arc und lachte in Wut und Spott laut auf. „Du Wundermädchen, von dem das ganze Dorf spricht. Sie schleichen um mein Haus und suchen dich. Sie nennen dich eine Gottgesandte. Ich aber weiß, was du bist. Du bist meine Tochter und diese Frau hat dich geboren. Wo kommt da das Wunder her? Wir sind Bauern und du bist zu dumm, um einen Hund zu lehren, auf die Herde achten. Du bist Jeanne d'Arc. Ich kenne dich. Ich habe dich in meinen Händen gehalten, da die Mutter Windeln um dich legte. Ich weiß, wer du bist, du Wundermädchen. Was sollst du vollbringen?"

„Was Gott befiehlt", sagte Jeanne.

Ihr Leib straffte sich, sie blickte ihrem Vater in die Augen und ihr Blick begann zu leuchten. Sie schien zu wachsen, aufzuragen hinter dem Stuhle, auf dem zusammengekauert ihre weinende Mutter saß. Ihre geraden, dunklen Augenbrauen zuckten kurz auf, dann ward es still in ihrem Antlitz, als sei es in glatten, bleichen Stein gehauen. Und kalt und hart, wie von steinernen Lippen geformt, klangen die Worte, die in die Stille fielen:

„Was Gott befahl, tat ich. Ich werde tun, was Gott befiehlt und nur sein Wille hat Macht über mich."

Jakob d'Arc fühlte diese Worte sich schwer um sein Herz legen. Ihm war, als drücke eine mächtige Hand seinen Nacken. Eine Last legte sich auf seine Brust und überdeckte

wie mit einem schweren Quader seinen zuckenden, schreienden Zorn. Langsam neigte er sein Haupt. Er konnte seinen Blick nicht aufrichten und seiner Tochter Auge suchen, doch ihm war, als ströme ein helles, weißes Licht über ihn hinweg in zwei strahlende Bänder, die aus den Augen Jeannes entsprangen. Sein Zorn war zermalmt in ihm, und er hatte keine Macht, ihn neu zu formen.

„Gehst du wieder fort nach Vaucouleurs zu Bodricourt?" fragte er flüsternd.

„Ich muß meine Arbeit tun. Und ich will es!"

Schweigend, mit langsamen, schleifenden Schritten ging Jakob d'Arc zur Tür. Auf der Schwelle wandte er sich um. Jeanne stand reglos, hochaufgerichtet in der Mitte der Kammer. Es war hell darinnen wie nie zuvor. Vater d'Arc trat hinaus. Die Tür fiel schwer zu. Des Mädchens Haupt sank vor. Sie küßte ihrer Mutter tränenfeuchte Hand. Die wandte sich um, schlang den Arm um ihrer Tochter Hals und zog sie zu sich nieder auf die Bank. Sie preßte die Wange gegen ihres Kindes dunkles Haar, und ihre Hände über die des Mädchens faltend, sprach sie leise, bittend: „Jeanne, bleib bei uns. Geh nicht fort von mir!"

Jeanne schüttelte traurig den Kopf.

„Ich kann nicht, Mutter! Ich darf nicht!" Rasch strich sie sich über die Augen. Unter ihren zitternden Fingern schoß eine blitzende Träne vor. Beide schwiegen.

Das Gewirr schleifender Schritte rauschte herein. Das Blöken und Brüllen der Rinder tönte die Dorfstraße heran. Jeanne sprang auf.

„Die Herde!" rief sie froh und riß die Tür auf. „Die Herde!"

Dann eilte sie den Tieren entgegen.

Haubiette lief mit bloßen Füßen hinter den Rindern her. Ihre Gerte schwenkte sie froh in der Luft.

Als sie Jeanne gewahr wurde, kam sie ihr eilig, mit ausgebreiteten Armen entgegen gesprungen. Doch plötzlich blieb sie stehen, lugte unter ihrem Kopftuche nach des

Mädchens Antlitz und ließ dann enttäuscht die Arme sinken.

„Jeanne," rief das Kind und warf trotzig die Lippen auf, „Jeanne, sie sagen, du bist eine Heilige, aber ich sehe keinen goldenen Reif über deinem Kopfe schweben."

Jeanne lachte auf und lief zu ihrer kleinen Freundin. Sie sprach nicht, sie faßte Hauviette um den Leib und versuchte, das Kind zu sich emporzuheben. Doch die war schon zu schwer geworden und sträubte sich gegen die Liebkosung.

Jeanne ließ ihre Arme sinken und faßte Hauviettes Hand. „Du bist groß geworden", sagte sie.

„Ich habe mich so auf deinen leuchtenden Goldreif gefreut", beharrte das Kind und blickte vorwurfsvoll zu Jeanne empor. „Ich habe mich gefreut, mit einer wirklichen Heiligen zu sprechen, und nun bist du wie immer. Das ist nicht lieb von dir."

Ein junges Kalb sprang wild über den Straßengraben. Jeanne und Hauviette liefen wortlos hinterher und fingen es ein. Hauviette lachte.

„Das Kalb ist neu in der Herde", sagte Jeanne. „Wem gehört das Tier?"

„Michaels Vater", entgegnete die Kleine, und plötzlich wurde sie still und blieb stehen. Dann wiederholte sie noch einmal leise: „Michaels Vater." Sie schlug die Augen zu Boden und begann mit ihrer Gerte in den Staub zu zeichnen. Plötzlich hob sie wieder den Kopf und lachend und mit raschen Worten ließ sie tausend Fragen über ihre roten Lippen hüpfen. „Wie war's beim Paten? Hat er dir etwas geschenkt? Ist das Kinderkriegen beim Menschen auch so wie bei der Kuh? Bist du wirklich eine Heilige, Jeanne? Gehst du manchmal auf Wolken? Wie sieht die Mutter Maria aus? Du hast sie doch gesehen? War sie sehr gut zu dir?"

Jeanne schüttelte den Kopf. Sie wollte sprechen, doch Hauviette faßte ihre Hand, zog sie ungeduldig mit hinter der Herde her und fragte weiter:

„Du, Jeannette, das mußt du mir doch sagen: die Leute im Ort sprechen, Frankreich soll gerettet werden. Ich weiß nicht, warum. Domremy ist aufgebaut und sogar die Kirchenglocke hängt wieder im Turm. Wenn die Engelländer kommen, dann gehen wir wieder nach Neufchateau. Und die burgundischen Buben, die prügelt mein Bruder schon ohne Hilfe. Sie trauen sich gar nicht mehr aus Greux heraus. Aber besser wär's, sie gäben endlich Frieden."

Jeanne nickte. Sie war nur wenige Jahre älter als Haubiette. Das wußte sie. Und sie begriff nicht, daß ihre Freundin von Dingen sprach, an die sie längst nicht mehr gedacht hatte. Plötzlich aber warf Haubiette ihre bloßen Arme um Jeannes Nacken. Sie hing ihr ganzes Gewicht an ihre Freundin, daß sie sich niederbeugen mußte, und dann legte sie ihren warmen Mund an Jeannes Ohr.

„Bleib da, Jeannette!" flüsterte das Mädchen. „Ich habe dir so viel zu erzählen. Vom Michael und der Herde und . . ." Sie sprach nicht weiter. Sie ließ Jeanne los und Tränen traten in ihre Augen. Sie stampfte mit ihrem bloßen Fuß zornig auf den Boden und fuhr mit dem Rücken ihrer braunen Hand über die Augen, denn nun schämte sie sich schon, zu weinen. „Ich bin so allein den ganzen Tag", begann sie trotzig. „Und sie sagen, du gehst wieder fort. Bitte, bitte, bleib da! Nichtwahr, du bleibst bei mir?" Sie blickte fragend zu Jeanne empor.

In ihren hellen Augen begann ein Lachen wieder zu funkeln und zu zucken. Jeanne wollte sprechen, sie holte tief Atem. Sie wollte ihrer Freundin alles künden, was geschehen war, was geschehen sollte. Sie sah in Haubiettes Blick Fröhlichkeit aufschimmern, nur die Frage lag noch wie ein Riegel vor des Kindes Mund. In ihrer Brust tanzte schon die Freude. Jeanne schwieg. Da sprang Haubiette an ihr empor und rief: „Kommst du wieder auf die Weide, Jeanne? Soll ich dich morgen holen?"

Zögernd, ein leises Lächeln um den Mund, sprach Jeanne: „Ja! Hol' mich, kleine Haubiette! Liebe kleine Haubiette!"

Als Jeanne wieder in das Haus ihrer Eltern trat, da wandte sich Jakob d'Arc von ihr ab und ging mit schweren Schritten in die Ecke der Stube. Er blickte seine Tochter nicht an und sprach kein Wort. Schweigend stand die Mutter am Herde und bereitete die Abendmahlzeit. Zitternd klang der Schlag der Glocke über das Dorf, doch der Ton war gebrochen, das Erz war gesprungen, da die Glocke niedergestürzt war. Jeanne stand allein in der Mitte des niederen, dämmerigen Gemaches. Mutter d'Arc brachte die dampfende Speise herbei und setzte sich an den Tisch. Jeanne schlug das Kreuz und begann zu essen. Ihr Vater trat wortlos heran, setzte sich und aß mit tief über die Holzschüssel geneigtem Kopfe. Er sah nicht auf. Seine Bewegungen waren schwer und unbeholfen. Jeanne blickte zu ihm hinüber. Ihr war, als bewege sich ihr Vater demütig, wie sie es bei ihm bemerkt hatte, wenn ein reicher Bürger aus Vaucouleurs oder ein Herr zu ihm gekommen war, um rasch einen Trunk zu nehmen oder um Pferde von ihm zur Reise zu erbitten.

Die Luft in der Stube war dumpf. Das Schweigen legte sich auf des Mädchens Stirne und breitete seine dichten, dunklen Flügel über ihre Augen. Sie war gewohnt, beim Mahle mit ihren Eltern zu sprechen, ihrem Vater zu horchen, seine Worte, die spärlich und schwer niederfielen in die Stille, wie etwas Kostbares aufzulesen, zu bewahren. Nun war nur das Schlagen der Holzlöffel, das Schlürfen der Essenden regelmäßig wie das Ticken einer Uhr zu hören.

Langsam stand Vater d'Arc auf und wischte mit der Hand über den Mund. Die Mutter zündete zwei der Talglampen an. Das gelbe, satte Licht fiel auf d'Arcs Antlitz. Er starrte ins Leere mit blicklosen Augen. Seine Hände lagen auf der Tischplatte kraftlos und unbeweglich, wie Jeanne ihres Vaters Hände nie gesehen hatte. Sie lagen da wie zwei Schlafende, zwei Tote. Die silberigen Fäden, die sich durch das dunkle Haar des Mannes glitzernd woben,

sah Jeanne deutlicher denn jemals zuvor und ihr war, als zittere sein Kopf leise, kraftlos und unsicher auf dem langen, faltigen Hals. Sie gewahrte nun, daß ihr Vater ein alter Mann geworden war. Der Wille war aus seinem Antlitz gelöscht. Das Mädchen blickte zu ihrem Vater auf, flehend, suchend. Da fühlte er seiner Tochter Augen auf sich gerichtet und senkte rasch und angstvoll den Kopf. Es war, als stieße ein lautloses, zuckendes Schluchzen sein Haupt nieder. Jeanne setzte sich schweigend vor die offene Feuerstelle und tiefe Trauer legte sich schwer auf ihr Herz.

Es klopfte an die niedere Tür der Stube. Niemand rief die Erlaubnis einzutreten. Leise wurde aufgetan. In gebückter Haltung schritten zwei Bauern über die Schwelle. Sie nickten dem Aldermann kurz zu, dann wandten sie sich zögernd zu Jeanne. Einer, der Älteste des Dorfes, trat etwas vor. Er legte verlegen die Hände ineinander und begann die Finger der einen Hand mit der anderen zu pressen und sah bald zu dem Mädchen hin, bald auf sein Spiel mit unsicherem Blicke. Endlich, stockend und stotternd, begann der alte Mann zu reden. Das Dorf habe von Durand Lassois' Freund vernommen, daß Jeanne bestimmt sei, Großes zu vollbringen, und so sei er nun gekommen zu fragen, wann endlich der böse Krieg zu Ende sein werde. Menschen wissen nichts davon und aller Leute Glaube sei getäuscht worden. Er bat Jeanne um ein Wort. Er bat mit kindlicher Rede und sagte zehnmal, er wisse wohl, daß Jeanne von allen Menschen ihm allein auf diese Frage Antwort geben werde. Er sei ein alter Mann, er habe Jeanne als Kind in den Armen gehalten, er habe mit ihr gespielt, er habe sie aus seinem Obstgarten gejagt, da sie im Herbste Äpfel stehlen wollte. Und er fragte, nun froh und redselig geworden, ob sie sich des alten Baumes in seinem Garten erinnere, auf dem sie damals gesessen habe. Er begann zu erzählen ohne Zaudern, er fragte, ohne auf Antwort zu warten. Er rief laut die Schimpfworte, die er der kleinen Jeannette nachgeschrieen hatte und vergaß

des Krieges, seiner Bitte und seines Auftrages. Er lachte und schlug voll Freude die faltigen Hände zusammen und stand nun breitbeinig, zitternd und fröhlich da. Der andere Bauer schob ihn beiseite und wollte wieder beginnen, des Dorfes Anliegen vorzutragen. Doch immer wieder zeigte der Alte auf sich, zwinkerte dem Mädchen zu und wiederholte immer von neuem: „Nur mir wird die kleine d'Arc es sagen, nicht wahr, nur mir."

Jeanne blickte suchend um sich. Sie schwieg, und es war, als horche sie in sich. Dann schüttelte sie den Kopf.

„Ich kann Euch nicht Antwort sagen, Pate", sprach sie. Ihre Stimme klang still und ehrfurchtsvoll. Erstaunt über dies so unerwartete Wort, schaute der alte Mann hilfesuchend um sich. Sein Blick traf Vater d'Arc. Er ging auf ihn zu. Langsam und humpelnd, doch immer sprechend, mit zahnlosem Mund und hängenden Lippen. Er bat um des Aldermanns Hilfe. Der aber hob nur die Hände ein wenig von der Tischplatte und ließ sie wieder kraftlos fallen. Der alte Bauer kraute sich sein Haar, das in dünnen Strähnen schneeig über seine kupferbraunen Wangen zu seinem dünnen Halse niederhing. Er wandte sich wieder zu Jeanne.

„Was mir zu tun bestimmt ist, das werde ich tun, doch ich weiß nicht mehr denn Ihr vom Ende", sagte das Mädchen ruhig und fest.

„Doch wir kamen in Euer Haus", begann der Alte. Da unterbrach ihn Jeanne.

„Dies ist meines Vaters Haus, nicht meines. Ich bin sein Kind." Sie blickte flehend zu d'Arc und faltete kindlich die Hände.

„Nicht mehr mein Haus, nicht mehr mein Kind", murmelte der Aldermann mit zitternden Lippen.

Jeanne zuckte zusammen. Sie schritt auf ihren Vater zu. Doch auf halbem Wege blieb sie stehen. Ihre gefalteten Hände lösten sich und glitten nieder. Noch einen Schritt tat sie, dann richtete sie sich auf und starrte gerade vor

sich ins Leere, als blicke sie auf etwas, das zwischen ihr und ihrem Vater stand.

„Ich muß gehen und werde vollbringen", sagte sie. Es klang, als spräche sie Worte nach, die jemand ihr vorgesagt hatte. Schweigend, mit leise nickendem Haupte und stumpfem Blick blieb Jakob d'Arc stehen.

„Das wirst du", sagte der greise Bauer zu Jeanne und sah sie verschmitzt an, als sei ein geheimes Verstehen zwischen ihm und dem Mädchen.

„Unsere Jeannette wird uns helfen", fuhr er dann fort, kindlich beharrend. Tief neigten sich beide Bauern vor Jeanne und gingen ohne einen Gruß für Jakob d'Arc, den Aldermann.

Die Tür fiel schwer zu. Das Mädchen saß zusammengekauert vor der dunklen, kalten Feuerstelle. Tiefes Schweigen war in der Stube. Die Uhr schlug neun. Da richtete sich Jeanne rasch auf, um zu ihrem Lager zu gehen. Als sie sich erhob, schreckte ihr Vater wie schuldbewußt zusammen und schlich zu seiner Bettstatt.

3.

Mit dem Klingen der Sensen und dem Lachen der Hirten ging der Herbst dahin. Aufleuchtend in vergänglicher Goldpracht glühten die Blätter des Waldes Chesnu und das satte Grün der Weide wurde gelb. Ein Widerschein des ersten Reifes glitzerte silberig durch die kalten Nebel der Abende.

Jeanne ging Morgen für Morgen mit der kleinen Haviette zur Weide. Das Kind rief nach Märchen wie ehedem, vergaß darob ihrer Freundin Ruhm und begehrte nicht mehr nach andrer Pracht. Jeanne aber war heimgekehrt. Sie gedachte kaum ihres Werkes und horchte auf nichts denn der Glocke zitternden Schlag, sie sah keine andere Heimat als Domremy und keine andere Arbeit

denn das Weiden der Dorfherde. Ihr Vater aber war still geworden, mied ihren Blick und ging umher mit schleifenden Schritten, langsam und ziellos, als trage er eine schwere Last auf seinen Schultern und wisse nicht, wohin er sie abtun solle.

Das Fest der Geburt Mariens war gekommen. Graue, schwere Wolken lagen tief wie Augenbrauen eines Denkenden über dem Dorfe. Die Sonne sank mit roter Glut hinab und ein klarer, kalter Wind strich über die Dächer von Domremy und sang seltsame Weisen im Kamine.

In dieser Nacht lag Jeanne wach auf ihrer Bettstatt und horchte. Es wurde still und nur ein Rauschen huschte dahin, als fege der Saum eines Kleides über den Boden. Mit einem Male fuhr der Wind in die Stube. Er tanzte umher, spürte in allen Winkeln und sprang in die dunkle Feuerstatt. Auf und nieder zuckte er, trat mit zitternden Füßen die Glut, daß Funken aufsprangen und über den Boden hinspritzten, schüttelte die Fenster, als wolle er dahintoben voll von Kraft und Mut. Doch der warme Kamin lockte ihn und hielt ihn gefangen. Sein Singen wurde leiser und lieblicher. Wie ein faules Gähnen spann sich nun sein Ton, anwachsend und ersterbend. Mit friedvollem Seufzen legte er sich und ruhte.

Jeanne hatte sich aufgerichtet. Sie hatte dem Laut gehorcht und da das Sausen und Singen niedersank, neigte sie ihr Haupt und bettete es auf den Kissen in der weichen, duftigen Fülle ihres dunklen Haares. Tiefe Stille füllte sammetweich den schlummerwarmen Raum.

Und mit einem Male hörte Jeanne auf der Dorfstraße laute Worte poltern. Sie hörte Schritte herankommen. Sie erkannte des Pfarrers Stimme. Immer näher kamen die Sprechenden. Immer deutlicher wurden die Reden. Ein fremder Mann sprach mit dem Pfarrer. Nur einzelne Worte konnte Jeanne verstehen, die leuchteten aus dem eintönigen Fließen der Rede, wie helle Kieselsteine schimmern

auf dem grauen, übermurmelten Grunde des Baches. Nun waren beide Männer vor Jakob d'Arcs Hütte. Das zitternde Licht einer Laterne zuckte in die Stube, ließ die Geräte des Herdes aufleuchten und goß lange Schatten über den Boden, die wandten sich langsam, da die Männer weiterschritten, rankten sich an der Wand empor, vereinten sich auf der niederen Decke und breiteten sich über die Kammer aus, alles mit Dunkel bedeckend.

„Sie haben schon die Türme von Orleans, die Stadt muß verhungern", sagte der Fremde im Vorübergehen.

„Gnade Gott dem Dauphin!" rief der Pfarrer.

Es klang schon entfernt. Der Ruf verrann. Er wurde überrieselt vom leisen Klagen des Windes. Die Schritte der beiden Männer verhallten. Es war stille Nacht um Jakob d'Arcs Haus.

Jeanne saß nun aufgerichtet auf ihrer Lagerstatt. Die Decke fiel zu Boden. Wie eine kosende, kalte Hand strich die Herbstluft über ihre bloßen Arme. Ein Schauer packte sie. Ein Zittern ließ ihren Leib rasch aufzucken. Das Mädchen zog die Knie hoch und faltete die Hände. Dann flüsterte sie: „Gnade Gott dem Dauphin!"

Da wachte der Wind auf und schlug wider die Türe, daß der Riegel klapperte, die Fensterstöcke ächzten. Es war, als wolle die Unruhe des Sturmes haßerfüllt eindringen und die Stille aus der Kammer peitschen. Es schrie im Kamin. Über die Bäume des Waldes hinweg fegte der Wind von dannen. Dort brauste es, dröhnten die Äste und mit neuer Wucht rollte die Kraft des Sturmes daher, wie wenn er Hilfe geholt hätte aus der Weite der Nacht. Stoß auf Stoß tobte gegen die Tür.

Jeanne saß auf ihrem Lager und horchte auf den Kampf und blickte in die tiefe Finsternis hinein mit weit geöffneten Augen. Seltsam verschlang sich der Purpur der Nacht um sie, seltsam beredt wurde des Windes Rufen, des Sturmes Kampfschrei und das angstvolle Flehen der

Hütte. Jeanne wartete. Der Schlummer war von ihren erschreckten Sinnen herabgeglitten wie das hüllende Tuch von ihrem Leibe, da sie sich aufgerichtet hatte. Sie hörte die Schläge der Turmuhr durch das Zischen und Fegen des nächtlichen Kampfes. Die Stunden teilten das wirre, zuckende Band der wilden Laute mit klaren, harten Streichen.

Langsam begann ein unsicheres Grau den Raum zu durchrieseln. Der Sturm rüttelte noch das Haus. Ein heller Klang mengte sich in das Pochen der geschüttelten Tür. Der Riegel hatte sich gelockert. Das eiserne Klingen zitterte im Raume. Erst leise, dann immer lauter. Ein seltsames Zischen fegte über die Fenster.

Die tiefen Schatten ballten sich nur mehr in den Ecken der Stube zusammen. Langsam streckte Jeanne die Hände aus und griff nach ihrem Kleide. Wie ein mächtiger Orgelschlag dröhnte es fern vom Walde her. Jeannes Leib ragte nun auf. Ein heller Streifen Lichtes breitete sich vor ihr zur Türe und spann schimmernd einen Weg des Glanzes durch die Dämmerung. Jeanne neigte ihr Haupt und faltete die Hände zum Morgengebet. Zwischen ihren Fingern hielt sie ihr Kopftuch. Sie legte es über ihr Haar, da sie ihre Stirne mit dem Kreuzeszeichen berührte, sie band die Enden unter ihrem Kinne, da sie ihre Lippen bekreuzte.

Das wirre Brausen im Walde war nun ausgebreitet zu einem ebenen, breiten Tönen. Der helle Laut des klappernden Türriegels wurde zum frohen Läuten. Jeanne deckte ihre Brust mit dem Zeichen des Kreuzes, da klang es auf, wie ein blitzendes Schwert tönt, und das Eisen fiel zu Boden. Wie ein Posaunenstoß war es, da der Wind jubelnd wider die Tür stieß. Sie flog weit auf, Jeanne schritt hinaus. Mit ausgespannten Armen ward sie umfangen von dem in jungfräulichem Schnee schimmernden Land und die dunklen Häupter des Waldes Chesnu neigten sich vor des Mädchens schlanker Gestalt.

Sie aber ging geradeaus mit sicheren Schritten, die Hände gefaltet, den Blick ruhevoll gerichtet auf die weithin weiß glitzernde Straße, die sich hinbreitete gegen Vaucouleurs.

Als sie bei Hauviettes Haus vorüberkam, wandte Jeanne ihren Kopf zögernd zur Seite. Ihre kleine Freundin stand auf der Schwelle und fegte mit dunklem Rutenbesen den staubenden Schnee.

„Wo gehst du hin?" rief Hauviette.

Jeannes Schritte wurden zögernd. Sie wollte sprechen. In ihrer Kehle stach ein scharfer Schmerz. Zwei Tränen glühten in ihren Augen. Sie lächelte dem Kinde zu, ihre Lippen zuckten, doch sie konnte nicht rufen. Sie winkte und ihr war, als berühre ihre Hand liebkosend ihrer kleinen Freundin blondes Haar. Dann schritt sie weiter und flüsternd kam es über ihre Lippen: „Ja, Herr! Ich gehe!"

Noch einmal, zum letzten Male, wandte sie sich um. Hauviette stand in der Tür des Hauses, sie hielt sich mit der Linken an den Türstock an, mit der Rechten grüßte sie. Jeanne sah, daß des Kindes Hand niedersank, sah Hauviette ihr Köpfchen neigen und die Augen mit dem Handrücken bedecken. Ein kindliches Schluchzen trug der Wind zu Jeanne hin, der Wind, der wie eine Hand sich auf ihre Schultern legte und sie vorwärts trieb zu ihrer Arbeit.

4.

Jeanne saß in der Flur des Hauses. Aus der Werkstatt des Durand Lassois zog der scharfe Geruch von Leder und von Zeit zu Zeit tönte gedämpft der Schlag des Sattlerhammers. Ein Geselle sang mit halber Stimme ein Lied. Er hielt manchmal mitten im Worte inne, um ein Werkzeug wegzulegen und ein anderes zu nehmen. Dann wurde die Weise unterbrochen vom Klingen des Eisens, vom Rauschen der Lederhäute oder von einem

kurz gesprochenen Wort des Meisters. Im Oberstocke pochte, gleichmäßig wie das Ticken einer Uhr, geruhvoll und leise das Aufstoßen der schweren Holzwiege. Marthens Kind schlief.

Jeanne saß im Dämmerlicht und hielt weißes Leinenzeug auf dem Schoße. Ruhig hob und senkte sich ihre Hand, da sie die blitzende Nadel hochzog und sorgsam wieder zu neuem Stiche ansetzte. Die Straße herauf kam ein seltsames Rauschen. Soldaten zogen vorbei. Es knirschte der Boden und hell leuchtete hie und da das Klingen von Eisen aus dem dumpfen Laut. Das Klappern der Hufe eines Pferdes schlug unregelmäßig darein. Nun setzten dumpf die Trommeln an. Erst klang es gleichförmig und eben von ferne her, dann dröhnte es näher mit Wirbel und Schlag, im Takte immer wiederkehrend, immer anwachsend, immer lauter, bis es vor der Türe des Hauses donnerte und grollte, schlug und pochte. Nun verrollte langsam der Trommelschlag in der Gasse und verstummte. Es rauschten nur mehr die Schritte der Mannen, die im langen Zuge dahinschritten. Eisen klirrte, wenige Worte flogen auf, das Klappern der Holzschuhe lachte hell, denn neben den Bewaffneten liefen Kinder her. Sie riefen sich und liefen vorüber.

Jeanne war aufgestanden. Zu ihren Füßen bauschte das weiße Linnen, das von ihrem Schoße gesunken war. Ihre Hand lag auf ihrer schmalen Brust. Der eiserne Fingerhut blitzte hell gegen ihr dunkelrotes, rauhes Gewand. Das Mädchen hatte ihren Kopf ein wenig zur Seite geneigt und lauschte. Mit einem Male richtete sie sich auf und spähte nach der Tür. Sie wartete und ihr Blick schien durch das dunkle Holz zu dringen, etwas zu sehen. Ihre hartgeschlossenen Lippen taten sich langsam auf. Ein Wort schien auf ihnen zu schweben, bereit, sich loszureißen im Augenblick.

Es pochte an das Haustor.

„Wer recht im Glauben ist, trete ein!“ rief Jeanne.

Die Klinke ging nieder. Die Tür seufzte. Ein kühler Hauch huschte herein und ließ das weiße Zeug zu Jeannes Füßen aufflattern. Mit einem raschen Schritt trat Herr von Novelonpont über die Schwelle. Erstaunt blickte er auf das Mädchen.

„Nun, Jeanne d'Arc," rief er und wies auf das Linnen auf dem Boden, „seid Ihr wieder in Klein-Burey und tragt den Fingerhut? Dann sollen wir wohl alle engelländisch werden, Jungfer?"

„Nein", sagte Jeanne.

Herr von Novelonpont blickte fragend in des Mädchens Antlitz und dann auf den langen, schmalen Fingerhut.

„Wer wird es hindern, Jungfer?" fragte er und seufzte.

Jeanne blickte auf ihre Hand nieder. Ein heller Strahl des Lichtes fiel vom kleinen Guckloch der Türe auf ihren Ring. Der blitzte hell auf. Es war, als flamme ein Reifen goldenen Sternenlichtes um des Mädchens schlanken Finger. Vom Ringe las sie langsam und ernst die Worte: „Jesus und Maria."

Herr von Novelonpont neigte kurz seinen Kopf. Dann griff er nach dem mit schwerem Pelze umrahmten Hut und nahm ihn ab. Mit gesenktem Haupte sagte er leise: „Auf unserer hohen Frau Hilfe hoffe ich!"

„Sie wird kommen, Herr", erwiderte Jeanne ruhig. „Ich weiß es."

„Die Türme von Orleans sind in Engellands Hand!"

„Auch dies weiß ich."

„Ihr habt es lange schon gewußt", sagte der Herr und lächelte leise. Er lehnte sich gegen die Tür und sein Blick schien in Jeannes Augen etwas zu suchen.

„Ihr habt recht behalten mit Eurem Spruch", begann er langsam. „Fast sind es vier Wochen, seitdem Ihr Herrn Bodricourt gesehen. Ich habe ihm Eure Weissagung gekündet. Freut Ihr Euch Eurer Weisheit?"

„Sie ist nicht mein und noch ward nicht erfüllt, wovon ich sprach. Es war ein Donnerstag, daß ich in Vaucouleurs

war, Herr, und an einem Donnerstag wird die Schlacht verloren gehen. Weh', daß es so kommen muß!"

Jeanne sprach leise und schüttelte schwer ihr Haupt. Dann trat sie auf Herrn von Novelonpont zu, hob flehend beide Hände auf und laut klang ihre Stimme, da sie rief: „Noch kann es anders werden. Der Dauphin soll keine Schlacht wagen! Eilt, reitet, sagt ihm die Botschaft!"

Herr von Novelonpont schüttelte den Kopf. „Wäret Ihr La Tremoïlle, der Seneschall, es würde vom Dauphin gehört werden, was Ihr sprecht. Mir glaubt er nicht. Er wird Euch nicht glauben."

Langsam schlossen sich Jeannes Hände, langsam neigte sich ihr Kopf nach rückwärts, langsam glitt ihr Blick von des Herrn Antlitz weg nach oben. So fest ballte sie nun ihre Fäuste, daß ein leises Zittern ihre vorgestreckten Arme durchzuckte und ihre Worte leise durchschauert wurden, da sie sprach:

„Nicht von den Schotten wird ihm Heil werden und nicht von dem lügenden Herzog von Burgund. Ich allein bringe ihm Gottes Hilfe!"

„Er wird Euch nicht glauben", wiederholte der Ritter leise und warnend.

„Ich werde ihn erretten!" klang es dumpf und fremd von des Mädchens Lippen. „Und müßte ich auf den Stümpfen meiner Beine zu ihm gehen, ich werde ihn finden und ihm ein Zeichen geben."

Ihre Hände taten sich auf, ihr Blick fiel rasch auf Novelonpont. So klar und scharf war ihr Auge, daß der Herr zusammenzuckte unter des Mädchens Blick. Sie faßte seine Hand mit kaltem, hartem Griff. Die Worte flogen von ihren Lippen, wie Bolzen von der Armbrust, mit leisem Klange und dennoch mit Kraft zum Ziele findend.

„Ihr tragt die Farben der heiligen Jungfrau, Jean von Novelonpont. Helft bei ihrem Werke! Sie hat mir bestimmt zu retten, und hat Euch zu mir gesendet. Kniet nieder und schwört zum Werke. Maria kündet Euch, daß Euer Lied Tat werde, sie kündet es durch mich."

Jeannes Hand hielt des Herrn Gelenk noch immer umfaßt. Mit unwiderstehlichem, hartem Druck preßte sie seine Hände gegen seine Brust und drückte ihn langsam in die Knie. Dann ließ sie ihn los und blieb hochaufgerichtet stehen. Herrn von Novelonpont war es, als wolle sein Atem seinen Leib sprengen, als stiegen Worte in ihm auf aus eigener Kraft, mächtig, ohne seinen Willen. Er warf sein Haupt zurück und blickte in des Mädchens Antlitz. Einen Augenblick zitterten seine Lippen, dann sprach er fest und klar: „Ich schwöre bei der Gnade unsrer lieben Frau, meiner hohen Herrin, Euch zu dienen und Euch nicht zu verlassen, bis daß Ihr mich von Euch sendet, Jungfer."

„Amen!" sagte Jeanne leise.

Dann war es stille in der dunklen Flur. Leise klang ein Kinderlied vom oberen Stockwerk nieder, leise pochte die Wiege den Boden. Herr von Novelonpont stand auf.

„Befehlt, Jeanne d'Arc", sagte er.

„Geht heim und wartet."

„Und der Dauphin, die Schlacht?"

„Der Dauphin muß Zeichen haben. Das erste wird am Donnerstage sich vollenden und eines werde ich ihm geben."

„Welches?" fragte der Herr.

„Es wird mir kund werden, wenn ich vor ihm stehe", sagte Jeanne langsam. Herr von Novelonpont grüßte und schritt zur niederen Tür hinaus. Weiße Flocken sanken auf sein dunkles Haar nieder, doch erst als er von der Schwelle des Hauses niedertrat, setzte er seinen Hut auf und legte mit zitternder Hand das breite, blaue Seidenband über seine Brust und seine Schulter.

Jeanne pochte an der Werkstattür.

„Pate," sagte sie ruhig, „Herr von Novelonpont war hier. Ihr sollt seinen hohen Bocksattel holen und sein Wappen übermalen. Er will mit weißem Blaison in den Krieg ziehen. Ihr sollt ihm einen zweiten kleineren Bocksattel machen, in gleicher Farbe und Bemalung. Er ist eigentlich gekommen, daß Ihr die breiten Ganaschenriemen holt und sie übernäht."

„Woher kennt Ihr all die Worte, Jeannette?“ fragte Lassois erstaunt. „Könnt Ihr sie Euch so leicht merken?“

Jeanne nickte. Sie schloß die Tür. Dann nahm sie das Leinenzeug zur Hand und schritt leise hinauf zu Marthe. Sie setzte sich neben die junge Mutter und ruhig bewegte nun ihr Fuß die Wiege. Denn sie sah, daß Marthe müde war.

5.

Herr von Novelonpont schritt durch die schmalen Gassen von Klein-Burey zurück nach Vaucouleurs. Unter seinen Tritten knirschte der Schnee. Er hing über die Dächer in dichten, weißen Lappen, die, wenn sie allzu schwer wurden, sich lösten und mit dumpfem, leisem Fegen herabfielen. Dann staubten und sprühten tausend silberne Funken vor des Herrn Füße. Als er durch das Tor von Vaucouleurs trat, sah er vor sich einen alten Mann, der in tiefes Schwarz gekleidet war, gebückt gehen. Er hatte den pelzbesetzten Kragen seines Rockes hoch aufgeschlagen und trug den Schleier seines Hutes um sein Gesicht gewickelt. Der dunkle Stock, den der alte Herr in seiner Linken hielt, pochte den Boden. Nun blieb er stehen, knöpfte zitternd den dicken Lederhandschuh auf und hauchte in seine Hand. Dabei wandte er sich um, daß der eisige Wind ihm nur gegen den Rücken blies. Der junge Ritter sah eine von Kälte gerötete, spitze Nase und darüber zwei weiße, buschige Brauen, auf deren harten Haaren glitzernder Schneeflitter leuchtete. Alles andere war von Kragen und Tuch verhüllt.

„Ich grüß' Euch, Herr von Novelonpont“, rief der Greis. Seine Stimme klang gedämpft aus den Hüllen hervor, die seinen Mund überdeckten. „Ihr kennt den alten Herrn von Tournefort nicht mehr, seitdem er seine Knochen vor der Kälte besser verwahrt, wie eine kluge Mutter ihre schöne Tochter vor den Augen eines Herrn“, setzte er hinzu und zog dabei mühsam seinen Handschuh an.

Der also Angerufene kam näher. Der alte Herr blieb, auf seinen Stock gestützt, stehen. Er hob seine schmale Rechte, faßte nach Herrn Novelonponts breitem Hutschleier und hielt ihn sich vor die Augen.

„Noch immer tragt Ihr die Farbe unsrer lieben Frau!" sagte er und schüttelte den Kopf. „Es ist so weit, daß kein ritterlicher Herr andere würdige Farben findet. Nun, ich lobe Euch, Jean von Novelonpont, ich lobe Euch, doch ich beneide Euch nicht."

„Und doch, Herr Graf von Tournefort, bin ich zu beneiden", erwiderte leise der Ritter.

„Ich bitte Euch, erzählt", rief da der Greis und legte seine zitternde Hand auf des Herrn Arm. „Geht ein Stückchen langsam den Alten-Herrn-Trab mit mir und laßt mich hören. Ich glaube, ich kann Euch raten. Wie heißt sie? Welches Wappen führt sie? Warum tragt Ihr nicht schon ihre Farbe und ein Pfand auf der Brust? Zu meiner Zeit war man rascher, Herr von Novelonpont."

„Sie führt kein Wappen und alles ist anders denn Ihr denkt", unterbrach der Ritter. „Ich komme vom Sattler Lassois . . ."

Mehr konnte er nicht sprechen. Herr von Tournefort blieb stehen. Kichernd kamen die Worte über seine Lippen:

„Ihr braucht nicht weiterreden, Herr", rief er, und seine Augen leuchteten hell auf. „Ihr braucht nicht viel erzählen. In Reims bin ich einmal zu einem Sattler gegangen um breite Halfterriemen. Damals trug man noch kein Tuch über dem Kopfzeug der Tiere. Es war auch schön anzusehen. Schöner noch als heute. Ich brauchte einen neuen Halfter, als ich zum Sattler ging. Seine Tochter sprach mit mir, und als ich aus dem Hause trat, da hatte ich einen Halfter, aber er war über meinen Kopf geworfen, über Kopf und Herz, Herr von Novelonpont, und ich trug ihn gerne. Ich trug ihn lange. Ja, ja," seufzte er und seine Stimme wurde ruhiger und sein Kopf senkte sich, „ja, ja! Die Sattlerstöchter, die sind auch nicht mehr so

schön und so züchtig und so verschwiegen wie ehedem. Ja, ja!" Langsam und schweigend schritt der alte Ritter weiter. Nur manchesmal schüttelte er seinen Kopf und flüsterte: „Ja, Ja!" vor sich hin und schien vergessen zu haben, wo er sei und mit wem er ging.

Mit einem Male blickte er auf.

„Ihr geht nicht mehr zurück zum Dauphin, Herr von Novelonpont?" fragte er.

„Ich weiß es nicht", erwiderte der Ritter. „Kann sein, meine Pflicht führt mich hin. Doch solange La Tremoille des Dauphin Seneschall ist, wird wenig zu tun sein für einen armen Herrn. Ich habe ein Pferd, ein Schwert . . ."

„Und eine Laute aus edlem Buchsbaumholz, Herr!" rief der Greis. „Wer solch schöne Lieder unsrer Frau gesungen hat, den soll man ehren. Wie oft habe ich zum Grafen von Lorraine von Euch gesprochen. Doch nun, seit ihm sein Fuß so bitter angeschwollen, sitz' ich allein hier. Er ist nach Nancy mit seiner Dame. Es ist besser so! Es ist besser! Die Dame ist burgundisch gesinnt. Es war ihr nicht genehm, wenn der alte Graf abends mit mir so von seiner Jugend sprach. Sie sagte immer, sie liebe es nicht, wenn ein leeres Faß nach Wein rieche. So sind heute die Damen. Nun, ich wollte keiner Frau übles tun und blieb daheim. Doch Ihr wolltet mir erzählen vom Sattler Lassois", rief er plötzlich. „Kommt mit mir und eßt zu Nacht in meinem Hause. Seht, ich bin einsam und alt geworden in diesem Jahr, weil mein Freund, der Graf, zu jung sein wollte und mit der Dame seines Herzens leben will. Solch alte Herzen wie unsere sollen keine Damen mehr haben. Kommt mit mir! Kommt mit mir!"

Er faßte Herrn von Novelonponts Arm und beide schritten zu Herrn von Tourneforts Haus.

Dort, im kleinen Turmgemach, saßen die beiden Herren lange Zeit in den schmalen, hohen Stühlen vor dem kleinen Tisch und viel hatte der junge Ritter zu fragen und der alte Herr viel zu erklären. Oft wies seine zitternde Hand

nach den bunt gewobenen Teppichen auf der Wand, auf denen Begebenheiten alter Sagen dargetan waren, und er nannte manch edlen Namen und manches ritterliche Beispiel, dieweil die Öllampen niederbrannten und die Uhr des Domes die Stunden rief.

Herr von Novelonpont kehrte erst spät in der Nacht heim. Doch da der alte Graf von Tournefort ihn zur Tür begleitend langsam über Stiegen holperte, da neigte sich der junge Ritter und wollte die welke, weiße Hand des Greises küssen. Er aber zog sie schnell zurück und tat, als habe er des Herrn Absicht nicht bemerkt. Auf der Schwelle blieb er stehen und rief Herrn von Novelonpont nach: „Vergeßt nicht Euren Schwur! Nur unsrer lieben Frau und ihrem Willen dient Ihr in dieser Sache, nicht dem Mädchen und nicht der Liebe, so sie auch stark werden sollte in Euch."

Der junge Ritter wandte sich um. Aber die Tür war schon geschlossen und er sah das zitternde Licht der Öllampe, die Herr von Tournefort in der Hand hielt, langsam bei den Fenstern der Treppe höher und höher steigen, denn der alte Graf begab sich zur Ruhe.

Diese Nacht aber, ehe er sich zu Bette legte, band Herr von Novelonpont eine neue leuchtende, weiß-blaue Zimierdecke um seinen Helm.

6.

Stadthauptmann Bodricourt schritt erregt in der großen Halle auf und nieder. Seine Sporen klirrten und sein Schwert schlug schallend wider seine enganliegenden, hohen Lederstiefel. Vor dem schweren Tische stand schweigend Jeanne d'Arc. Ihre Brauen waren niedergezogen und ihr Mund hart geschlossen. Sie blickte ruhig gerade vor sich hin und schien Herrn Bodricourts Worte nicht zu hören. In gleichem Schritte mit dem Stadthauptmann ging Herr

von Novelonpont neben ihm und versuchte auf ihn einzureden, wenn er plötzlich mitten in einem Satze abbrach, um einen fragenden Blick nach oben zu richten oder Jeanne ins Gesicht zu starren. Doch von nirgends schien dem Hauptmann Rat zu kommen. So begann er denn immer wieder seine Gänge durch den Saal und Sporenklirren, das Schlagen des Schwertes und seine laute Rede hallte wider von Bogen und Pfeiler.

„Und wenn ich diese Bauerndirn zum Dauphin schicke, Herr Ritter," rief Bodricourt und zuckte wild mit den Achseln, „dann habe ich gleichsam Bürgschaft für sie übernommen." Er hob beide Arme hoch und ließ sie klatschend gegen seine Seiten fallen. „Ich bin nicht gewillt, Frankreichs Schicksal zu lenken. Ich bin nicht bereit, nur einen halben Schritt zu tun, der mich zwingen könnte, Sorge zu haben für mehr als für den Bezirk von Vaucouleurs."

„Ich bürge für das Mädchen!" rief Herr von Novelonpont.

„Ich dank' Euch, Herr Ritter", brüllte nun der Hauptmann. „Ihr! Ihr könnt wieder heimreiten und Lieder singen. Aber ich habe einen Eid geleistet meinem Herrn", und ruhiger fügte er hinzu: „Ich habe alles für sein Wohl zu tun und nichts für sein Elend. Und das habe ich bisher gehalten und so soll es weiter sein."

„Soweit Ihr keine Gefahr habt", fügte Jeanne hart hinzu.

Boudricourt blieb stehen. Er drehte sich so plötzlich um, daß sein Schwert in weitem Bogen ausschlug und das eiserne Ortband schmerzend seinen Knöchel traf. Der Ritter stieß einen Fluch zwischen den Zähnen hervor und zog die Waffe aus dem Gehänge. Er hielt sie in beiden Händen und trat vor das Mädchen hin.

„Ich habe die Stadt gegen eine Überzahl von Feinden gehalten und nicht Geld noch Bedingungen habe ich angenommen. Hier dieses Schwert," rief er wild und schüttelte seine Wehre unter Jeannes Gesicht, daß es klang, „dieses

mein Schwert hat mehr getan als die Träume aller Hirtinnen der Lorraine zusammen. Ich habe, als Tremoïlle.." doch da hielt er plötzlich inne und flüsterte mit vorgestrecktem Kopfe Jeanne so nahe ins Antlitz, daß sein rascher Atem die Haarsträhne auf ihrer Stirne flattern ließ: „Wer bist du überhaupt, daß ich dir erzähle, was meines Amtes ist und was nicht. Warum laß ich dich nicht auspeitschen, warum gebe ich dich nicht meinen Soldaten, wenn du schon den Mannen nützen willst?"

„Weil ich gesandt bin", sagte Jeanne.

„Wenn du gesandt bist," rief Bodricourt und faßte Herrn von Novelonponts Arm, „wenn sie gesandt ist, sagt mir, warum gerade zu mir? Warum habe ich keine Ruhe mehr? Warum soll gerade ich entscheiden, ob sie eine Heilige ist oder nicht? Ich habe mein Leben lang nicht nach Heiligen gefragt. Ich war glücklich, ein Hauptmann zu sein, der weiß, was eine Palisade ist und was ein Feldstück kann, und wer meines Herrn Feinde sind. Ich wollte, ich könnte vergessen, daß jemals ein Bauernmädchen über diese Schwelle getreten ist. Ich will nichts mehr wissen!"

Und er hob sein Schwert und warf es auf den Tisch, daß es krachend sprang und klirrend auf den Estrich fiel. Dann schritt er zum Fenster und lehnte sich erschöpft gegen den breiten Mittelpfeiler. Ratlos blieb Herr Novelonpont neben Jeanne stehen. Das Mädchen blickte ruhig vor sich hin und schwieg.

Mit einem Male aber hoben sich die dunklen Brauen von ihren Augen und ihr Blick wurde klar und leuchtend. Bodricourt schaute beim Fenster hinaus und fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Da kam es laut und hell dahergeklungen, mitten in dem raschen Laufe seiner Gedanken:

„Nein! Die Schottländer werden niemals in Frankreich landen, und die dem Dauphin dienten, sind heute geschlagen worden."

Jeanne hatte gesprochen.

Bodricourt fuhr herum.

„Wer hat Euch von dem schottländischen Hilfsvolk be-

richtet? Wer nennt Euch die geheimen Botschaften des Dauphin?" hauchte er tonlos.

Etwas wie Schaudern durchzitterte des Hauptmanns Stimme.

„Ich bin gesandt", sagte Jeanne ruhig.

Bodricourt machte zwei lange Schritte auf sie zu. Dann blieb er ratlos stehen. Er sah dem Mädchen ins Gesicht, lange und fragend. Sie hielt seinem Blicke stand. Es war still im Saale, nur des Stadthauptmanns schwerer Atem keuchte durch den Raum.

Da klang im Hofe der Ruf einer Wache und das Rasseln von Waffen tönte herauf. Bodricourt atmete lange und tief ein. Sein Gesicht wurde dunkelrot, auf seiner Stirne schwoll eine Ader an.

„Teufelsspiel und Hexenkunst! Mich fängt kein böser Geist!" schrie er und seine Stimme stieg höher und höher. „Ich bin der Ritter Bodricourt, Stadthauptmann von Vaucouleurs. Dort unten stehen Mannen, die mir gehorchen. Dort auf dem Boden liegt mein Schwert. Und da steht Jeanne d'Arc aus Domremy und berichtet mir von Plänen des Herrn Dauphin, die ich vor einer Stunde erst erfuhr, und ich, ich stehe dabei und höre zu."

„Ihr müßt!" sagte Jeanne.

„Herr von Novelonpont," keuchte Bodricourt, „was legt sich um meine Stirn? Rührt mich an, ich bitt' Euch! Sagt mir, warum ich die da nicht einkerkern lasse? Ich bitt' Euch, Herr, bei Eurer Ritterschaft, helft meinen Gedanken. Ich habe einen bösen Traum."

„Ist es Teufelswerk, Herr Hauptmann, dem Dauphin zu helfen?" rief da Herr von Novelonpont.

„Ich weiß es nicht", flüsterte Bodricourt und seine Worte klangen klagend und hilflos. „Ich weiß es nicht. Wer kann sagen, was auf der Brücke von Montereau geschah. Niemand weiß, ob der Dauphin vom Morde an Johann ohne Furcht wußte, ob er's nicht befohlen hat. Wer weiß, ob der, so ihm hilft, der guten Sache beisteht."

Der Stadthauptmann hatte sein Schwert aufgehoben. Schweren Schrittes trat er von Herrn von Novelonpont weg. Mit gesenktem Haupte ging er. Als er an Jeanne vorüber wollte, wurden seine Schritte unsicher. Er blieb stehen und schüttelte sein Haupt. Der frohe Glanz war nicht mehr in seinen Augen. Er stützte sich schwer auf sein Schwert. Mit der Linken griff er langsam nach seinem Herzen und seine Finger zogen nachdenklich Falten in sein Lederwams.

„Ob recht, ob unrecht?" flüsterte er. „Wer weiß?"

Da bog sich seine Waffe unter der Last seines Leibes und mit kurzem, hellem Ton brach die Klinge entzwei. Zackig und splitternd durchstieß das Eisen die dicke Scheide, da Herr Bodricourt, der Stütze beraubt, schwer vor dem Mädchen ins Knie sank.

Wie blitzende, scharfe Dolchstöße zuckte es von Jeannes Lippen: „Ihr seid untreu worden."

Dann wandte sie sich um. Mit hartem Schlag fiel die Tür hinter ihr zu.

Herr Bodricourt aber ließ seinen Kopf auf die Brust sinken und begann keuchend zu schluchzen.

7.

Vom Lugturm der Stadtburg erklang der Ruf des Wächters und ehe eine Stunde verstrichen war, donnerten vier Reiter über die Zugbrücke in den Hof. Es war ein Ritter mit drei Knechten. Der Herr sprang vom Pferde. Seine schwere Bewaffnung rasselte, und ohne ein Wort warf er die langen Trensenzügel in die Hand eines Knechtes. Dann eilte er klingenden Schrittes die steile Steintreppe empor und hämmerte wild gegen die niedere Tür, die zu des Stadthauptmannes Gemächern führte. Herr von Bodricourt hatte von einem schmalen Fenster in den Hof geblickt. Er hatte den Herrn erkannt und eilte nun, noch mit offenem Wams und wirrem Haar, ihn zu begrüßen.

Der Stadthauptmann hatte versucht zu schlafen, doch das helle Schneelicht war zu grell in seine Kammer gefallen. Er hatte keine Ruhe gehabt, seitdem Jeanne aus dem Saale getreten war. Er hatte fünf Nächte lang auf den Schlummer gewartet und da der nicht kam, hatte er geflucht und sich wild gegen das Fußende des Bettes gestemmt, daß ihn seine Sohlen brannten und das alte Holz in seinen Fugen krachte. Wenn er untätig bleiben wollte, scheuchte ihn ein unsicheres Warten auf, ein ungesprochener Vorwurf. Ein Tadel brannte ihm auf der Seele und die letzten Worte des Bauernmädchens klangen ihm stets im Ohr. Der alte Hauptmann begann nachzusinnen, was seine Gedanken über seinen Herrn, den Dauphin, waren. Er begann sich selber zu prüfen und wußte nicht mehr, ob er seinem Eide treu gewesen war sein Leben lang, oder ob er nur geschwiegen hatte über seine innere Untreue.

Mit müden Schritten ging Herr Bodricourt nun dem Ritter entgegen. Der hob seinen schweren Helm vom Haupte und stellte ihn wortlos auf den Tisch. Dann trat er zum Hauptmann hin und reichte ihm die Hand. Der Eisenhandschuh lag hart und kalt in Bodricourts Rechte.

„Willkommen, Herr Colet!" sagte der Stadthauptmann. „Es sind lange Jahre, seitdem wir zusammen waren."

Herr Colet nickte mit dem Kopfe und begann die lederne Helmhaube aufzuschnallen.

„Es waren lange und schwere Jahre, Herr Stadthauptmann! Wollte Gott, wir wären zu froherem Reden zusammengekommen nach solcher Zeit." Der Ritter legte die Haube ab und strich sein Haar zurück. Er seufzte erleichtert auf.

„Ich bin fünf Tage durch feindliches Land geritten, Herr Stadthauptmann. Ihr wohnt hier gleichsam auf einer Lanzenspitze. Ihr ragt vor, bereit, jeden Augenblick wider den Feind zu schmettern. Ihr, auf diesem schmalen Streifen armagnacischen Landes. Gott weiß, so wohnt ein Herr Bodricourt in Freuden, ein anderer nicht."

Rasch blickte der Hauptmann aus dem Fenster und ließ sein Auge über die neuen Palisaden schweifen.

„Es steht alles wohlbefestigt und die Engelländer werden nicht so furchtbar sein, als man sagt, Herr Colet."

„Meint Ihr?" rief der Ritter. „Ihr Kampfruf ist unseren Leuten wie der Schrei des Todesengels. Und mir wird nicht sonderlich froh zu Sinn, wenn ich ihn höre."

Herr Colet schnallte den Riemen von seinem Panzer auf, daß die beiden Platten an der Seite klafften. Er griff nach seiner Brust und holte ein Blatt hervor.

„Nachricht von unserem allergnädigsten Herrn, dem Dauphin", sagte er tonlos und mit müder Stimme.

„Üble Nachricht, Herr Ritter?" fragte Bodricourt, da er die Siegelbänder löste.

„Ich kenne die Botschaft, Herr Stadthauptmann", erwiderte Colet. „Bei Roubray ist viel Blut geflossen. Die Engelländer sind durch mit ihren verfluchten Heringen. Wir haben kaum einen schottländischen Mann mehr. Herr von Orval ist geschlagen. Wenn neuer Ansturm kommt..." Da unterbrach ihn Herr Bodricourt.

„Wann war diese Schlacht?" rief er. Sein Kopf bog sich vor. Seine Augen wurden plötzlich groß und starr. Seine Hand zitterte. „Wann, wann war das Treffen?" rief er noch einmal.

„Vor sechs Tagen."

Bodricourt taumelte zurück.

„Wenn neuer Ansturm kommen sollte," begann Herr von Colet wieder, „sollt Ihr nicht mehr Widerstand leisten. Es ist nutzlos."

„Ist es das?" flüsterte Bodricourt. „Ist Vaucouleurs und unsrer Mannen Blut nutzlos?" Seine Stimme bebte.

„Es ist keine Hilfe mehr", sagte der Ritter.

„Vor sechs Tagen?" fragte Bodricourt unsicher. Er zwinkerte mit den Augen und streckte seinen Kopf vor, als könne er die Antwort erfahren, ehe sie aus Herrn Colets Munde klang.

„Vor sechs Tagen, bei Roubray", erwiderte der Ritter. „Unsere braven Schottländer!"

Bodricourt richtete sich auf.

„Ihr kennt den Zeitpunkt genau?"

Herr Colet wandte sich erstaunt um.

„Ich kenne ihn sehr wohl", sagte er.

Da sprang der Stadthauptmann zur Tür und riß sie also rasch auf, daß der Ritter erschreckt nach den Waffen griff.

„Den Mantel, mein Schwert!" brüllte der Stadthauptmann, daß der Bogengang hallend seine Worte weiterklingen ließ. Herr Colet setzte rasch seinen Helm auf und zog vom Leder. Er dachte an Verrat.

„Den Kaplan! Er soll kommen! In Stola und Rauchmantel! Des Mädchens Weissagung! Sie ist eingetroffen! Mit dem Fronleichnam soll der Kaplan kommen! Ich will Gott und den Teufel versuchen", brüllte Bodricourt und stürzte zur Tür hinaus.

Bereit zu kämpfen, das blanke Schwert in der Hand, den Helm auf dem Haupte, das Visier vor dem Antlitz, blieb Herr Colet allein im Saale stehen und hörte die Diener laufen, den Hauptmann Befehle schreien und des Kaplans singende, erschreckte Rede fragend dazwischen klingen. Dann wurde es still in der Stadtburg zu Vaucouleurs. Herr Colet begann sich langsam zu entwaffnen. Doch er legte sein Schwert kopfschüttelnd auf den Tisch, daß er es leicht greifen könne.

8.

Im schweren, seidenen Rauchmantel schritt wiegenden Ganges der Herr Kaplan Fournier aus dem inneren Tor von Vaucouleurs. Er trug die geweihte Hostie in einer Kapsel wohlverwahrt. Rechts und links neben ihm gingen zwei Knaben mit brennenden Kerzen. Ihr langes, weißes Gewand fegte den Schnee der Straße. So eilend

schritten die drei dahin, daß der Kerzen Flämmchen sich flackernd niederlegten, vom Wachse leckten und heiße Tropfen ziſchend in den Schnee fielen. Herr Baudricourt begleitete den Zug. Er hielt ſeinen ſchweren Hut in der Hand, lief voraus, wandte ſich um, blieb wieder ehrfürchtig ſtehen, wollte den Kaplan zur Eile mahnen und winkte unſicher, ſchüchtern und doch ärgerlich mit der Hand.

Der Prieſter ſchritt weiter. Sein Blick war gerade vor ſich geworfen, ſeine Hände hielten gefaltet die goldene Kapſel vor ſeiner Bruſt. Seine hohe Stirne ragte faltenlos in die vierteilige, ſchwarze Kappe, aus der ein ſpitzes Dreieck kurzgeſchorener Haare hervorlugte. Ihm voran ging ein kleiner Knabe und ließ regelmäßig von fünf zu fünf Schritten ein helles Glöckchen erklingen. Die Bürger ſanken in die Knie, da der Zug vorüberſchritt.

Vor dem Hauſe des Durand Laſſois blieben ſie ſtehen. Wieder erklang das Glöckchen. Herr Vodricourt ſtand nun, nachdem er heftig an die Türe geklopft hatte, neben dem Prieſter. Er wollte niederknien, doch er war zu ungeduldig. Er beugte nur ſein Haupt und blickte bald zum Haustor, bald nach dem Kaplan. Der aber ſtand reglos und ſah mit ſtumpfen Augen gerade vor ſich hin. Herr Vodricourt hörte auf der Treppe im Hauſe Schritte. Er vergaß die Nähe des Allerheiligſten, richtete ſich auf und pochte nochmals wider das Tor.

„Herein, wer guten Glauben hat!“ rief eine Frauenſtimme, „das Tor iſt nicht verriegelt.“

Der Stadthauptmann tat ſeinen Mund zu einem Fluche auf, doch der kleine Knabe, der die Glocke getragen, hatte die Türe ſchon geöffnet. Wiegenden Schrittes trat der Prieſter ein. Das Glöcklein tönte hell. Marthe Laſſois ſank ins Knie und ſchlug wider die Bruſt. Herr Vodricourt blieb erſchreckt und verlegen vor der Knieenden ſtehen. Er ſuchte in der Flur. Endlich flüſterte er mit rauher Stimme: „Wo iſt Jeanne d'Arc?“

Marthe wies knieend die Treppe empor. Mit vier schwerstampfenden Schritten klomm der alte Hauptmann empor und war vor der Kammertür. Er trat ein. Jeanne saß neben der Wiege. Weiße Leinwand lag in hellen, großen Falten auf ihrem Knie. Sie stand rasch auf. Bodricourt faßte ihren Arm und hielt sie fest.

„Bleibt da, Jungfer!" befahl er scharf.

Das Mädchen wandte ihren Kopf, daß sie dem Ritter gerade in das Gesicht sah.

„Ich wollte nicht fortgehen", sagte sie ruhig.

„Ihr seid von Gott gesandt?" fragte der Stadthauptmann hastig.

„Soll ich noch einmal sagen, was Ihr mir nicht glauben wollt?"

„Das sollt Ihr, Jungfer, und diesem!" rief nun der Herr und riß das Mädchen ungestüm herum, daß sie knapp vor dem Kaplan zu stehen kam. Einen Augenblick war es still in der Kammer. Nur das Flüstern des einen Knaben rann durch die Ruhe. Er bat für seine erloschene Kerze um Licht von dem anderen, dessen Leuchte noch brannte. Jeanne schüttelte traurig den Kopf.

„Dem hochwürdigen Herrn habe ich all meine Sünden gebeichtet in der Marienkirche. Er glaubte mir und gab mir Lossprechung. Damals saß er an Gottes statt im Beichtstuhl und glaubte mir, daß ich ihm keine Sünde verschwieg. Vertraut er mir heute nicht mehr?"

„Jungfer Jeanne d'Arc, Ihr sollt nun exorzieret werden", rief Bodricourt. Seine Worte polterten wider des Mädchens Sicherheit und Ruhe. „Ihr sollt die heilige Probe bestehen. Heute habe ich Botschaft erhalten. Euer Spruch ist wahr worden. Ich will wissen, ob durch Gottes Macht oder des Teufels List."

„Ich kündete Euch einmal schon von Dingen, die nur Gott und Ihr wußtet. Von den Hilfstruppen! Warum glaubtet Ihr mir nicht?" fragte Jeanne.

„Nun ist Blut geflossen. Ich muß um Euch wissen!“ rief der Stadthauptmann. „Ich will meine Pflicht tun.“

Jeanne blickte nach dem Kaplan. Mit einer raschen Bewegung nahm der die Kappe vom Kopf und gab sie dem nun knieenden Knaben. Der begann hell und laut in einem hohen Tone zu beten. Er rutschte auf den Knien hin und her und zupfte, während er sprach, an seinem Schulterkragen. Jeanne wollte niederknien, doch Herr Bodricourt hielt ihren Arm mit festem, schmerzendem Griff und starrte ihr ins Angesicht. Als der Knabe zu Ende gesprochen hatte, schüttelte der Hauptmann Jeannes Arm ungeduldig.

„Nun sprecht!“ rief er.

„Mein Herr sendet mich.“

„Wer ist Euer Herr?“

„Gott!“ sagte Jeanne. Ein kurzes Zucken flog durch ihren schmalen Leib. Mit einer raschen Bewegung schüttelte sie Herrn Bodricourts Griff ab. Dem Kaplan wurde ein breites, dünnes Buch aufgeschlagen vorgehalten. Leise rieselten die lateinischen Worte durch die Stille. Schnappend und kurz klang das „Amen“ der beiden Knaben. Das Buch klappte laut zu, der Priester blickte auf und trat zu dem Mädchen hin. Langsam lösten sich seine gefalteten Hände und langsam hob sich, leuchtend wie ein Stern, die goldene Hülle, in der Christi Leib verwahrt war. Wie drohend hob sich des Kaplans Arm und wie eine Waffe schwebte das funkelnde Gefäß über des Mädchens Haupt. Und da die Kapsel immer höher und höher stieg durch das Dämmerlicht der Stube, da sank Jeanne langsam nieder ins Knie. Wie aus weiter Ferne ertönte das helle Läuten des Glöckchens und dumpf klang es wie Antwort, da Jeanne sich dreimal wider die Brust schlug. Fest und klar wie ein Urteilsspruch war nun das Wort des Priesters: „Wenn du ein Dämon bist oder untertan wurdest dem Teufel und seinen Listen, weiche!“

Jeanne hob ihr Antlitz. Ihr Atem kam rasch aus ihrem leicht geöffneten Munde, in ihren Augen glitzerten zwei

Tränen. Ihre Hände hoben sich und ihre Arme breiteten sich weit. Auf die Kapsel blickte sie. Ein heller Schimmer fiel von dem Golde nieder und streifte ihr dunkles Haar.

„Wenn du von den Guten bist, verweile vor dem geheiligten Leib unseres Herrn Jesu Christi", klang es nun nieder zu ihr.

Langsam senkte sich in goldener Hülle das Allerheiligste. Langsam floß das milde Licht über des Mädchens Stirne und breitete sich über ihr ruhevolles, selig lächelndes Antlitz. Jeanne neigte ihr Haupt und der funkelnde Stern, ihre hellen Hände und ihr überstrahltes Antlitz einten sich zu einer lieblichen, strahlenden Blüte in demutsvollem Kuß.

Lange war tiefe Stille in der Kammer. Dann sprach der Priester „Amen!" Doch seine Stimme zitterte und er fand nicht den Ton.

Jeanne blieb knieend, ihr Gesicht in den Händen vergraben. Der Priester war schon gegangen. Das Glöcklein läutete auf der Treppe. Nun flog der kurze, klare Ton von der Straße durch das Fenster in die Kammer. Jetzt klang es weit und immer weiter fort. Schwer richtete sich Herr Bodricourt aus den Knieen auf. Er blieb neben Jeanne stehen und wartete. Er tastete nach des Mädchens Haupt. Doch er getraute sich nicht, es zu berühren. Endlich streifte er leise ihre Schulter. Die schlanke, schmale Gestalt wuchs vor ihm auf.

„Rüstet ein Geleit, auf daß ich nach Chinon reite", sagte Jeanne kurz.

„Ihr wollt jetzt durch das feindliche Land?" fragte der Stadthauptmann schüchtern.

„Lieber heute denn morgen, lieber morgen denn später."

„Jeanne, ich habe Euch zu bitten ...", begann von neuem zögernd der Hauptmann.

„Rüstet mir mein Geleit zum Dauphin." Es tönte Herrn Bodricourt in des Mädchens Rede ein leiser Widerhall des eisenklirrenden Befehles, den er als junger

Ritter oft gehört, der ihn zum Angriff gerufen. Einen Augenblick stand er erschreckt. Dann hieb er mit der flachen Hand auf den Tisch, daß es dröhnte, und schrie: „Das will ich tun, bei Gott!" Und lachend, polternd, rufend, sich wendend und Jeanne zuwinkend taumelte er über die Treppe hinunter, über die Flur, riß die Tür auf und lief singend durch die Gäßchen von Klein-Bureh nach Vaucouleurs. Es staunten die Bürger der Stadt, ihren Hauptmann also zu sehen.

9.

Herr von Novelonpont blickte nach dem glitzernden Haufen Eisens, der nun auf dem Tische in seinem Zimmer lag. Er griff mit der Hand nach dem Panzer, er zog das schlanke Schwert und prüfte die Scheide aus dickem, gelbem Sattelleder. Sein Diener stand schweigend neben ihm, schon gerüstet, die steile Halsberge über dem Lederwams, kurze Gardebras auf den Schultern.

„Wollt Ihr die Bewaffnung nicht anlegen, Herr Ritter?" fragte er.

Herr von Novelonpont nickte mit dem Kopfe, doch da der Mann mit dem Brustharnisch an ihn herantrat, wich er zurück und wehrte ab. Langsam schritt er zum Fenster und blickte hinaus.

„Sie wird im Zweifarben eines Edelknechts kommen", flüsterte der Herr und seine Hand strich ruhelos über das breite Fensterbrett. Dann blickte er seinen Diener fragend an. Der Brustpanzer klirrte, der Mann hatte ihn wieder auf den Tisch gelegt.

„Ich will noch warten."

Herrn von Novelonponts Lippen waren trocken. Er strich sich mit zitternder Hand über die heiße Stirne.

„Was blickst du immer auf mein Eisenzeug?" fragte er rasch.

„Ich denke, wie lange Ihr es nicht getragen habt, Herr", erwiderte der Diener. „Es kommt wohl jetzt die neue Zeit für unser Land?"

„Du sollst nicht so viel denken, geh deiner Arbeit nach."

„Ich habe keine mehr denn Euch zu waffnen!"

„Die Laute?" fragte der Ritter.

„Sie liegt beim Schwerte."

„Gebe Gott, sie läge dorten gut", flüsterte der Ritter.

Er trat zum Tisch, griff nach dem Helm und strich mit der Hand über die weiße Zimiere. Er gedachte des alten Herrn Tournefort. Er gedachte der Nacht, da er Lehren ritterlicher Pflicht von dem alten Mann gehört hatte, da er geschworen hatte, um der Sache willen zu streiten und nach des Mädchens Leib nicht zu begehren. Herr von Novelonpont seufzte schwer.

„Mich wird der Helm drücken um seiner Zier willen", flüsterte er. „Ich gehe in einen schweren Kampf." Dann wandte er sich zu seinem Diener und sein Befehl fuhr zischend aus festverschlossenen Zähnen: „Wappne mich!"

Da klopfte es ans Tor. Der Diener lief fort, aufzutun. Der Ritter trat schwer atmend in die Fensternische. Sein Blut pochte wider seine Schläfen und ließ zuckend rote Flammenzungen vor sein Blicken schießen. Sein Atem begann gegen seinen Gaumen zu schlagen.

Die Tür ging auf. Jeanne trat ein. Sie trug ein schwarz-weißes Wams. Um ihre hohen Beine lag das zweifarbige Tuch eng und ein breiter Ledergürtel war scharf um ihre Hüften gezogen. Ihr Haar war kurz geschnitten und fiel bis zu ihren Ohren nieder wie eine dunkle Haube, die gerade und scharf an ihrem schwarz-weißen Koller lag. Ein kühler Wind huschte mit dem Mädchen in das Zimmer. Ein frohes Lächeln ruhte auf Jeannes Lippen, ein helles Lachen zuckte in ihren Augen. Sie grüßte kurz mit der Hand, wie es die Edelknaben tun.

„Seid Ihr noch nicht bereit, Herr Ritter?" fragte sie. In ihrer Stimme funkelte es. „Eilt Euch, Herr!

Es warten sechs Mannen und ein Bote des Dauphin auf der Stadtburg, alle bereit, mich zu geleiten. Sagt, Herr, werde ich nicht wie ein königlicher Prinz nach Chinon geführt?"

Jeanne lachte auf. Der sprühende Gießbach ihrer Freude goß sich stärkend über Herrn von Novelonponts Sinne. Er faßte des Mädchens Hand, sie griff hart in seine, dann zog Jeanne die Kapuze über ihren Kopf und trat auf den Ritter zu.

„Erkennt Ihr mich?" fragte sie.

„Nein", sagte Herr von Novelonpont leise und seufzte tief auf.

„Und nun?" lachte Jeanne und zog die Spitze der Haube tief nieder, daß ihr schmales Gesicht fast bedeckt wurde. Dann machte sie rasch ihren Kopf wieder frei. Sie trat auf des Herrn Waffen zu und erfaßte den Helm. Sie strich mit der Hand über das glatte, weiß leuchtende Eisen, schob das spitze Visier auf und ließ es klappernd zufallen. Sie löste die Halskette aus dem Ring und prüfte den Seitenhaken. Der Ritter sah schweigend, daß Jeanne jeden Griff kannte.

„Habt Ihr schon einmal einen Herrenhelm in der Hand gehalten?" fragte er verwundert.

„Nein", sagte Jeanne. „Aber bald werde ich einen tragen."

„Ihr führt die schönste Zimiere," fügte sie hinzu, „Sie ist von der Farbe unserer hohen Dame. Sie ist die edelste."

Herr von Novelonpont blickte dem Mädchen ins Auge.

„Ich will Euch nicht mehr Jungfer nennen. Ich will Euch Jeanne rufen, so Ihr verstattet."

„Wie Ihr es wollt, Herr Ritter."

„Glaubt mir, es ist recht so. Ihr seid ein Wunderwesen. Ihr bedürft keines Schutzes. Ihr traget Stahl an Euch. Ihr seid kein Weib."

„Herr Ritter, ich bedarf des Schutzes, der mich umgibt. Ich trage Gottes Waffen. Helft mir sie tragen."

„Das will ich, Jeanne!" rief der Ritter.

„Ich vertraue Euch!" sagte das Mädchen.

10.

Es war um die Abendstunde, da Jeanne d'Arc im Geleit des Ritters Herrn Novelonpont von Metz und des Boten des Herrn Dauphin, Ritters François Colet von Vienne, sowie dreier Mannen ausritt aus dem hallenden Tor der Stadtburg von Vaucouleurs. Jeanne d'Arc blickte zurück und sah Herrn von Bodricourts mächtigen, breiten Kopf hoch auf einem Wehrturme aus einem schmalen Fenster lugen. Sie sah des Hauptmanns dampfenden Atem in raschen Stößen aus seinem Munde fliegen, denn er war eilends emporgeklommen, um dem Zuge nachzublicken. Das Mädchen zeigte auf das leichte Schwert, das Herr von Bodricourt ihr geschenkt hatte, strich mit der Hand über die blinkende Stange des Griffes und winkte hinauf zum Stadthauptmann. Der beugte sich so sehr vor, daß er sich mit beiden Händen am Fensterrahmen halten mußte und rief: „Zieht hin mit Gott und kommt soweit Ihr könnt!"

Die Glocken von Vaucouleurs begannen zu läuten. Es war die Stunde des Angelus. Langsam ritt der Zug durch die Straßen der Stadt. Weich gingen die Pferde im dichten Schnee. Herr von Novelonport ritt voran. Als er um eine Ecke bog, sprang sein Pferd plötzlich erschreckt zur Seite und sein Harnisch erklang laut. Der Herr hielt sein Tier an und griff nach seinem Helm. Er löste die Bänder und nahm ihn ab. Um die Ecke bog ein trauriger Zug. Ein schwarzüberdeckter Sarg schwankte vorüber, getragen von acht Männern mit schwarzverhülltem Antlitz. Fackeln gossen ruheloses, rotes Licht über den Herrenhelm, der auf dem Sarge stand. Rauchschwaden wie Trauerwimpel flatterten über den kurzen Zug. Das Wappen der Herren von Tournefort leuchtete bunt auf dem schwarzen Bahrtuch. Ein alter Diener humpelte schluchzend hinter den Männern, die seinen Herrn trugen. Er führte des Toten altes Reitpferd, das müden, wiegenden Hauptes dahin schritt.

Auf den Türmen verstummte es. Das Angelus war ausgeläutet. Nur vom Dome dröhnte tief und klar die Trauerglocke Schlag auf Schlag langsam hinaus über die stille, schneeverhüllte Stadt. Der Zug schwankte flüsternden Schrittes vorüber.

Jeanne blickte noch einmal zurück. Sie sah den Helm leuchten, sah den bunten Wappenschild. Dann aber gewahrte sie, daß ein junger Ritter, der dem Sarge folgte, in tiefschwarzem Wams, mit lang herabhängenden, spitzen Ärmeln sich umwandte und ihr neugierig ins Antlitz starrte. Er lächelte ihr frech zu. Seines Vaters Sarg schwankte weiter, daß er drei große Schritte machen mußte, um seinen Platz im Zuge wieder zu erreichen. Jeanne kehrte ihm rasch den Rücken.

„Eilen wir", rief sie und gab ihrem Pferde die Sporen. Sie war nun an der Spitze des Trupps.

„Sie begraben das alte Frankreich", flüsterte Herr von Novelonpont zu Herrn von Colet.

„Und das war des Herrn Sohn?" fragte der bitter.

Am Tore der Stadt, dicht in Tücher gehüllt, stand Marthe Lassois. Jeanne grüßte sie froh.

„Geb' Gott ein Wiedersehen in Freuden", rief Marthe und hob ihr Kind hoch, daß Jeanne es noch sehen könne.

„Geb' Gott unserem Lande Heil und Ehren", rief das Mädchen zurück.

Herr von Colet winkte dem Kinde zu.

„Das neue Frankreich", sagte er scherzend zu Marthe.

„Und Jeanne hat ihm auf diese Welt geholfen", sagte die junge Mutter unter Tränen lächelnd.

Fünftes Buch.

1.

Jenseits des Kreises von Vaucouleurs war das Land burgundisch und voll von feindlichen Reitern und Räubern. So ritt denn Jeanne d'Arc und ihr Geleit heimlich und zur Nacht, bis daß sie nach Auxerre an der Maine kamen. Von hier an konnten sie wagen, im Lichte der Sonne dahinzuziehen, denn von jeder Burg in diesem Lande flatterte die blaue Wimpel des Dauphin. Ohne zu rasten zogen Jeanne und die Mannen bis zur Stadt Fierbois. Hier hielten sie an und ließen ihre Pferde zwei Tage rasten. Das Mädchen aber begab sich mit Herrn von Novelonpont zur Kirche, die der heiligen Katharina geweiht war, auf daß sie Gott und den Heiligen für die glückliche Fahrt danke.

Es war zur Abendzeit, als Jeanne das Gotteshaus betrat. Breite Bänder bunten Lichtes fielen schräg in das Dunkel des hochgewölbten Domes und wie in weiter Ferne glühte das satte, gelbe Flämmchen zweier Kerzen auf dem Hochaltare. Kein Segen wurde um diese Stunde mehr gespendet und keine Predigt gesprochen. So war es still in der Kirche. Nur hie und da rauschte ein Kleid, wenn eine Frau sich niederließ an einem Seitenaltar, und hell und hallend scholl das Husten irgendeines Bettlers, schlug wider die hohe Decke und zersprühte an den Pfeilern.

Vor dem Hochaltare kniete ein Mann und murmelte sein Gebet. Er hielt seine Hände gefaltet, doch er schüttelte sie zum Bilde der heiligen Katharina hin, dann neigte er seinen Kopf und schlug mit seiner Rechten leicht wider seine geschwollene Backe. Immer heftiger und lauter sprach er. Und da Jeanne neben ihm stand, vernahm sie die seltsamen Worte seiner Rede.

„Ihr habt mich gerettet, hohe Heilige!" rief der Betende. „Ihr habt mich vom Galgen herabgeholt und mir eine Maulschelle gegeben, hohe Heilige!" Und er schlug sich klatschend auf seine Wange. „Ihr seid eine gütige Frau, heilige Katharina! Ihr hättet mich verlassen können. Mir war die Kehle zugeschnürt. Sagt selber, hohe Heilige: Wer kann beten mit einem Strick um den Hals; wer kann rufen, daß eine Heilige es hört, so er am Galgen hängt? Doch Ihr habt mich gehört und mich befreit mit Eurer starken Hand. Ihr habt eine sehr starke Hand, Ihr habt es mich fühlen lassen, hohe Heilige. Ihr habt mir eine Maulschelle gegeben." Da stand der Mann auf und humpelte ganz nahe zum Altar hin. Er hielt seinen Kopf schief und wies seine dick angeschwollene Wange der holzgeschnitzten Heiligen. Mit einem langen, knochigen Finger deutete er zuerst zum Gnadenbild, dann bohrte er seinen Nagel in seine Backe und rief: „So eine Maulschelle habe ich von keiner Frau jemals erhalten. Heilige Katharina, ich habe mit Dirnen mich herumgeschlagen und Troßweibern, ich habe bei Bauersleuten gestohlen und bin ertappt worden, sie haben mich alle geschlagen, meine arme, tote Mutter hat mich geprügelt und doch, heilige Frau, Ihr habt die stärkste Hand. Alle in der Welt, die stärker waren denn ich, alle haben mich geschlagen, aber Ihr, Ihr habt mich auch errettet mit Eurer Macht."

Er neigte seinen Kopf. Seine Stimme begann zu zittern. „Ich habe nie geglaubt, daß Ihr mich retten werdet, auch wenn ich betete. Ihr steht in Gold gekleidet, ich bin ein Troßknecht. Ich habe nicht geglaubt, daß einer, der Macht hat, sich um mich kümmern werde. Noch keiner hat es getan. Ihr aber habt mich gerettet, drum durftet Ihr mir eine Maulschelle geben. Ich bin ein Sünder."

Da neigte der Mann sein Haupt auf die Brüstung des Gitters, das vor dem Altare stand, und weinte bitterlich.

Herr Jean von Novelonpont hatte des Betenden Rede vernommen. Er sah Jeanne knieen und sah, daß ihre

Augen sich langsam vom Bilde der heiligen Katharina wegwandten und auf des Mannes Gestalt ruhten. Da trat er zu dem laut Schluchzenden und faßte ihn erzürnt an einem Fetzen seiner zerrissenen Kleidung. Der blickte sich verwundert um. Als er einen Ritter hinter sich stehen sah, erschrak er gar sehr. Herr von Novelonpont aber wies nach der Kirchentüre und flüsterte: „Hinaus, besoffener Lump!“ Da humpelte der Mann rasch von dannen.

Als der Ritter zu Jeanne zurückkehren wollte, sah er, daß sie dem Manne gefolgt war und er erstaunte darob sehr.

Vor der Kirchentür wandte sich der Troßknecht zu dem Mädchen und grüßte sie. Sein Angesicht war gelblich und ohne Röte seine Wangen. Seine Augen waren klein und feucht. Sie zuckten ruhelos in den Höhlen und die Kälte ließ zwei Tränen in ihren Winkeln zittern. Das Haar trug er halblang, es war verfilzt und glänzte fettig.

„Geht nur zur heiligen Katharina beten“, sagte er mit seiner rauhen Stimme. „Sie ist eine große Heilige.“

Er streckte seine schmutzige, haarige Hand aus und wartete, daß Jeanne ihm Geld geben solle. Als sie ihm zwei Kupfermünzen reichte, steckte er die Gabe zitternd zu sich.

„Ich heiße James Hamilton und war Klosterschüler bei den schottischen Benediktinern zu Aberdeen“, begann er zu berichten. „Die haben mir von der Macht der Heiligen erzählt. Sie hilft den Gefangenen und Verurteilten. Ich kam in den Dienst des Königs von Frankreich. Der zahlt schlecht. Und wenn ich zur Nachtzeit rasch in meine Kleider fahren sollte, war ich in böser Not, denn meines Rockes Ärmel hatte so viel der Löcher, daß ich nicht wußte, welches das rechte wäre, um den Arm durchzustecken und wo ich mit der Hand hinausfahren sollte. Herr Edelknecht, das ist böse. So suchte ich mir einen anderen Rock. Ich fand auch einen, aber er war nicht mein. Und, Herr, drum haben sie mich gehängt. Und doch tat ich den Griff nur, daß ich mich rascher rüsten könne für den Herrn König.“

Der Troßknecht lachte auf. Jeanne trat einen Schritt zurück und wollte sich umwenden, doch der Mann berührte mit der Hand leise ihre Schulter und seine Stimme klang bebend, da er nahe an ihrer Wange flüsterte:

„Vielleicht habe ich es auch getan, weil die Kälte sehr weh tut."

Jeanne fühlte den warmen Hauch, der mit scharfem, üblem Geruch aus des Mannes Mund strömte. Sie fühlte einen kurzen Augenblick seine Hand, und sein rascher Griff lastete schwer auf ihrer Schulter. Ihr war, als sei sie wieder in Neufchateau, als stehe der arme Bruder des blonden Mädchens, deren Augen sie zugedrückt hatte, nun vor ihr.

„Ich kann kein also schlechter Mensch sein, Herr Edelknecht", begann der Bettler von neuem, „denn ich konnte zur heiligen Katharina beten, da sie mir den Strick über den Kopf warfen. Dann zog der Freimann fest zu."

Mit seinen knochigen, zitternden Fingern fuhr er sich um den Hals. Seine Augen wurden starr und blickten angstvoll geradeaus. Er röchelte bei jedem stoßenden Atemzuge.

„Es war schrecklich, das Sterben", keuchte er.

„Ihr seid nicht gestorben. Sprecht weiter!"

Da begann der Troßknecht zu lachen und schlug seine Hände klatschend zusammen.

„Nein!" rief er. „Nein! Ich bin nicht gestorben. Dank, tausend Dank, daß Ihr es mir sagt. Ich wäre kein versoffener Lump, den man aus der Kirche jagen kann, wenn ich einen Menschen hätte, der es mir sagt, so oft ich dieser letzten Stunde am Galgen gedenke. Ich sitze lange, lange Zeit und denke an die Schrecken des Erstickens, Herr, und immer wieder fühle ich den Strick um den Hals, höre das Klingen in den Ohren, sehe tausend Funken vor den Augen tanzen, und dann fühl' ich meine eigene Zunge sich ausrecken und feucht und kalt auf meinem Kinn liegen. Was auch mit mir geschieht, Herr, ich wähne, es sei immer der letzte Traum

und nun komme die zuckende Dunkelheit wie damals am Galgen. — Und wir Schotten trinken alle, Herr!"

Der Mann schob zwei flatternde Fetzen von seiner Brust und Jeanne sah eine dicke, grünliche Flasche auf des Mannes nackter, runzeliger, haariger Haut liegen. Er griff danach und tat einen langen Zug. Seine Kehle zuckte und sein Schlucken klang schluchzend. Dann verschloß er die Flasche wieder und barg sie, ängstlich um sich blickend.

„Herr, ich weiß nicht, was damals mit mir geschehen ist. Ich fühlte einen Schmerz in der Zehe. Einer schnitt mir hinein. Ich wußte nicht, wo ich war. Ich stieß mit dem Fuße. Der andere fiel um. Ich hörte ihn schreien und einen lachen. Dann war mir, als fiele auch ich nieder. Sie sagten mir, ich sei zwei Tage am Galgen gehangen. Es waren fahrende Schüler. Sie brachten mich in ein Siechenhaus. Ich habe der Heiligen diese Wallfahrt versprochen. Aber ich wollte mein Gelübde nicht halten. Es war kalt und der Weg ist weit. Und wie ich mir denke, eines Nachts, daß die gnadenreiche Frau doch meines Gebetes nicht bedarf und sie mich im Winter nicht pilgern lassen wird, und daß ich doch auf der Fahrt sterben würde vor Kälte und dann mein Gelübde doch erst nicht erfüllen könnte, da hat mir die starke Heilige eine Maulschelle gegeben, Herr. Seht meine Wange. Der Schlag war so stark, daß er mich bis hieher trieb. Aber ich weiß schon, wie ich die heilige Katharina versöhne. Ich weiß es schon."

Er lachte leise vor sich hin und rieb seine Hände. Dann kratzte er sich plötzlich hinter dem Ohr und nickte mit dem Kopfe nach der Kirche. Im Torbogen stand Herr von Novelonpont. Sein Gewaffen leuchtete aus der Dämmerung. Seinen blauen Mantel raffte er eben, um ihn überzuschlagen. Als der Troßknecht ihn sah, ließ er seine Hand fallen und murmelte: „Besoffener Lump! Hinaus! Ich weiß schon!"

Dann wandte er sich zu Jeanne.

„Euer Bruder da ist strenge!" flüsterte er vertraulich und drehte sich furchtsam um.

„Bleibt!" befahl Jeanne.

Sie schritt auf Herrn von Novelonpont zu.

„Gebt mir Euren Mantel, Herr!" bat sie.

Der Ritter löste langsam die Schnüre.

„Er trägt die Farbe der gnadenreichen Mutter. Er ist denen geweiht, die Not leiden", sagte das Mädchen. Ihre Stimme klang klar und ihre Worte schlugen hart in die abendliche Stille. Sie warf das blaue Tuch um des Bettlers Schulter.

„Ihr dürft in jede Kirche gehen. Es ist kein Mensch, der einen Betenden zu vertreiben Macht hat." Dann wandte sie sich um und wollte die Straße hinab zu ihrer Herberge schreiten. Doch sie blieb stehen und sah, daß Lichter angesteckt wurden am Hochaltar der Kirche. Ihr Blick senkte sich zu Boden, ihre Hände hingen matt nieder und als suche sie etwas auf dem Estrich der Kirche, als wolle sie die Steine mit ihrem forschenden Blick durchbohren, schritt sie langsam dahin und kniete vor dem Altare nieder. Leise sang der Orgel Stimme durch die Bogen und die halb geflüsterten, halb gesungenen Gebete der Knieenden hoben sich und stiegen empor über den leuchtenden, klingenden Weg der Töne.

Jeanne und Herr von Novelonpont verweilten in der Kirche, bis daß der Abendsegen gespendet war. James Hamilton, der Troßknecht, aber schritt, stolz gehüllt in den schweren, blauen Rittermantel, zur nächsten Schenke.

Als Jeanne am Morgen zum Gotteshause kam, um die Frühmesse zu hören, stand der Schotte an einen Pfeiler des Tores gelehnt und trug um beide Wangen ein schwarzes Tuch. Da das Mädchen vorüberschreiten wollte, hob er seine Augen zu ihr und lächelte trüb.

„Ich kann der heiligen Katharina nichts nach Willen tun, Herr. Ich habe sie versöhnen wollen und habe gestern in der Nacht meine ganze Geschichte aufgeschrieben; denn es ist Sitte hier, von den Wundern Bericht zu hinterlassen, wenn man dankt. Ich schrieb in einer Schenke, Herr, und habe, um der Heiligen Ruhm zu er-

höhen, ein wenig mehr geschrieben, als mir widerfahren ist. Ich habe gesagt oder versteht mich, Herr, geschrieben, daß zwei Engel mich hielten durch jene zwei Tage am Galgen und daß ich sie gesehen hätte. Ist das Unrecht, Herr?"

„Ihr habt gelogen!"

„Natürlich habe ich gelogen", rief der Troßknecht und fuhr erregt mit den Händen vor des Mädchens Antlitz in der Luft umher. „Natürlich habe ich gelogen, aber zu der Heiligen Ehre! Versteht Ihr mich nicht? Und sie hat mir eine zweite Maulschelle gegeben. Sie alle wissen es in der Schenke."

Er schlug mit der flachen Hand gegen den Pfeiler. Dann faßte er Jeannes weiten, niederhängenden Ärmel und zog sie ganz nahe zu sich heran.

„Wißt Ihr, Herr," flüsterte er, „ich habe auch nicht geschrieben, warum ich erhenkt werden sollte. Erzählt habe ich es oft genug, aber es schreibt sich so etwas schwer."

Plötzlich griff er nach seiner Stirne. Seine Stimme wurde hoch und kreischend, die Worte flatterten angstvoll aus seinem Munde.

„Es sind nun so viel Wunder um mich her! Ich wünschte fast, ich wäre am Galgen gestorben. Glaubt mir, es ist nicht gut leben, so nah dem Willen der Heiligen. Ihr habt mir den Mantel gegeben, Euch wünsche ich ein solches Leben nicht. Wir denken eben wie Menschen, aber die Heiligen sind im Himmel. Wenn man in einer Schenke sitzt, kann man sie nicht verstehen."

„Gott führt uns", sagte das Mädchen.

Der Troßknecht lächelte, dann schlug er ängstlich ein Kreuz und schritt taumelnd, unsicher und schwankend von dannen. Jeanne sah, daß er beim Gehen plötzlich, wie um einen Schlag abzuwehren, die Hand hob und sich oft, rasch und furchtsam umblickte. Dann preßte sie ihres Körpers Kraft wider die schwere Eichentüre. Langsam tat sie sich auf und fiel mit dumpf dröhnendem Schlage hinter dem Mädchen zu. An diesem Tage ritt Jeanne schweigend mit ihrem Geleit.

2.

Der Torwart stieß ins Horn. Hell flatterte der Fanfarenruf vom kalten, grauen Abendhimmel nieder. Herr von Novelonpont hielt vor dem verschlossenen Tor der Burgstadt Chinon an. Er beugte sich nieder, um das Riemenzeug seines Pferdes zu prüfen. Mit seinem Schwerte schlug er wider die Steigbügel, daß der hartgefrorene Straßenkot von ihnen absprang. Dann setzte er seinen Helm gerade und strich die Zimiere, daß sie schön nach vorne auf seine linke Schulter fiel. Aus einem kleinen, viereckigen Fenster des Torturmes reckte sich der Kopf des Wächters vor.

„Wer seid Ihr, Herr?" klang die Frage nieder.

Herr von Novelonpont gab Antwort. Herr Colet wies sein Wappen. Dann wartete der Trupp schweigend. Jeanne ließ ihr Tier langsamen Schrittes bis an das Tor herangehen. Ächzend teilten sich die beiden Flügel und zwischen zwei Waffenknechten ritt das Mädchen mit ihrem Geleit hindurch, in die Stadt des Dauphin.

Eine gerade Straße breitete sich. Es war fast dunkel, doch aus dem Grau der Dämmerung leuchteten rötlich die eckigen Fenster der Häuser und warfen schräge Bänder Lichts ins Dunkel. Der Weg war mit kleinen runden Steinen belegt, die Hufe der Pferde schlugen laut hallend an.

Als Jeanne weiterritt, gewahrte sie, daß noch Menschen auf der Straße waren. Eine Dame kam eben aus der dunklen, niederen Tür eines Hauses. Jeanne hörte den Abschiedsgruß, hörte eine helle Stimme und frohes Lachen. Dann trat die Edelfrau in ihrem weiten, rauschenden Kleid von der Schwelle und hell und scharf schlugen die hohen Stöckel ihrer Schuhe die Steine. Herr von Novelonpont hob seinen eisenbeschienten Arm zum Gruße hoch. Seine Wehr klirrte leise. Jeanne sah den ragenden Kopfputz der Dame sich leicht neigen und wiegend vorüberschweben, da die Frau dahinschritt.

Eine Trommel dröhnte von weit her und das Singen der Mannen rauschte auf und verklang. Es kam aus dem Heerlager des Dauphin. Zwei Gestalten, dunkel und mit langaufzuckenden Schatten, huschten durch ein breites Band von Licht. Da das Mädchen an schmalen, dunklen Seitengassen vorüberritt, hörte sie gedämpftes Reden. Der milde, süße Klang einer Tastorgel wehte in dünnen Fäden an ihr vorüber. In dunklem Grau ragten die Türme der Stadtburg auf und griffen kantig und spitz vom Kamme des Hügels in das Kupferrot des Sonnenunterganges. Die breite Fahne auf dem Hauptturme legte sich matt um ihre Stange und verbarg ihr Wappenbild. Jeanne blickte empor und griff hart in die Zügel. Ihr Pferd warf seinen Kopf auf und rascher schlugen die Hufe den Boden.

„Dort oben wohnt der König", sagte Herr von Novelonpont.

„Ich weiß, wo der Dauphin jetzt ist", erwiderte das Mädchen kurz.

Der Herr schwieg und ritt einige Schritte voraus.

„Wie ist Euch, wieder nah zu sein dem Hofe"? fragte Herr Colet den Ritter. Der schwieg. Sein Atem ging rasch.

„Ihr waret lange fern vom Könige", fragte Colet.

„Drei Jahre, Herr. Und ich wähnte, daß mich keine Sehnsucht hertrieb!"

„Und nun?"

„Nun weiß ich wohl, daß mich die Sehnsucht nach höfischem Wort und Gruß verzehrt hat diese drei Jahre."

„Ich will morgen mit Euch zum König gehen, wenn ich Herrn Bodricourts Brief bringe", sagte Herr Colet.

Da klang Jeannes Stimme hell auf und durchriß die gesangdurchwobene Stille der Straße.

„Bringt dem Dauphin den Brief noch heute Nacht. Reitet jetzt zum Schlosse."

Herr Colet wandte sich um und wollte sprechen, doch Jeanne hob rasch ihre Hand.

„Jeder Augenblick ist Raum für einen Bolzenschuß. Blut fließt durch jeden Atemzug, Herr! Eilt Euch!"

Der Ritter wies mit der Hand in eine schmale Seitengasse. „Hier ist die Herberge", sagte er kurz. Dann winkte er seinen beiden Mannen und ritt rasch davon.

Jeanne hielt ihr Pferd an. Sie ließ die Zügel sinken und faltete die Hände. Ihre Augen hoben sich zum Himmel. Das Abendrot war erloschen. Tiefes Blau umhüllte die Türme der Burg von Chinon. Es war, als hätte sich ein weites, blaues Banner aufgerollt und breite die Farbe des Dauphin schützend über seine Stadt. Da tönte von Ferne aus der Stille die aufzuckende Königsfanfare. Jeanne schlug ein Kreuz, wandte ihr Pferd und ritt mit Herrn von Novelonpont zur Herberge.

3.

Jeanne stand am niederen Fenster ihrer Stube und blickte hinaus. In schweren Flocken sank langsam und schwebend der Schnee zu Boden. Er türmte sich auf die Dächer und legte schwere, weiße Brauen über die Dachluken, die wie Augen im hellen Lichte blinkten. Er ließ die Tritte ersterben und die Blicke sich vor seinem Glanze trüben.

Jeanne spähte nach der Burg und wartete. Herr Colet war nicht in die Herberge zurückgekehrt. Keine Nachricht hatte er gesandt. Herr von Novelonpont aber war schon am frühen Morgen auf gewesen, war in des Mädchens Kammer getreten, hatte mit ihr gesprochen von den Herren, die er in Chinon treffen werde, von den edlen Frauen, die er kannte, und von den Jagden, die er mitgeritten hatte, neben dem Dauphin und seiner Dame Agnes Sorel, der Gütigen, die den Dauphin wahr und treu liebte. Herr von Novelonpont hatte gesprochen von den Sitten des Hofes, von den Gefahren, die aus des Sprechenden Mund aufwachsen und ihm die Hände umstricken können für immer, von der Pracht der Gewänder und der Klugheit der Frauen. Er hatte

Jeanne gebeten, Maß zu halten in ihrer Rede und Mut zu fassen, wenn sie vor dem Dauphin stehe, denn schon viele tapfere Männer und hochgeborene Ritter hätten des Wortes vergessen vor der bunten Reihe der Edlen und Frauen bei dem königlichen Herrn. Jeanne aber sah, daß Herrn von Novelonponts Augen sich von ihrem Antlitz abwandten und verlangend hinausblickten aus dem schmalen, niederen Fenster, verlangend nach all dem, was voll Glanz und Fährnis war. Und sie erkannte, daß der Ritter zu seiner Sehnsucht sprach, sie mit Worten stillen wollte und nicht Belehrung geben der, bei der er saß. Da war das Mädchen aufgestanden und hatte gesagt:

„Wen Gott schickt, der wird Mut finden vor Gottes Geschöpfen."

Dann war Herr von Novelonpont von ihr gegangen. Er saß nun in seiner Kammer und leise tönte sein Lied süß und sehnend, wie der Sang eines Eingekerkerten.

Die niedere Tür tat sich auf. Jeanne hörte flüsterndes Rauschen und wandte sich um. Eine Dame stand auf der Schwelle. Lange, weingelbe Ärmel hingen schwer von ihren schmalen Händen nieder und streiften den Boden, da sie ihres Kleides pelzbesetzten Saum aufraffte. Die Falten ihres Gewandes schlossen sich langsam und rollten sich auf, daß die goldgestickten Blumen blinkten und erloschen im Wechsel des Lichtes. Lachende Grauaugen blitzten im hellen, weißen Schneelicht, in das die Edelfrau blickte, und aus einem schmalen Mund, gewölbt wie ein Bogen, zuckte ein kurzer, heller Schrei, gleich dem eines froh auffliegenden Vogels, da ihr hoher Henning sich in dem niederen Türrahmen verfing, als sie eintreten wollte. Die langen, schmalen Hände ließen das Kleid fahren und die dünnen, goldenen Augenbrauen zogen sich zusammen. Kindliche Sorge trübte den Glanz des Blickes, da die Dame nach oben griff, um ihren Kopfputz zu lösen.

„Ihr tragt nicht lange den Zwiefarwen," sagte sie und warf ihre schmalen Lippen trotzig auf, „denn Ihr wüßtet

sonst, was Ihr zu tun habt als Edelknecht und hättet mir geholfen."

Jeanne blieb reglos beim Fenster stehen. Dunkel ragte ihr schmaler Leib gegen die winterliche Tageshelle.

„Doch Ihr tragt das Frauenkleid wohl lange genug, zu wissen, wie hoch Euer Henning ist, edle Frau", entgegnete sie.

Die Dame trat nun in die Kammer.

„Das war kein schönes Wort zum Gruß. Bin ich wirklich schon so alt, daß Ihr es mir vorwerfen müßt?"

„Ihr seid so jung, daß Ihr mir nichts vorwerfen sollt", sagte Jeanne.

Die Edelfrau lachte auf und schlug in die Hände.

„Das war fein erwidert", rief sie, neigte den Kopf leise zur Seite und lächelte. „Nun aber keinen Streit um einen zerrissenen Schleier."

„Das habe ich von Euch zu bitten", sagte Jeanne freundlich.

„Ihr kommt aus Domremy. Ihr seid die Jungfer Jeanne d'Arc?"

„Die bin ich."

„Ihr seid gekommen, dem König zu helfen?"

„Ich bin gekommen, den Dauphin zum König zu machen nach Gottes Ratschluß", sagte Jeanne mit fester, ruhiger Stimme. Die Edelfrau trat einen Schritt zurück. Sie spielte mit dem kleinen Finger ihrer linken Hand. Ihre Augenbrauen zogen sich wieder zusammen. Sie schwieg einen Augenblick. Dann begann sie langsam und stockend zu sprechen:

„Wißt, Jungfer, wir alle nennen den Herrn Frankreichs nicht mehr Dauphin. Er ist uns König. Wir wollen es so glauben."

„Dann tut Ihr übel."

Die Dame schwieg von neuem und zuckte leicht mit den Achseln. Die Seide ihres Kleides rauschte kurz und böse.

Mit raschen Schritten trat das Mädchen vor sie hin. Die Edelfrau blickte ihr ins Antlitz, und das Wort, das sie nun

sprechen wollte, verhauchte auf ihren Lippen. Wie ein ertapptes Kind senkte die Dame rasch ihren Blick und dunkle Röte zog langsam über ihren schmalen Hals, flammte über ihre Wangen und brandete gegen den Wall reichen Goldhaares, der ihre Stirne lastend begrenzte. Jeanne aber ragte nun vor ihr auf, schlicht und gerade wie ein harter Befehl, wie ein unabweisbares Fordern.

„Wenn Ihr wünschtet, daß er wirklich König würde, wie es Eure Pflicht wäre, wenn Ihr nicht schlafen könntet, eh' es geschehen, wenn Ihr ihm treu wäret, ihr alle, ihr könntet nicht ertragen, das Wort „König" zu sprechen, eh' daß ihr ihn gesehen hättet, knieend vor dem Altare zu Reims, und der helle Reif auf sein Haar herabgesunken wäre. Ihr nennt ihn König, weil ihr dem Gott im Himmel nicht vertraut und zweifelt an seinem Willen, daß der Dauphin jemals gekrönt werde. Er wird König werden. Ihr liebt den Dauphin nicht."

Da warf die Dame ihren Kopf empor und suchte Jeannes Blick und beider Augen trafen sich.

„Ich liebe ihn mehr denn irgendwen auf dieser Erde. Ich bin gekommen, weil ich ihn liebe. Ich werde nimmer dulden, daß ein Weib den liebsten, den besten Menschen und den edelsten König hinführt, wohin er aus seiner eigenen Kraft gehen sollte und gehen wird. Ich bin gekommen, dies Euch zu künden, Jeanne d'Arc."

„Ihr werdet dulden, was Gott über Euch verhängt", sagte das Mädchen kurz.

„Nein!" rief die Dame und riß den langen Schleier, den ihre Finger hielten, entzwei, daß das Gewebe hell aufschrie. Dann ballte sie ihre schmalen Hände zu kleinen Fäusten und zerwühlte und zerzupfte die zarten Spitzen.

„Ihr Bauern und Bürgersleute, ihr wähnt wohl, Karl sei schwach und untätig. Es mag wohl sein, daß euer Herr Dorfschulze euch erzählt hat, der König bedürfe einer Frau, daß sie ihn aufrichte, daß er handle. Ich aber kenne ihn, Jeanne d'Arc. Euer Plan ist fruchtlos. Der König bedarf

keines Menschen, um zu handeln. Es ist burgundisch Geläster, daß er schwach ist. Er hat die Kraft, zu tun, was Rechtens, er hat die Größe, milde zu sein. Er wägt sein Entschließen und sein Befehl ist voll der Rücksicht und der Gnade. Das könnt ihr nicht wissen, die ihr ihn nicht kennt, ihr vom Volke. Geht heim, Jeanne d'Arc! Der König bedarf keines Menschen."

„Doch Gottes bedarf der Dauphin, Agnes Sorel!"

„Ihr kennt mich!"

„Ich habe Euch nie gesehen", sagte Jeanne. Ihre Hände hoben sich, unsicher und tastend strich ihre Rechte über die Augen.

„Es war Euer Rat, mich zu prüfen. Ihr habt dem Dauphin, unsrem königlichen Herrn, Lüge gesagt. Ihr wolltet mich nicht befragen, wie Ihr es verspracht. Ihr wollt mich überreden heimzukehren, denn Ihr liebt den Dauphin und Euer Ehrgeiz erträgt es nicht, daß er die Krone durch eines Menschen Hilfe erlangt."

„Lieber möge er fliehen und seines Reiches Grenze bleibe die Loire!" rief da Agnes Sorel. „Ewig wird er verkannt sein, wenn er nicht selber kämpfend siegt oder zugrunde geht. Ihr dürft nicht helfen. Er kann selber siegen, glaubt mir!"

Ein tränenloses Schluchzen schüttelte ihren Leib.

„Mir ward ein Auftrag, edle Frau!" sagte Jeanne ruhig. „Den muß ich erfüllen. Ich habe meine Heimat verlassen und meine Herde. Fragt mich nicht mehr, denn ich bin ein Bauernmädchen. Gott will helfen, so denk' ich, und der Dauphin wird würdig sein der Krone. Mehr weiß ich nicht."

„Ihr sprecht nun wie ein Kind", sagte Agnes verwundert. In Jeannes Stimme bebte ein leises Zittern.

„Ich wurde einen so weiten Weg gesandt und habe so schwere Arbeit zu tun. Ihr sollt mir helfen, edle Frau."

„Ihr wollt zum... —" Agnes Sorel hielt inne, dann sagte sie leise: „— zum Dauphin? Ihr werdet klein von ihm denken."

Da faßte Jeanne der Dame Sorel zarte Hand mit ihrer Rechten. Ihr Griff war hart. Der Widerhall von Erz dröhnte durch ihre Rede.

„Denkt einer klein von dem, für den er Schlachten schlägt? Ich werde seine Mannen führen. Ich bin sein Paladin."

„Nun seid Ihr gar nicht wie ein Weib mehr", flüsterte Agnes und ihr Blick begann froh zu lachen. „Der Dauphin ...", sie zauderte.

„Er ist mein königlicher Herr!" fiel ihr Jeanne ins Wort. „Führt mich zu ihm, daß ich beginnen kann zu arbeiten."

„So soll es sein, Jeanne d'Arc", jubelte Agnes Sorel.

Von der Burg herab tönte die helle Königsfanfare.

„Der Dauphin kehrt von der Reiherbeize heim", flüsterte die Edelfrau. Dann wollte sie davoneilen, doch noch blieb sie zaubernd stehen. Leise kam es über ihre Lippen, leise und umgoldet von seligem, liebendem Lächeln: „Unser königlicher Herr."

Hand in Hand schritten Jeanne und Agnes die schmale Treppe hinab.

4.

Drei Tage gingen dahin, da trat um die Stunde des Angelus der Herzog Karl von Bourbon in Jeannes Kammer. Er trug in seiner Hand einen kurzen, weißen Stab. Auf seinem langen, grauen Haar ruhte ein spitzer Hut und sein wappenbesticktes Kleid fiel vorne und rückwärts schwer und gerade nieder. Einen Augenblick stand er schweigend in Jeannes Kammer. Sein Blick ruhte ohne Glanz auf des Mädchens schlanker Gestalt. Die tiefen Falten um Mund und Augen ließen harte, unbewegliche Schatten dunkel das runde Gesicht durchfurchen. Er tat seinen Mund auf und seine Worte flossen dahin, ernst und feierlich. Sie

fielen in die Stille wie schwere Knäule dunklen Samtes.

„Im Namen meines Königs Karl, des siebenten seines Namens, aus dem erlauchten Hause der Valois, bin ich zu Euch gekommen, Jeanne d'Arc aus Domremy." Der alte Mann richtete sich nun hoch auf. „Ich, der Meister des Empfanges, Herzog Karl von Bourbon, habe den Befehl erhalten, Euch zu Eurem Herrn zu führen." Er schwieg und blieb stehen, mit stumpfem Blick und unbeweglichen Zügen.

„Ich bin bereit", sagte Jeanne ruhig.

Der Herzog wandte sich um und schritt zur Tür hinaus. Das Mädchen folgte ihm. Sie ließ ihr Pferd in den Hof bringen und neben des Herzogs Zelter stellen, der breit, mit sattglänzendem Fell und schweren Hufen wartete. Eine reiche Schabracke lag unter dem Sattel, des Zierat beim unsicheren Lichte einer schwelenden Fackel aufleuchtete und erlosch. Der Herzog winkte. Drei Knaben, bekleidet mit wappengeschmücktem, dunkelblauem Wamse, sprangen herbei. Der eine griff nach dem Steigbügel, der zweite hielt den Schecken am Zaume, der dritte trat auf die rechte Seite des Tieres und faßte den Widerhalt des hohen Bocksattels. Der Herzog schwang sich in den Sitz, das Hoftor ward aufgetan und erhobenen Hauptes, nicht rechts noch links blickend, ritt er langsam hinaus durch den kleinen Haufen Städter, die neugierig vor dem Hause standen. Seinen Hut sah Jeanne leise dahinschwanken, den kurzen Stab, den er wider die Hüfte stemmte, sah sie aufleuchten im Scheine der drei Windlichter, die neben dem Pferde getragen wurden. Die Zügel leicht in der Hand, folgte sie auf ihrem schlanken Tier.

Der Weg war schmal und steil. Er wand sich langsam zur Burg empor. Der Herzog blickte nicht einmal zurück. Jeanne sah die hohen Fenster des langen Saales der Burg aufleuchten, sah sie hinausglühen in das Dunkel der Nacht. Sie wußte, daß der Dauphin dort ihrer harrte. Sie sah die

Pechpfannen auf den Türmen lodern und die schweren Steinquadern mit blutigem Scheine überspritzen.

Die Uhr des Domes von Chinon schlug die achte Stunde. Das Mädchen lauschte. Wie eine fremde Stimme rief die Glocke durch die Nacht. Jeanne fühlte nun, daß sie ferne von Domremy, ferne von Vaucouleurs war. Ihr war, als werde sie von ihrem Pferde ohne ihren Willen immer weiter fortgetragen von ihrer Heimat, ihrer Herde. Tiefe Stille hüllte die Stadt ein. Silberig schimmerten die schneebedeckten, steilen Dächer. Des Herzogs schwerer Zelter schnaubte und schüttelte klirrend sein Zaumzeug. Gleichmäßig schwankte der spitze Hut des Reiters, gleichmäßig wiegte sich der weiße Stab auf seiner Hüfte. Ein Windlicht flackerte auf. Sein Schein fiel plötzlich auf den goldenen Reif, den Jeanne am Finger trug.

„Jesus und Maria", flüsterte das Mädchen.

Ihr Pferd ging langsam, wie schlaftrunken. Es stolperte. Jeanne schloß ihre Schenkel hart an des Tieres warmen, atmenden Leib und raffte die Zügel kürzer. Durch die Nacht tönte das Gröhlen eines Trunkenen. Ein Mann mit wirrem Haar lehnte wider die Steinbrüstung des schmalen Weges. Er hielt eine Flasche in der Hand. Der Herzog ritt an ihm vorüber. Des Trunkenen fettig glänzendes Antlitz wurde von den Lichtern grell erhellt, dann fielen zuckende Schatten über die Gestalt und hüllten sie ein. Jeanne hatte hingeblickt. Es war James Hamilton, der Troßknecht. Sein Gesicht war aufgeschwollen. Seine Augen blitzten böse und irr aus dem breiten Tuch, das um seine gedunsenen Wangen gebunden war. Der Mann gröhlte laut.

„Einen Mantel hat er mir geschenkt, damit ich nicht erfriere. Aber sonst hat er sich um mein Leben nicht gekümmert, der Herr Edelknecht. Der verfluchte Hund ist beten gegangen für seine tausendfach verdammte Ritterseele."

Jeanne ritt knapp an dem Trunkenen vorüber.

„Das Geld, das Euch der Edelknecht gab, habt Ihr nicht mehr. Der Mantel aber hängt um Eure Schultern. Er

tat Recht. Flucht nicht so nah dem Tode", sagte sie und ritt weiter.

Der Troßknecht lehnte sich weit zurück.

„Gott schütze mich vor Wundern", keuchte er. Jeanne hörte, wie er stolpernd von dannen lief. Dann schrie es kurz auf und Äste knackten, ächzten und brachen. Steine polterten den steilen Abhang hinunter. Dann war es still. James Hamilton war in den Abgrund gestürzt. Der Herzog von Bourbon ritt weiter und blickte nicht zurück.

Nun zuckte der weiße Heroldstab auf. Die Lichtträger sahen das Zeichen. Die Windlichter wurden geschwungen. Vom Turme der Burg jauchzte die Königsfanfare. Langsam und polternd löste sich die breite Zugbrücke von der Mauer und senkte sich nieder. Dumpf dröhnten die Pferdehufe darüber hin und Jeanne hielt knapp hinter des Herzogs Tier an.

Der Burghof war dunkel. Die steilen Wände ragten tiefschwarz auf. Seltsame, eckige Schatten zuckten unter dem Scheine der drei Lichter. Rasselnd fuhren die Stiele der Leuchten in die Wandringe. Der Herzog schwang sich vom Pferde und schritt schweigend über eine breite, steile Treppe empor. Eine Tür ward aufgetan, einen Augenblick strömte fattes, goldenes Licht in das Dunkel der Nacht, Stimmen rauschten auf, ein Flüstern von vielen Tritten huschte in die Stille, dann schlug das Tor schwer zu und erdrückte Licht und Laut. Jeanne stand allein.

Sie vernahm das leise, schwere Atmen der Pferde im Hofe, das dumpfe Stampfen der vielen Tiere im Stall. Sie hörte einen der Knaben gedämpft rufen. Dann war es still.

Beide Flügel der Saaltüre flogen auf und mit einer weiten Bewegung seiner Hand gebot der Herzog von Bourbon, daß Jeanne eintrete. Sie sah den weißen Stab im Bogen aufschweben und versinken in einem bunten Meer von Pracht. Sie streifte die schwarze Kapuze ihres Wamses vom Haupte zurück und trat in den Saal.

Jeanne setzte Schritt vor Schritt und ihr Blick war nach einer Richtung gewandt. Ihr Auge schien nichts zu

sehen, denn ein leuchtendes, fernes Ziel. Ihr Fuß schien den Boden zu fassen, zu bezwingen die Bahn, die sich vor ihr breitete. Die rauschende Welle schwerer Falten, der aufleuchtende Schaum weißer Spitzen, die blitzenden Tropfen schimmernden Goldglanzes besprühten nicht ihren Pfad. Ruhigen Schrittes, ruhigen Blickes trat Jeanne vor. Nicht an die weiche Wärme der Frauen, nicht an die starre Kälte der gewaffneten Herren streifte ihr lässiger Arm.

Durch die dichtgedrängte, bunt sich stets neu vermengende Schar war ihr ein Weg offenbart, den keiner der vielen entspringen sah, den keiner hinströmen, wachsen, sich breiten sah von all den Mächtigen im Saale des Herrn von Frankreich. Und dieser Pfad schien jedem jäh zu enden und war für Jeanne doch gerade und klar. Ihr Fuß konnte nicht zögern, ihr Blick konnte nicht aufgehalten werden, und keiner sah, wie sie vorüberging, keiner wußte, daß er zur Seite getreten war. Ein jeder schaute des Mädchens dunkle, schlanke Gestalt, ein jeder suchte ihr Auge und wandte sich nach ihrem Blicke.

Sie aber trat zu einem hin, der an dem Pfeiler eines hohen Fensters lehnte, des Hand mit kindlich-leichten, frauenhaft zarten Griffen an einem Dolche spielte, der ihm vom Gürtel hing. Sein Leib war eingehüllt in schweren, grünen Sammet und viele Falten liefen, sich dunkelnd zu tiefem Schwarz, von seiner Brust zu seinen engumspannten Hüften nieder. Den schweren Leib trugen unsichere, dünne Beine. Sie waren leicht gebogen und schienen ihrer Arbeit überdrüssig. Die Knie stachen hämisch aus ihrer Mitte vor und müde lagen, gleich den Köpfen zweier schlafender Windhunde, die spitzen, schmalen Schuhe auf dem Estrich. Über einem Kragen dunklen, langhaarigen Pelzes lastete ein runder Kopf, so stark geneigt, als sei er nur von der schweren Starrheit des kostbaren Gewandes getragen. Der rote, breite Mund war wie eine seltsame, satt aufgeblühte Blume. Die Lider waren groß und hielten schwer in ihrem Griff zwei tränenhelle

Augen, die sorgend zuckten und mit einem Male fragend erstarrten.

Vor Karls des Sechsten Sohn trat Jeanne d'Arc und ihr letzter, weiter, gerader Schritt sank in ein Knieen hin. Ihr Antlitz hob sich, ihre rechte Hand begann sich vorzurecken und aus dem schlanken, vorgeneigten Schafte ihres Leibes blühte ihre Stimme auf zu einem klaren Wort: „Mein hoher Herr, mich sendet Gott, dir und dem Lande Heil zu bringen."

Dann stand Jeanne auf.

Der Dauphin hob langsam sein schweres Haupt. Seine Augen ruhten auf dem Mädchen. Er sah sie stehen, schlicht und schlank. Das Schwarz und Weiß ihres Wamses lief still längs ihres Leibes nieder. Zu ihrer Rechten flammte in dunkelroter Seide der Erzbischof von Reims. Sein Antlitz lächelte in tausend Falten, wie damals, da Jeanne ihn aus dem Gerichtshause zu Toul treten sah. Nun aber stand das Mädchen aufrecht neben ihm und wandte ihren Blick nicht von des Dauphin Gesicht. In satter Pracht lastete neben ihr das Wappenkleid des breiten Herzogs von Bourbon und flackernd in goldgelben Flammen zuckte La Tremoïlles weitärmeliges Sammetwams.

Als sei sie aufgesprossen aus dem Estrich, stand Jeanne vor des Dauphin fragendem Blick. Ihm war, als sei das bunte Meer, das wogend um ihn Welle auf Welle gebar und verschlang, nicht mehr absehbar ohne dieses stille, ragende, ruhevolle Wahrzeichen. Des Mädchens Auge war voll des Lichtes und milde Wärme füllte mit einem Male des Dauphin Brust. All die vielen Gesichter um ihn waren ihm nun verschlossen, fremd, betrügerisch, wie bleiche, schweigende Orgelpfeifen und alle Lippen wie die klaffenden Spalten dieser Pfeifen. Jeanne d'Arc, die vor ihm stand, sie brachte seinem Blicke Helle und Kraft.

Des Dauphin Augen zuckten im Kreise über seine Großen hin. Er hob den Arm. Die Herren neigten sich und traten zurück. Er stand mit Jeanne allein. Und als

das Mädchen hintrat zu ihm und leise sagte: „Du zweifelst an dir selber. Du bist ehelich gezeugt. Deines Gebetes Furcht sei dir genommen", da blickte einmal noch der Dauphin umher und sah hinüber zum Kreise seines Hofes. Unüberbrückbar für alle schien ihm der breite, leere Raum im Saal, der schweigend lag und drohend lastete zwischen den anderen und ihm, dem auserwählten König, der allein stand mit dem gottgesandten Boten.

Der Dauphin richtete sich auf. Sein lastendes Haupt hob sich langsam empor, seine Glieder strafften sich und aus seinen schweren Lippen schlugen die Worte gewichtig gegen die Wand des Schweigens.

„Jeanne d'Arc, ich glaube dir."

Noch einmal zuckte des Dauphin Blick über die fernen Großen, die schweigend standen, doch in dieser kurzen Zeit quälte ihn heiße Sehnsucht, die Augen zu sehen, die ihm Erlösung gebracht hatten, auf den Mund zu blicken, der ihm Antwort auf eine Frage gegeben, die niemals Worte gefunden hatte, die ungeboren gelegen war in ihm und ihn bedrückt hatte, lastend mit der Schwere eines Ungeborenen. Er war befreit, denn nun wußte er um seine Rechte, um sein königliches Blut. Er neigte plötzlich seinen Kopf. Ein Zucken des Erstaunens, des Schreckens durchfegte den Saal. Der Dauphin lehnte sein Haupt wider den Fensterpfeiler und weinte vor Glück.

Nun aber hoben sich Jeannes Arme aus ihrer schlaffen Ruhe. Weiß, schmal und lang wurden ihre Hände emporgehoben, leuchtend und kühl inmitten des rötlich-goldenen Glanzes der Fackeln. Es war, als halte sie etwas zwischen den schimmernd blassen Flächen ihrer Hände und als falle von dem Unsichtbaren ein helles Licht und zittere wider in ihrem Blick. Eine fremde, willensdurchglühte Stimme lohte aus ihrem Munde.

„Ich will dir die Krone bringen von Gott und sie soll dein Haupt umfangen nach seinem Willen, daß du König werdest zu Reims, deiner Stadt."

Des Dauphin Auge folgte den Händen Jeannes, die langsam niedersanken und schwebend blieben, als hielte sie ein unsichtbares, leuchtendes Gut, das sie empfangen, über seinem schweren, reglos wartenden Haupte. Er griff nach seiner Stirne und einen kurzen Augenblick zuckte Kraft und Stolz in seinem Schauen. Sein Blick durchdrang die dichten Reihen der Fernstehenden und ließ der Herren Sehnen sich spannen und führte ihre Hände zu ihrer Schwerter Griff und mit einem Male blitzte dem Leuchten aus des Dauphin Auge der kühle Glanz der schlanken Klingen entgegen. Auf die Knie sanken die Großen des Hofes und aus ihrem Munde fuhr ein Ruf, rauschend und hell, wie die Schwerter aus den Scheiden geflogen waren:

„Lang lebe der König!"

Und über dem zersprühenden Ruf hin flatterte, ein Vogel über brausende Gischt, eine helle Stimme: „Amen!"

Agnes Sorel hatte gesprochen. Sie stand nun bei Jeanne und hielt des Mädchens Hand. Ihr Atem wogte in ihrer Brust und warf die Trümmer vieler Worte auf. Die sanken hin, kraftlos zu des schlanken Mädchens Füßen und waren überströmt von Lachen und Weinen.

Die Schwerter zischten in die Scheiden. Mit langsamem Schritte trat der Kanzler La Tremoïlle heran. Ihm folgte die rauschende, funkelnde Schar der Ritter und Frauen. Des Dauphin Haupt neigte sich wieder auf eine Seite, niedergezogen von eigener Schwere. Doch ein gütiges, kindliches Lächeln spielte um seinen Mund und das ruhelose Flattern, das fragende Erstarren seiner Augen ward rührend wie die leise Bitte eines Kindes.

Le Tremoïlle trat zur Linken des Dauphin und flüsterte mit ihm. Der aber hob die Hand abwehrend und suchte nach Jeanne mit den Augen. Doch das Mädchen stand umringt von den Herren des Hofes, umschwirrt von Fragen, umzuckt von Händen, umwogt von Pracht und Licht. Er konnte sie nicht sehen. La Tremoïlles Stimme aber zitterte, wie sie sein Herr noch niemals gehört, und dennoch war der

Sinn seiner Rede ihm gewohnt. Sie sprach von Vorsicht und Verrat. Des Kanzlers Klugheit spann des Alltags Grau eifrig und ohne Unterlaß über den Glanz dieser Stunde. Von Jeanne her aber klangen frohe, starke Worte. Eines Mädchens klare Stimme war es nun, die sprach, trotzig und voll von hartem Wollen.

„Die Türme von Orleans sind in den Händen der Engelländer. Die Stadt muß eilends befreit werden. Die Loire darf kein burgundisch Roß durchschwimmen. Das Ende der engelländischen Siege muß Orleans sein."

Dann rann der schmale Streifen einer Frage durch ihre Rede. Da hörte der Dauphin ein frohes Lachen und Jeannes klar klingende Rede:

„Wenn sie untreu werden, so sie hungern, dann müssen wir ihnen Treue, die in Rindshaut geboren wird, bringen."

Der Herzog von Bourbon lachte laut auf. Dann rief Jeanne d'Arc hell und froh: „Es wird gelingen!"

Sie hatte sich auf ihre Zehenspitzen gestellt und ihr leuchtendes Auge suchte den Dauphin. Sie sah, daß er nach ihr verlangte. Sie trat aus dem Kreise der Herren zu ihm hin.

„Hier bin ich, mein königlicher Herr", sagte sie und neigte das Haupt. Der Dauphin sah sie an und dunkle Röte stieg in seinem Antlitz auf. Er schämte sich der Rede La Tremoïlles. Jeanne schaute einen kurzen Augenblick in des Dauphin Auge. Dann neigte sie von neuem ihr Haupt.

„Ich bitte nun um Urlaub und harre Eures Wortes", sagte sie. Kurz knickte ihr Knie nieder. Dann trat sie zurück, ihr Antlitz dem Dauphin zugekehrt. Als sie an Agnes Sorel vorüberschritt, legte sie die Rechte aufs Herz, ein Lächeln huschte über ihre Lippen. Bei der Tür harrte sie des Herzogs von Bourbon. Er kam und führte sie hinaus.

Über das kurze Schweigen des Erstaunens tanzte Agnes' helle Stimme hin:

„Es geht das Wort, die Courtoisie sei zu der heiligen Jungfrau mit dem verkündenden Engel des Herrn niedergestiegen vom Himmel und wohnet seither auf Erden. Was seid Ihr denn erstaunt? Jeanne d'Arc hat höfische Art am Hofe des allerhöchsten Herrn gelernt. Man kann es wohl erkennen."

Der Dauphin lächelte. Er stand mit gesenktem Haupt an eines Fensters Pfeiler gelehnt und spielte mit seinem Dolche.

„Sie sollte geprüft werden, mein König", sagte leise La Tremoille.

5.

Im hochgewölbten Turmzimmer des Schlosses Courday zu Chinon saß Jeanne d'Arc und lauschte den Liedern, die Herr von Novelonpont zur Laute sang. Es waren Weisen, die im höfischen Tone süß und leise klangen und immer kehrte der Name der reinen Jungfrau Maria darin wieder. Jeanne saß in einem hohen Stuhl. Ihr Haupt ruhte gegen die steil aufragende Lehne und ihre Hände zuckten ruhelos über das dunkle Holz hin. Des Ritters Laute klang tief und klar. Er griff in die Saiten und der letzte Ton zitterte durch den Raum. Dann stand er auf. Er suchte den Blick des Mädchens. Sie aber schaute vor sich nieder und schwieg. Herrn von Novelonponts Atem ging rasch, seine Augen leuchteten, seine Hand hielt das Griffbrett der Laute fest umschlossen, als fasse er einen Schwertgriff. Er trat ganz nahe zu Jeanne hin und hub an, des Liedes Weise von neuem zu greifen. Er flüsterte den Spruch von der Schönheit der Jungfrau. Doch da er enden sollte mit dem Namen Maria, da wurde ihm das Sprechen also schwer, daß er innehielt. Nur die Saiten der Laute tönten stark durch das Schweigen. Jeanne hob die Augen und blickte auf. Ihr Mund war

fest geschlossen und um ihre Lippen zogen sich kurze, tiefe Falten des Trotzes. Da ließ der Ritter seine Hand über die Saiten niederstreifen. Sie klangen wirr. Es war, als sinke ein loser Schleier von Tönen zerrissen zu Boden. Herr von Novelonpont lehnte die Laute an die Wand.

„Mir ist nun plötzlich, wie da ich Euch zum erstenmal im Kleide eines Edelknechtes sah. Ihr seid kein Mädchen, Jeanne, Ihr seid von seltsamer Art", sagte er zögernd.

„Und die von Orleans leiden Hunger und ihr Mut sinkt hin, dieweil sie mich hier halten, beim Hofe, ohne Arbeit", stieß Jeanne plötzlich hervor und stand auf.

Sie faltete die Hände, sie preßte Finger wider Finger und schritt in der Kammer auf und nieder.

„Herr, Herr," rief sie, „du hast mich ausgesandt, du gabst mir kaum ein Jahr Zeit zu handeln und alle hier haben ein Leben vor sich! Sie kennen deinen Willen nicht und wollen mir nicht glauben."

Die Tür ging auf. Mit raschem Schritte trat Kirkmichel, Bischof von Orleans, ein. Jeanne eilte ihm entgegen und beugte kurz das Knie.

„Herr Bischof, helft mir!" rief sie. „Nicht länger kann ich hier verharren, ohne daß ich meines Herrn Gebote verletze. Ich habe nicht mehr Frist zu vergeuden."

Der Bischof lächelte. Er griff nach seiner roten Kappe und zog sie vom Kopfe.

„Jungfrau," sagte er, „horcht diesem Klange." Er warf seine Haube auf den Tisch. Sie fiel schwer und es klirrte hell, als schlage Eisen auf Holz. Jeanne faßte nach dem priesterlichen Schmuck und hielt ihn prüfend in der Hand. Wieder lächelte Bischof Kirkmichel.

„Ich habe Parierstangen einziehen lassen in meine Haube und führe das Schwert wie in meiner Jugend", sagte er. „Ich trage Kettenpanzer unter meinem Scharlach, Jungfrau, und dennoch habe ich Orleans, meinen Bischofssitz und meinen Dom verlassen, als wäre ich ein alter, gichtbrüchiger Kanonikus. Wollt Ihr Trost von mir?"

Jeanne schwieg. Sie schüttelte traurig den Kopf. Der Bischof trat langsam zum Fenster und blickte hinaus.

„Wäre ich in Schottland geblieben, in meiner Kirche", begann er mit gepreßter Stimme. „Ich hätte beten dürfen oder Herr sein auf meinen Gütern und das Schwert schwingen. Und dazu glaube ich wohl geboren zu sein. Ich bin zu meinem Unglück in dieses Land gekommen. Wir alle wollten kämpfen vor Orleans und ritten aus, der Herzog von Bourbon, Graf Dunois und La Hire. Ich war gewaffnet, Jungfrau. Ihr hättet mich sehen sollen. Wir alle kamen zu spät. Wir waren klug und wollten zur Nachtzeit die Engelländer überraschen. Doch da es Nacht ward, da war die Reiterei des Dauphin schon geschlagen und wir konnten nur noch die Flucht des Heeres schützen. Die Engelländer sind durch mit ihren Heringen und Roubray ist in ihren Händen. Klug und mutig sind wir alle, Gott weiß es, aber niemals siegreich."

„Ihr habt Orleans verlassen", sagte Jeanne.

„Es war das Klügste, Jungfrau. Ich werde rot, wie mein Gewand, gesteh' ich's ein. Doch ich wußte nichts wider den Rat der Herren zu sagen. Es war, bei Gott, das Klügste. Ich weiß es bis zur Stunde nicht anders und ich hätte mein Leben drum gegeben, einem, der mir die Flucht geraten hat, was Besseres denn diesen Rat zu erwidern."

Bischof Kirkmichel blickte noch immer aus dem Fenster über die verschneiten Lande hin.

„Ich weiß nicht, was kommen soll", sagte er. Seine Stimme klang einförmig und müde. „Ich bin in einem Jahre alt geworden, allsoviel Klugheit ist mir durch den Kopf gerieselt. Sie blieb mir wie Sand und Staub in den Adern. Nun seid Ihr gekommen, Jungfrau. Es ist klug, Euch zu prüfen. Der Kanzler hat recht, wenn er es rät, der König tut gut, seinem Rate zu folgen. Ich glaube Euch, der König glaubt Euch, doch wir können des Denkens nicht entraten. Was andres sollen wir tun?"

Jeanne nickte rasch mit dem Kopfe. Dann lächelte sie froh.

„Gott sei gelobt", flüsterte sie.

„Was ist Euch?" rief der Bischof und wandte sich rasch um.

„Ich habe sie wieder vernommen, die Stimme, die uns alle trösten soll", sagte das Mädchen. Sie lächelte wie ein Kind, dem eine Gabe zuteil worden war.

„Hört Ihr die Stimme oft?" fragte der Bischof.

„Nur wenn ich ihrer sehr bedarf."

„Was sagt sie zu Euch?"

„Geh, geh ans Werk! sagt sie. Aber sie klingt so froh, wie wenn ein zufriedener Meister seine Leute ruft, daß sie noch fester arbeiten mögen! Noch, noch fester sollen wir die Hand anlegen, dann wird alles gelingen."

„Bei Gott, das ist ein guter Rat," rief der Bischof, „und das Schöne daran ist, daß er keiner klugen Begründung bedarf. Wir wollen ihn befolgen." Und der Bischof setzte seine geschiente Kappe auf, wie man einen Helm überstülpt, und lachte.

6.

Der Dauphin saß in seiner Kammer. Sein Haupt hatte er in die Hand gestützt, die schweren Augenlider bedeckten ihm den Blick. Er saß still, als sei er vor seinem Tische eingeschlafen. Die in matten Farben gemalten Heiligen starrten aus den großen, blassen Gesichtern mit weitgeöffneten Augen von den Wänden nieder. Die Spruchbänder, die über ihren Häuptern zu flattern schienen, waren braun vom Rauche der Fackeln. Zu des Dauphin Füßen ruhte lang und schmal ein zottiger Hirschhund. Sein Blick war müde wie der seines Herrn, sein Kopf lag lässig auf seinen Vorderpfoten. Nur manchesmal fuhr er auf, um mit scharfem Schlag der Kiefer nach einer Fliege zu schnappen, die über seinem Kopfe schwerfällig hinsummte, erweckt aus dem Winterschlaf durch die Wärme, die dem breiten, grauen Steinkamin entströmte.

Ein Kammerherr meldete flüsternd den Kanzler. Der Dauphin nickte nur langsam und schwer mit dem Kopfe. Die niedere Tür ward aufgetan, La Tremoïlle trat ein. Er trug ein dunkelbraunes langes Gewand, das eng um die Hüften gegürtet bis zu den schmalen, spitzen Stoffschuhen niederhing. Sein Kopf saß tief zwischen den hochgezogenen Schulterbauschen der engen Ärmel. Sein Antlitz schien zu leuchten, so glatt und gelb war seine Haut. In der Rechten hielt er sein Schwert. Er beugte sein Haupt tief zum Gruße, zog seine schmale Unterlippe kurz und legte seine langen, gelben Zähne über sie. Seine Mundwinkel zuckten.

„Ihr habt, mein König, das Mädchen aus Domremy zu Eurer Tafel zu laden geruht", begann er langsam und singend.

Der Dauphin nickte.

„Ihr erweist damit der Jungfer eine große Ehre. Eine Ehre, die wenigen von uns zuteil geworden ist."

„Ich glaube an dieses Mädchen", sagte der Dauphin.

Er hob nun seinen Kopf und lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Seine schmalen, bleichen Hände spielten mit seinem Dolche. Er wandte sich halb von La Tremoïlle weg, als wäre er kaum geneigt, lange Reden von ihm anzuhören.

„Sie ward noch nicht geprüft. Und Ihr, mein König, gewährt ihr die Gunst, mit Euch zu Tafel zu sitzen. Dies bindet Euch schon heute."

Der Dauphin stützte seine flache Hand auf den Tisch, um sich zu erheben.

„Ich glaube an dieses Mädchens Sendung", sagte er lauter.

Der Kanzler stieß einen leisen, kurzen Ton zwischen den Zähnen hervor. Wie eines Lachens Splitter war der.

„Mein König, die Sendung dieses Mädchens kann nicht von Gott kommen."

La Tremoïlle sprach nun fast tonlos, als rede er zu sich selber. Aber jedes Wort trug den Schimmer seiner

Farbe, doch gleichsam mit dem grauen Schatten des Flüsterns übersponnen.

„Jeanne d'Arc kommt zu Euch, mein König, um einen wilden Kampf wider die zu führen, so sie unsere Feinde nennt. Sie glaubt in sich die Macht zu fühlen, Siegerin in unseren Schlachten zu werden und Euch, mein König, nach Reims zu führen. Ihr Gebot, wie sie das nennt, was sie hertreibt, ist gerichtet wider Engelländer und auch wider Burgunder. Doch der Gott, der sie aussendet, weiß, so scheint es, nichts davon, daß Graf La Hire mit einem Geleitbrief des Herzogs von Burgund in Paris war und von dem Reichsverweser Engellands die Freigabe der Stadt Orleans gefordert hat, da Herzog Karl von Orleans gefangen ist und eines gefangenen Herrn Land nicht Kampfpreis sein darf. Das Mädchen, an das Ihr glaubt, mein König, weiß nichts davon, daß der Herzog von Bedford erzürnt ward eben über diesen Brief und den Rat, den der Burgunder, sein eigener Bundesgenosse, ihm gab, und des Mädchens Sendung weiß auch nicht, daß nach einem Streite, da die Engelländer den Wunsch des Burgunders nicht erfüllten und Orleans mit schweren Stücken belegten, die Burgunder mit all den Ihren von der belagerten Stadt abgezogen sind."

Der Dauphin hatte sich halb von seinem Sitze aufgerichtet, doch so oft er sich wenden wollte, um vom Platze zu gehen, zwang ihn ein Wort, das hell vorstach aus des Kanzlers Rede, zu bleiben. So stand er denn gebückt, die Wucht seines Körpers auf seine Hand gestützt und hörte La Tremoïlle an.

„Näher denn jemals sind wir dem lang ersehnten Frieden mit Burgund", sagte nun der Kanzler und legte ruhig beide Hände auf den Tisch. „Es sei denn, Ihr, mein König, wollt lieber dem Mädchen folgen als meinem Rate."

Langsam sank der Dauphin auf seinen Sitz nieder. Seine Augen flackerten ruhelos. Als sie La Tremoïlles Blick trafen, erstarrten sie zur wortlosen Frage.

„Das Mädchen scheint ritterlich und edel", flüsterte er zögernd.

„Jeanne d'Arc ist ritterlich und edel, mein König, und ihr Tun ist nicht von üblem Willen. Sie ist geführt von dem Glauben an die Kirche und dem Hoffen auf Frankreichs Rittertum. Doch wie es um Rittertum und Kirche steht, das weiß die kleine Prophetin nicht. Das weiß nicht Bauer und nicht Bürger. Wir aber, mein König, wissen es allzu wohl."

Der Dauphin schüttelte traurig den Kopf.

„La Tremoïlle, ich kann nicht glauben, daß alles Edle von dieser Welt genommen ist, so ich hinblicke über die Großen meines Hofes."

Einen Augenblick neigte der Kanzler sein Haupt, dann fragte er mit singender Stimme, leise, als spräche er von Geheimem: „Hat mein König Nachricht erhalten von unserem Connetable, dem Herzog von Richemont? Verbleibt er noch seinem ritterlichen Eide untreu?"

Der Dauphin sprang von seinem Sitze auf. Seine Hände zerrten an seinem Dolche, daß der Sammetgürtel, an dem er hing, zerriß und die goldene Schließe klingend zu Boden fiel. Er faßte die kurze Scheide und schlug laut mit dem Griff auf den Tisch.

„Ich habe verboten, dieses Ritters Namen zu nennen", rief er mit rauher Stimme.

Sein Wort hallte in dem Gemache wider. Er sah erschreckt auf. Ihm war, als habe er zu sich selber gesprochen, als sei es nicht möglich, daß sein Kanzler ihn gehört habe, so ruhig und ohne Spuren des Verstehens war La Tremoïlles Antlitz.

Der Dauphin stieß mit dem Fuß die Schnalle achtlos von sich.

„Euch, Herzog, zu ehren, gab ich das Verbot. Er hatte Euch schwer beschuldigt", sagte er nun ruhiger.

Schweigend wartete La Tremoïlle. Doch kein Wort mehr kam über seines Herrn breite Lippen. Die Stille

wurde schwer und dicht. Sie legte sich wie ein dunkler Nebel zwischen den Dauphin und seinen Kanzler. Karl des Sechsten Sohn stand aufrecht. Er begann seines eigenen Herzens Schlag zu hören, begann zu fühlen, wie er Atem holte und Angst schlich sich wie eine kalte Schlange seinen Leib empor. Das Schweigen lastete auf seinen Schläfen, legte sich vor seine Augen, daß er nichts zu sehen wähnte als La Tremoïlles gelbes, glattglänzendes Antlitz, aufleuchtend aus webender Dunkelheit.

„Der Connetable ist ein übler Mensch, nicht alle sind so", begann er mühsam, um diese lastende Ruhe zu verscheuchen.

„Mein König weiß, wie viele Ritter dem von Richemont folgten und daß nicht alle, so hier blieben, mit dem Herzen zu Euch stehen", sagte wie zustimmend La Tremoïlle. „Unsre Herren haben wenig ritterliche Taten getan und keinen Sieg gebracht."

Langsam wandte sich der Dauphin zur Türe. Langsam schob er Fuß vor Fuß, daß die Spitzen seiner Schuhe zur Schwelle hinstrebten. Mit kurzem Blicke erkannte der Kanzler des Dauphin Absicht.

„Jeanne d'Arc will, daß Ihr zu Reims mit Öl aus der heiligen Ampulle gesalbt werdet", sagte er laut, um seines Herrn Augen noch einmal auf sich zu lenken. „Wer aber soll Euch krönen, mein König?"

„Der Erzbischof von Reims, wie es Gott gebot meinen heiligen, königlichen Ahnen", erwiderte der Dauphin und sein Haupt reckte sich langsam von seinen Schultern auf.

„So ist auch des Mädchens Meinung", erwiderte La Tremoïlle.

Der Dauphin nickte.

„Doch drei Päpste wurden zu Konstanz abgesetzt und ein vierter erwählt", fuhr der Kanzler leise fort. „Ist der, so dem Erzbischof die Weihe gab, der wahre Papst?"

Der Dauphin machte eine kurze Handbewegung, die wie ein Schwertstreich diese Rede zerhieb. Dann trat er rasch zur Tür.

„Gott will mir die Weihe geben. Ich bin des Landes rechter Herr", sagte er hart.

Da stieß ihm La Tremoïlle seine Worte wie Dolchstiche in den Rücken:

„Gott kann Eure Weihe nicht wollen!"

Der Dauphin hatte schon den Griff der Türe gefaßt. Nur seinen mächtigen, schweren Kopf wandte er um. Seine großen Augen traten wild aus den weit offenen Höhlen, seine breite Unterlippe bebte.

„Warum?" schrie er. „Warum kann Gott mir nicht Hilfe senden wollen?"

„Weil Gott weiß, so gut wie Ihr und ich, was auf der Brücke zu Montereau geschah und wer aufjauchzte über das Blut des Herzogs Johann von Burgund, vergossen auf stummen, königlichen Befehl!"

Langsam bog sich des Dauphin Leib zurück, dann mit einem Male stieß er sich wild nach vorne und riß die Türe auf.

Ruhig, sein Schwert im Arm, folgte La Tremoïlle dem Dauphin. Sein Antlitz ward bleich, glatt und unbewegt.

7.

Den Saal herauf schritt Jeanne d'Arc. Ihr Angesicht dem Dauphin zugekehrt, ihre Hand gelassen auf eines Dolches hellen Griff gelegt. Ihr Gang war weit und frei. Schmal, licht und edel ragte ihr ruhiges Antlitz auf und um ihren Mund lag die kühle Freude der Entschlossenheit. Leicht neigte sie das Knie vor Karls des Sechsten Sohn.

„Lang lebe mein königlicher Herr!" sagte sie zum Gruße.

„Wann werdet auch Ihr mich König nennen?" fragte der Dauphin.

Wie eine Wimpel, die freudig erhoben wird, flatterte des Mädchens Antwort empor: „Zu Reims im Dom, wenn Ihr Frankreichs Krone tragt."

„Und wer ist nun des Landes Herr?"

„Tut Eure Rechte ab und Eure Würden legt in Gottes Hand. Wenn Ihr dem Volke das Land wieder gegeben habt und jedes Dach den deckt, dem es zu eigen, dann wird Gott auch Euch das Eure geben und als Letzter sollt Ihr wieder eingesetzt sein, doch zum Ersten."

Durch den weiten Saal klang Jeannes Rede.

Der Dauphin hob langsam beide Hände.

„So lege ich meine Würden in des höchsten Königs Hand und nichts denn meine Pflichten sind mir eigen. So nenne ich kein Gut mein, es wären denn meine Rechte vom Mutterleibe her. Mein Schöpfer gehe mit mir zu Gericht", sagte langsam der Dauphin.

„In Gottes Namen", schmetterte es von Jeannes Lippen.

Langsam wandte sich der Dauphin zu seinem Kanzler.

„Ich befehle Euch, dies allen meinen Würdenträgern und Herzogen, meinen Grafen, Baronen und Rittern zu künden und so künde ich es Euch: Wir haben nicht neue Verträge zu geben noch Frieden zu schließen Macht, bis daß zu Reims Wir König werden."

La Tremoïlle verneigte sich und schritt hinaus, seines Amtes zu walten. Über sein gelbes Antlitz schlich dunkelrote Wut.

8.

Laut erklang die Königsfanfare und der Dauphin begab sich zur Tafel. Zu seiner Linken schritt die Jungfer Jeanne d'Arc aus Domremy.

Am Ende des langen Saales war ein großer, schmaler Tisch aufgestellt worden. Die Platte deckte ein weißes, dickes Leinen, auf dem zinnerne Teller grau schimmerten. Hinter des Königs Sessel stand ein alter Diener, die Schüssel in den Händen hoch erhoben und wartete. Zur Rechten des Dauphin ward Jeanne geführt, zu seiner Linken stand La Tremoïlle, schweigend und aufrecht. Sein

Blick huschte rasch zum Mädchen hinüber. Er wartete auf den Augenblick, sie zurechtweisen zu können. Doch sie blieb stehen, die Hand auf der Brust und harrte des Tischgebetes. Als der Dauphin vor seinem Sessel stand, winkte der Kanzler. Auf einer Brüstung harrten zwei Herolde. An den Mund setzten sie die goldleuchtenden Hörner, von denen schwere, blaue Fanfarenbanner in den Saal niederhingen. Feierlich riefen die erzenen Stimmen hallend durch den Raum. Langsam machte der Dauphin das Zeichen des Kreuzes und murmelte leise lateinische Worte. Dann winkte er mit der Hand und setzte sich zu Tisch. Der Kanzler blieb einen Augenblick stehen und achtete auf Jeannes Gebaren. Das Mädchen aber setzte sich erst, da der Dauphin mit den Händen die Tafel berührte. So gebot es höfische Sitte.

Der Dauphin sprach zu Jeanne von Krieg und Staatsgeschäften. Sie lauschte seiner Rede und ihre Augen ruhten auf seinem Antlitz. Sie gab kurze Antwort mit klarer Stimme und sicherem Worte. Sie sprach von den Bauern in Domremy und der Flucht nach Neufchateau, sie redete von ihrer Herde und ihrer Freundin Hauviette.

Der Dauphin lauschte. Ihm ward, als habe er sein Land niemals gekannt. Er war voll Neugierde, er begehrte von Jeanne zu wissen, was um die Stunde der Tagwacht in den Dörfern geschehe und was nun für Arbeit zu tun sei. Welche Speisen der Aldermann d'Arc in Domremy esse und was gesprochen werde bei der Mahlzeit. Und Jeanne berichtete all dies.

Da sie sprach und entgegnete, da breitete sich ein leises Lächeln über des Dauphin Antlitz. Ihm war, als könne er die Lösung vieler Fragen von diesem Mädchen erkunden und mählich begann auch er zu erzählen, zu beraten und zu klagen. Jeanne gab ihm Antwort. Vor ihren Worten teilten sich die dichten Schleier, gewoben aus Tausenden von Nebengedanken, ihre Fragen fielen hell und stark auf des Dauphin dunkles Grübeln. Ursachen, Gründe und

Erkenntnisse fingen nun an hell zu leuchten, die bis zur Stunde tief gelegen hatten im Schachte des Empfindens, gedeckt von Dunkel.

La Tremoïlle aber sah Freude aufschimmern in seines Herrn Auge, er hörte des Dauphin Stimme froh werden und sah, daß er sich gewandt hatte zu Jeanne d'Arc, daß er saß, den Arm lässig auf den Tisch gestützt und fragte und redete. Der Kanzler gewahrte, daß sein Herr manchmal das Haupt auf seine Brust sinken ließ und nachsann. Doch da erklang stets des jungen Mädchens Stimme, sie tat eine kurze Frage, sie sagte ein starkes, rasches Wort. Sie kannte nicht die Sprache der Staatsmänner, doch ihre Rede war voll Kraft, war gerade wie Schwertklingen und fiel nieder, schwer wie Axthiebe und scharf wie Dolchschneiden.

La Tremoïlle sah, daß Jeanne Courtoisie kannte. Ihre schmalen Hände faßten nur mit zwei Fingern das Fleisch und griffen geschickt nach den Scheiben weißen Brotes, um sich nach jeder Speise zu reinigen. Achtlos und einfach waren des Mädchens Bewegungen und ohne Furcht sprach sie weiter, da die beiden Tafelhunde unter dem Tische laut bellend und gurgelnd um einen Knochen stritten.

Denn es war Sitte, die Reste der Speisen den Hunden im Saale zuzuwerfen. Das Brot aber ließen die Herren bei Hof in große Körbe fallen.

La Tremoïlle ließ einen Augenblick verächtlich die Lider halb über seine Augen sinken. Da blickte Jeanne über die Tafel zu ihm und mit einem Male sprach sie vom Frieden mit Burgund.

Sie fragte den Kanzler mit kindlicher Einfalt und in schlichter Rede. Es waren Fragen, die der Dauphin niemals gestellt hatte und keiner seiner Räte. Aus ihren Worten baute das Mädchen Dämme, durch die des Kanzlers Rede sich mühsam winden mußte, gezwungen, die Richtung zu nehmen, die Jeanne gebot und die La Tremoïlle nicht wollte. Und mit einem Male mußte der Kanzler schweigen. Da

schwieg auch Jeanne d'Arc. Doch sie schien eine stumme Frage zu tun und La Tremoïlle fühlte, daß seine Augen eine Antwort gaben, die sein Mund niemals gesprochen hätte. Er senkte den Blick erschreckt und wandte seine Worte an den Dauphin. Aber da er dies tat, war ihm, als verrate er sich mit jedem Worte, als sei jede Bewegung ein furchtbares Gestehen und als dringe eine lautlose Rede wider seinen Willen aus seinem Leibe und bekenne seine heimliche Untreue und seine wilde Sucht nach Macht, Ehre und Reichtümern. Er hob die Augen, er suchte Haß, Siegesfreude und Erkennen in Jeannes Blick, doch ihr Auge war froh, klar und sicher. Ihre Gedanken blieben dem Kanzler fremd.

Vom Turm der Burg flatterte die helle Königsfanfare nieder. Der Dauphin blickte erstaunt von der Tafel auf und winkte. La Tremoïlle erhob sich und schritt zur Tür. Doch noch war er nicht in der Mitte des Saales, da stürmte klirrend in heller Wehre ein Ritter herein. Der riß seinen Helm vom Haupte und drückte ihn einem Diener in die Hand.

„Wo ist mein königlicher Vetter", rief der Herr, da er einen Augenblick stehen blieb, seinen Panzerhandschuh von seiner Rechten losmachte und auf einen Sessel schleuderte.

Der Dauphin hatte sich erhoben. Sein Atem ging rasch, seine breiten, dunkelroten Lippen teilten sich stumm, zwei schwere Tränen sickerten langsam aus den Winkeln seiner großen, feuchten Augen. Der Ritter trat vor den Dauphin und beugte das Knie. Der aber hob beide Arme schwer und unbeholfen und blieb reglos stehen, den Herrn zu umfangen.

„Frei und bei Euch!" rief der Ritter und warf sich an des Dauphin Brust.

„Mein Vetter Alençon", stieß der mühsam hervor. Dann wandte er sich ab.

Verwirrt blickte der junge Herzog zu seinem Vetter, der das breite Antlitz mit der Hand bedeckte und leise

wimmernd und schluchzend weinte. Endlich trat er auf ihn zu.

„Das ist keine Art, einen zu grüßen, der aus langer Gefangenschaft kommt, mein König. Nun weint nicht mehr. Ich bin gelöst."

Er lachte froh auf und riß sich die lederne Helmhaube vom Kopf. Sein blondes Haar fiel langsam aus dem Knäuel, in den es gelegt gewesen war und bedeckte seinen Nacken. Noch immer weinte der Dauphin.

Des Herzogs braune Augen suchten ängstlich bei La Tremoïlle Hilfe. Der aber neigte sich wortlos. Da trat der Jüngling zum Dauphin.

„Habt Ihr so wenig um mich geweint, da ich gefangen saß, daß Ihr rasch Eure Schuld an Tränen mir nun abzahlen wollt?" Er lachte leise und froh auf.

Der Dauphin ließ seine Hand von den Augen sinken und schluchzend stieß er die Worte hervor: „Kann ich die Schmach jemals zu beweinen unterlassen, daß ein Sproß königlichen Geblütes gefangen ward? Ich schäme mich, Alençon."

„Ritterlich gekämpft habe ich," rief der junge Herzog, „und bin ritterlich gefangen worden. Meine Güter wissen nun, wie sehr ich geschätzt werde. Das Lösegeld war eine hohe Ehre, bei Gott! Ich bin gewillt, den Preis auf mein Wappenband zu schreiben für ewige Zeiten, mein König, so Ihr es verstattet."

Er lachte laut auf.

Der Dauphin schüttelte den Kopf.

„Nennt mich nicht König mehr, Vetter Alençon. Ich habe der Würden mich begeben, sie ruhen in Gottes Hand. Mein sind allein die Pflichten, bis dieser Krieg zu Ende ist."

Des Herzogs Lachen zerriß und eine frohe Rede, die seinem Munde entflattern wollte, fiel schwer in dunkles Schweigen.

„Wer hat Euch solches Tun gelehrt?" fragte er endlich. „Wäre dies Euer ernster Wille, bei Gott, dies wäre der erste Schritt nach Paris, zum Siege."

„Nach Reims, zur Krönung", sagte ruhig der Dauphin.

Einen Augenblick schwieg der Herzog von Alençon und sein erstaunter Blick glitt von seines Vetters Antlitz zu La Tremoïlle. Der Kanzler stand schweigend und harrte der Antwort des jungen Ritters. Der leise Schatten der Hoffnung auf Tadel, der Erwartung einer widerigen Meinung flog über sein Antlitz. Alençon schien einen Augenblick verwirrt, dann stürzte er auf den Kanzler zu und faßte seine Hand.

„Das war ein gutes Werk, Herzog La Tremoïlle!" rief er. „Nicht mehr zu streiten, ob mein Bruder der Krone würdig sei, sondern hingehen und mit Gottes Hilfe sie holen! Das ist der rechte Weg. Wir wollen alle nicht mehr um die gnadenreiche Erlaubnis des Herzogs von Bedford bitten, uns krönen zu lassen, wir werden nicht mehr uns trotzig König nennen, wir werden frei bekennen, daß wir noch nicht der König Frankreichs sind. Doch wir sind Dauphin und werden es beweisen. Nach Reims soll unser Weg gehen und bis dahin nur Pflicht, dort holen wir die Ehre."

Der junge Herzog schüttelte des Kanzlers Hand in wilder Freude. Dann löste er eilig die Riemen seiner Eisenwehr. Die beiden Platten des Brustpanzers fielen klirrend zu seinen Füßen. Seinen Leib reckte er auf, daß das enge, graue Wildlederwams zu seufzen begann.

„Gelobt sei Gott," rief er, „wir werden nur mehr Sorge um Taten haben, nicht um Worte! Ein neuer, großer Geist ist eingezogen. Ich dank Euch drum, Kanzler."

„Nicht ich, mein Prinz," entgegnete La Tremoïlle und wies auf Jeanne, die aufgestanden war und den jungen Herzog mit hellen Augen und vor Freude heiß überglühten Wangen anblickte, „nicht ich bin Ursach' all dieser Pläne. Andre raten seit wenigen Tagen unsrem Herrn. Die Ehren, die ich durch Jahre bemüht war, dem erlauchten Sohne Karls des Sechsten zu erhalten, legte unser königlicher Herr ab auf dieses Mädchens Rat."

Der Herzog von Alençon blickte suchend im Saale umher. Zweimal setzte er an, um auf Jeanne zuzugehen, doch

jedesmal hielt er inne und schüttelte fast zornig den Kopf.

„Welchen Mädchens?" rief er endlich ungeduldig. „Ich sehe kein weibliches Wesen hier im Saale."

Jeanne lächelte. Ihr Blick huschte wohlgefällig längs ihrer schlanken Gestalt herab. Dann trat sie vor.

„Ich bin Jeanne d'Arc aus Domremy und segne die Stunde Eurer Heimkehr, mein Prinz."

Der Herzog legte erschreckt seine Hand an den Mund. Ein breites Lächeln zuckte unter seinen Fingern vor. Dann neigte er sich tief und grüßte ruhig.

„Verzeiht, mein Fräulein, daß ich Euch nicht erkannt. Mein Gruß gebührte Euch wohl früher, doch Eure Tracht ließ mich keine Dame in diesem Saale vermuten", sagte er mit weicher Stimme.

„Dann hat mein Kleid nicht gelogen, denn ich bin keine Dame. Ich bin die Tochter des Aldermanns d'Arc aus Domremy und meinem Stande nach eine Bäuerin."

Der junge Herzog schüttelte den Kopf.

„Ich habe Madame d'Or gesehen und die edle Frau Katharina von La Rochelle. Auch sie trugen Herrentracht, doch ihrer Farben allzu lauter Klang und Euer schlichter Zwiefarben verkünden mir wohl, wer bäuerisch ist und wer edel."

Jeanne errötete.

„Sammet und die Farben meines Herrn wären wohl auch mir lieb, mein Prinz", sagte sie und warf die Lippen halb scherzend und halb wie in kindlichem Kummer auf. „Doch waren wenige Taler mein Eigen. Ich bin so schlicht gekleidet, als mein Beutel gefüllt ist."

Der Herzog von Alençon lachte laut auf.

„Ihr tragt wohl ein männlich Herz doch, scheint es, in einer Fraue Brust", sagte er.

„Und meine Brust sehnt sich drum auch nach Goldstoff."

Da faßte der Herzog Jeannes Rechte und preßte sie

also fest, daß des Mädchens Mund sich schmerzlich verzog und sie einen leisen, hellen Schrei ausstieß.

„Ihr habt meinem Bruder wohlgeraten!" rief Alençon. „Und wenn alle so innig hoffen, daß Ihr Euer Werk vollführen möget, wie ich, dann mag Gott endlich Einsehen haben mit dem armen Lande. Ich habe von Euch gehört. Ihr wart beim alten Bodricourt in Vocouleurs. Da habt Ihr wohl einen harten Mann besiegt. Gott mit Euch! Ich weinte, wäret Ihr ein Weib wie die Dame La Rochelle."

Nun erst ließ der Herzog des Mädchens Hand fahren. Sie zog ihre Rechte rasch zurück und rieb sie mit der Linken. Das sah er wohl.

„Ihr scheint zarte Hände zu haben, mein Fräulein", sagte Alençon ernst. „Ich will Euch nicht um Vergebung bitten für den Schmerz, den ich Euch tat, doch weiß ich wohl, es wär' nach rechter Sitte. Ihr tragt die Kleidung eines Edelknechts und wollt, so hör' ich, meinem königlichen Bruder die Krone bringen; drum tue ich kaum unrecht, zu denken, Ihr wollt ins Feldlager."

„Und mit Gottes Hilfe in den Kampf", sagte Jeanne fest.

„Dann müßt Ihr auch mehr Kraft haben denn ein Fräulein. Mein Griff war nicht allzu schwer. Ihr werdet Härteres zu tragen haben."

„Wenn es nottut, wird meine Hand nicht zittern", entgegnete das Mädchen. Sie blickte dem Herzog gerade und ernst ins Antlitz.

„Die Jungfer spricht gut, doch kühner denn ich eine Dame reden hörte", sagte der zum Dauphin. „Ich hätte Lust, ihre Art zu prüfen."

„Prüfung tut heut nicht not", begann der Dauphin angstvoll.

Da erklang Jeannes Stimme hell, und wie der Widerhall eines Kampfrufes tönte es durch ihre Worte: „Ich bitt' Euch, mein Prinz, prüft mich heute."

Der Herzog von Alençon wandte sich rasch zu ihr.

„Ich bitte es von Euch", wiederholte Jeanne. „Ihr sollt mir glauben, und ich weiß, das könnt Ihr ohne Prüfung nicht."

„So soll es sein. Kommt in den großen Hof!" rief da der Herzog freudig und schritt zur Tür.

Der Dauphin ging neben ihm.

„Ich will Klarheit", flüsterte der junge Prinz. „Dies Mädchen hat seltsam ritterliche Art. Ich könnte sie hassen, wäre all dies ein eitles Spiel."

„Und wäre es Wahrheit?" fragte langsam der Dauphin.

„Dann hat Gott Euch ein Schwert und mir einen Genossen gesandt", sagte d'Alençon.

9.

Noch trug der Herzog seine schweren Beinschienen. Sie klirrten laut, da er die breiten Steinstufen herablief in den Hof. Die andern folgten ihm langsameren Schrittes. Er riß die breite Stalltüre auf und rief in den warmen, dämmerigen Dunst hinein: „Wo steht mein Geleitpferd, dieses störrische Tier?"

In diesem Augenblick ertönte ein kurzes, wildes Wiehern. Dumpf schlugen Hufe wider Streu und zwei Knechte kollerten zu des Herzogs Füßen. Der eine stand auf, rieb sich die Schulter und sagte mit einer schmerzgedämpften Stimme: „Dort steht der Hengst, mein Prinz."

Der Dauphin, La Tremoïlle und Jeanne waren nun in die Tür getreten.

„Was reibst du deine Schulter so?" rief ungeduldig der junge Ritter dem Burschen zu.

„Weil mir ist, mein Prinz, als stünde das Pferd noch darauf. Eben war noch sein Huf da", entgegnete der Knecht unwillig.

„Hol' den Hengst heraus", rief d'Alençon.

Der Bursche humpelte von dannen. Er murmelte Flüche.

„Jungfräulein," sagte der Herzog, „wollt Ihr dies Pferd reiten? Ich habe es als Handpferd gekauft. Mit Mühe bleibe ich im Sattel. Ihr seht, es ist nicht müde, denn es ging ledig neben mir."

Jeanne nickte stumm und kurz. Der Herzog lächelte.

„Ich reite es mit hohem Bocksattel, denn anders glaube ich kaum, daß sich einer halten kann. Ihr sollt denselben Sattel haben, den ich nehme. Bleibt Ihr im Sitz, so ist es kein himmlisch Wunder, dies merkt. Nur weiß ich dann, daß Ihr wohl zu Eurem Werk bereitet seid, so wohl mit Taten, als ihr es mit Worten seid."

„Ich habe einen alten Zelter bis hieher geritten. Nie habe ich reiten gelernt", sagte Jeanne.

„Dann laßt Eure Hand vom Spiel", rief der Herzog und wandte sich unwillig um.

Das Mädchen blieb stehen.

„Es tut in Wirklichkeit nicht not, um mein Werk zu vollbringen, ein Pferd zu reiten, das also störrisch und wild ist", sagte sie ruhig. „Doch, da Ihr wähnt, mein Prinz, daß es nottut, darum, glaube ich, wird mir die Kraft gegeben werden, dies Tier nach meinem Willen zu führen."

Der Herzog lächelte.

„Ihr sprecht gut, Jungfräulein", sagte er. „Ihr habt Vertrauen zu Eurem Mut. Ihr habt schon die Prüfung bestanden. Ich habe gesehen, was ich wollte. Ich will nicht, daß Ihr in Gefahr kommt durch mich. Laßt uns gehen."

„Ich will auf die Stiegen zum Saal meinen Fuß nicht wieder setzen, ehe der ritterlichste Herr mir glaubt", sagte Jeanne und warf ihr Haupt zurück. „Es ist nicht Zweck, Worte mit Euch zu wechseln, mein Prinz, wenn ich unverrichtet lasse, um was ich bat. Das fühlt Ihr wohl! Ihr wollt meines Leibes schonen und darum redet Ihr anders denn Euch im Herzen ist. Ihr wollt mir und Euch ein gütig Unrecht tun."

Der Herzog senkte seinen Blick und heiße Röte strömte in seine Wangen.

Da wieherte das Pferd im Stall wild, schnob und schlug polternd viele Male aus. Die Knechte riefen sich rasch Worte zu, der schwere Sattel fiel zu Boden, die Bügel klangen.

„Könnt ihr noch immer nicht mit Pferden umgehen!“ schrie der Herzog und sprang zum Tier in den Stand.

„Der Hengst will sich nicht satteln lassen“, klagte hilflos ein Knecht.

„Wenn es Zügel hat, führt es in den Hof“, befahl Jeanne. „So Gott will, bedarf es keines Sattels.“

Schreiend wieherte das Pferd auf und riß sich los. Der junge Ritter taumelte wider die Wand. Hufschlag dröhnte auf dem Steinboden des Stallganges. La Tremoïlle und der Dauphin wichen zur Seite, da der Hengst in wildem, regellosem Galopp an ihnen vorüberdonnerte.

Im Sonnenlicht des Hofes blieb das Tier stehen. Staub und Steine flogen auf, da es wild bockte. Die Zügel hingen auf den Boden über den schweren, gesenkten Kopf, der, mit zurückgelegten Ohren geschüttelt, auf und nieder fuhr. Jeanne sprang vor und faßte die Riemen. Das Pferd warf sein Haupt wild auf und blieb einen Augenblick, wie von Schrecken erstarrt, am ganzen Leibe zitternd, mit angstwildem Blick stehen.

„In Gottes Namen!“ rief Jeanne froh, griff mit ihrer weißen Hand tief in des Tieres schwarze Mähne und schwang sich auf.

Schaudernd, schnaubend und mit den Hinterhufen wieder und wieder stolpernd und ansetzend, bäumte sich der Hengst. Jeannes Körper bog sich einen Augenblick vor, dann fuhr er zurück, da das Pferd einen weiten Satz machte.

Der Herzog trat langsam aus dem Stalltor. Strohhalme hingen an seinem Wams. Er pflückte sie ab und blickte auf. Seine Hand fuhr nach seinem Munde, da er, starr vor Schreck, das Mädchen auf des Tieres Rücken sah, den schlanken Körper wild geschüttelt, nach vorne und rückwärts gestoßen von des Pferdes tollen Sprüngen. Mit drei Sätzen war der Hengst bis an die Burgmauer. Dann blieb er stehen, die Hinterhufe eng zusammengestellt, die Vorderfüße weit gespreizt, den Hals kurz abgebogen, den Kopf schief. Jeanne saß aufrecht. Sie hielt die Zügel in der Hand. Langsam ließ sie dem Tier Luft.

Sie sprach zum Hengste. Ihre Worte waren von ruhigem und gütigem Klang. Ihre sehnigen Beine lagen fest an des Tieres Leib, flach und reglos, als wären sie ein Teil des Pferdes. Nun zuckten ihre Fersen leise und ihre Hand ging mit den Zügeln vor. Der Hengst legte den Kopf zur Seite und begann in wiegendem Galopp den Hof zu umkreisen. Langsam lösten sich Jeannes harte Züge zu einem Lächeln und da das Tier nun ruhig ging und seine Hufe den Boden gleichmäßig schlugen, da flatterte ein helles Kinderlachen aus des Mädchens frohem, halboffenem Munde.

La Tremoille wandte sich zum Dauphin.

„Mein königlicher Herr," sagte er und trat nahe an ihn heran, „ich bitte Euch um Eurer Seele Heil, laßt dieses Mädchen prüfen vor einem gelahrten, geistlichen Gericht! In ihrem Tun mag Hexentrug liegen."

Jeanne hielt vor dem Dauphin und grüßte mit der Hand. Sie hatte die Rede des Kanzlers vernommen.

„Laßt mich prüfen, mein königlicher Herr", rief sie und ihre Worte kamen stockend und gestoßen von ihren Lippen, denn der Hengst zerrte ungeduldig am Zügel. „Laßt mich prüfen, doch um Gotteswillen bitte ich Euch: Geht damit eilig zu Werke. Ich habe kaum ein Jahr Zeit, das weiß ich wohl, und meine Arbeit ist groß."

„Und was soll nach dem Jahr mit Euch geschehen, Jungfräulein und Waffenbruder?" rief der Herzog von Alençon und trat an des Pferdes Haupt, den lachenden Blick zu dem Mädchen emporgerichtet.

Jeanne neigte ihr Antlitz. Ihre Brauen sanken über ihre hellen Augen. Es war, als sinne sie nach. Dann schüttelte sie traurig den Kopf.

„Das weiß ich nicht", sagte sie leise und voll Kummer.

„Was aber ist Euch von der Zukunft bekannt, Jeanne?" fragte rasch der Dauphin. Seine breiten, roten Lippen blieben geöffnet in Erwartung.

„Daß Ihr gekrönt werden sollt zu Reims", jubelte es aus Jeannes Mund.

Sechstes Buch.

1.

Im Hause des Generalanwaltes Rabuteau zu Poitiers klopfte es an die Saaltür. Jeanne öffnete.

„Seid Ihr ein Edelknecht oder die Jungfer Jeanne d'Arc aus Domremy?" fragte ein schlanker junger Mann, der im einfachen Tuchwamse dastand.

„Ich bin Jeanne d'Arc. Was wollt Ihr von mir?" erwiderte das Mädchen. Sie trat zurück in den Saal. Ihr Antlitz schien bleich und das unsichere Licht des Vorfrühlings, das in breiten Streifen durch die hohen Fenster fiel, spiegelte sich nicht froh in ihrem Blick.

„Ich will in Eurem Fähnlein kämpfen, wenn Ihr auszieht."

„Ich bin nach Poitiers gebracht worden, daß ich von hochgelahrten und hochwürdigen Herren geprüft werde. Noch ward kein Urteil gesprochen. Ich habe kein Fähnlein", antwortete Jeanne mit müder Stimme.

„Doch Ihr werdet eines erhalten und gen Orleans ziehen", beharrte der Junker. „Ihr wißt es selber. Ihr habt es verkündet und ich glaube Euch."

Jeanne trat mit einem raschen Schritt heran.

„Wie heißt Ihr?" fragte sie kurz.

„Gerard Tibault."

„Ihr glaubt mir und habt mich nie gesehen?"

Sie hob den Kopf. Langsam begann Röte durch ihre Wangen zu ziehen. Ihre Augen wurden klar.

„Gott wird unser Land retten", sagte Gerard ruhig. „Ich glaube es. Nicht um des Dauphin willen und nicht, um das Haus seiner Väter zu Ehre zu bringen. Aber ich bin von kleinem Adel, Jungfrau, und kenne des Volkes Not."

Jeanne lächelte.

„Um was wollt ihr kämpfen, wenn nicht um des Dauphin Krone?"

„Um den Frieden, Jungfer", sagte Tibault und blickte Jeanne einen Augenblick gerade ins Antlitz. Dann fragte er leise: „Tue ich nicht recht daran?"

„Ihr seid ein Herr von Adel, habt lesen und schreiben gelernt. Ich kann Euch nicht sagen, ob Ihr recht tut. Ich weiß den Willen Gottes, daß wir kämpfen und kenne sein Versprechen zu unserem Siege. Mehr kann ich nicht sagen. Doch auch mir wäre der Frieden schön. Vielleicht will Gott für ihn den Sieg; und um den wollen wir kämpfen."

„Bald ist der Frühling da, Jungfrau. Es muß bald etwas geschehen. Ich bitt' Euch, habt Eile und laßt mich dann mit Euch ziehen. Viele glauben an Euch. Ihr braucht nichts mehr zu beweisen. Eure Worte sind schön. Mir aber ist es, als würden Eure Taten schöner sein, drum laßt mich in Euer Fähnlein."

Jeanne stemmte eine Hand in ihre Hüfte und klopfte dem Manne auf die Schulter, daß es klatschte. „Ich brauche viele, wie Ihr seid. Für je zwei Herren der hohen königlichen Kammer wollt' ich einen Tibault haben und mehr vor Orleans beweisen als in Poitiers", rief sie lachend.

Der Junker richtete sich auf. Er stand gerade da, den Hut in der Linken, die Rechte an seinem Schwertgriff, den Blick reglos geradeaus gerichtet. Ihm war, als stehe er vor seinem Feldhauptmann.

„Ihr sollt mitkommen", sagte Jeanne. „Bleibt des Befehls gewärtig in Poitiers. Ich will Euch nicht suchen müssen, wenn es Zeit ist."

„Das sollt Ihr nicht", sagte Tibault, neigte sein Haupt kurz, wandte sich um und ging.

2.

Professor Aymeri trat in den Saal. Jeanne neigte sich tief vor dem alten Mann. Er nickte nur kurz und schritt auf seinen Platz zu. Neben ihm ging Pater Seguin, ein Karmeliter. Beide sprachen flüsternd miteinander und jeder schüttelte nach des andern Rede bedenklich und zweifelnd das Haupt. Oft blieben sie stehen. Da faßte stets der Mönch des Professors langen, scharlachroten Ärmel, und es war, als wolle er den alten Mann an seinem Kleide heranziehen zu seiner Meinung.

Jeanne stand in der Mitte des Saales. Sie blickte nach der Tür. Sie wußte, wer nun eintreten würde. Sie kannte den Gang jedes der Herren und jedes einzelnen Stimme, Sprechweise und jedes Gelehrten Frage. Da sie der langen Stunden gedachte, die sie vor diesem Gerichte verbracht hatte, befragt und antwortend, redend wie wider eine stumpfe, lastende Wand, ihre sehnigen Glieder umstrickt von den unsichtbaren Fäden des Zweifels, da ballten sich ihre Fäuste. Ruhelos und flatternd schlug ihr Herz, gedachte sie der Hungernden in Orleans, dieweil satte Stimmen kraftlos und geruhsam zu ihr sprachen.

Pater Seguin hatte sich in einen schweren Stuhl niedergelassen und fuhr mit gekrümmtem Finger über die Zeilen eines aufgeschlagenen Buches, aus dem er dem Professor leise vorlas. Der hielt stets nach wenigen Worten die Hand des Mönches fest und sprach unterbrechend auf ihn ein.

Professor Lombart öffnete die Tür. Aymeri stand auf und eilte ihm entgegen. Der alte Mann blieb auf der Schwelle stehen und ein harter, keifender Husten stieß seinen gebrechlichen Leib. Er strich mit zitternder Hand die langen Strähne weißen Haares aus der Stirne. Dann schüttelte er den Kopf.

„Ich bin zu alt zu solchen Gängen, collega optime!“ begann er mit kurzem Atem. „Ich sollte meine Stube nicht mehr verlassen.“

„Und doch, mein Hochgelahrt, habt Ihr so bewunderungswerte Kraft und lehrt noch immer Exegese Euren Schülern."

„Es tut mir bitter weh'", klagte mit hoher, unsicherer Stimme der Greis.

„Ich lobe und verehre Euren Opfermut, collega optime", fuhr Professor Aymeri lächelnd fort. „Ich würde um vierer Kleriker willen in Eurem Alter nicht auf die Kanzel steigen. Wäre mein Lehrsaal nicht stets so gefüllt, daß ich die Türe mit den Blicken nicht erreichen kann...."

Lombart hob rasch seine schmale, weiße Hand. Er drohte mit zitterndem Finger.

„Wenn das Wort des Herrn in Frankreich künftiger Tage falsch und voll von Irrtum gelehrt wird, collega optime, dann tragt Ihr die Schuld. Ihr seid zu milde bei den colloquiis. Die Jugend weiß es wohl. Drum habt Ihr auch stets den vollen Saal."

Aymeri wollte erwidern. Doch Professor Lombart wandte sich um und humpelte auf Jeanne zu.

„Und wie geht es der Jungfer?" fragte er. Das Mädchen neigte sich, um des Greises Hand zu küssen. Doch der versuchte sie zu hindern.

„Ihr sollt meine Hand nicht küssen, mein Kind. Ich habe Euch noch keine Wohltat erwiesen. Wenn ich Euch überzeugt habe, daß es für Eurer Seele Heil besser ist, heimzukehren zu Euren geliebten Eltern, als in die blutige Schlacht zu ziehen, dann, dann küßt meine Hand, dann sollt Ihr mir danken."

Der alte Mann humpelte, leise und eindringlich schwatzend, zu Pater Seguin.

Die Tür flog auf und eilend, hocherhobenen Hauptes, schritt Bischof Kirkmichel in den Saal. Er trat vor Jeanne hin und neigte sich tief. Mit einer kurzen Handbewegung grüßte er die versammelten Herren. Dann ging er schweigend zu seinem Stuhl und warf seine Haube auf den langen, schweren Tisch, der vor den Sitzen der Richter

stand. Es klang hell von Eisen. Jeanne blickte dankbar zum Bischof. Der lächelte und setzte sich nieder. Pater Seguin schüttelte mißbilligend sein Haupt.

Zwei Schreiber huschten herein und setzten sich an kleine Tische unter den Fenstern.

Pferdehufe schlugen den Boden. Das leise Knarren einer schweren Sänfte klang von der Straße herauf, die Richter eilten zu ihren Plätzen. Keiner sprach. Es war tiefe Stille im Saal. Die Tür ging auf, Tritte rauschten über die Steinstufen empor. Langsam schritt Renauld von Chartres, Erzbischof von Reims, herein. Er hob seine Hand und zog segnend das Zeichen des Kreuzes in die Luft. Die Richter verneigten sich. Jeanne beugte kurz das Knie.

Mit schweren, wiegenden Schritten trat der Erzbischof an seinen Sitz heran. Er ließ sich nieder und nickte. Die Richter setzten sich. Ein Rauschen von schweren Stoffen durchflüsterte den Raum.

Des Erzbischofs Hand spielte mit dem blinkenden Goldkreuz, das auf seine Brust niederhing. Seine Worte fielen kalt und hart aufklingend wie helle Steinchen in die Stille.

„Hochwürdige und hochgelahrte Richter! Ich, Erzbischof der Stadt und des bischöflichen Bezirkes Reims, bestellt zum Oberrichter mit dem Amte, Jungfer Jeanne d'Arc aus Domremy zu befragen und zu belehren, auf daß erkundet werde, ob sie anzusehen sei als eine, so von Gott gesandt ist, entbiete euch nunmehr zum siebenten Male zu handeln in dieser Sache zu Gottes Ehre und zur Erforschung der Wahrheit."

Er schwieg. Ein kurzes Lächeln ließ die geraden, ruhigen Züge seines Antlitzes in tausend kleine Falten zerknittern.

Mit halb geschlossenen Augen blinzelte Professor Lombart auf Jeanne.

„Nun sagt uns, Jungfer," hub er mit zitternder hoher Stimme an, „warum habt Ihr Eure geliebten Eltern verlassen und seid in die Fremde gezogen?"

Müde senkten sich des Mädchens Lider. Sie legte die Hände auf die Brust und ruhig, getragen von leisem Seufzen, klang ihre Rede. Sie berichtete von dem Wettlauf auf der Wiese mit ihrer Freundin Haubiette, sie erzählte von des Knaben Gebot, von dem leuchtenden, doch nimmer blendenden Licht, das sie gesehen hatte vor der Tür ihres Elternhauses. Und da sie redete, da ward ihr, als müsse sie kämpfen wider die Fragenden. Nun sprach sie laut und klar. Mit der heißen Kraft ihres Willens hob sie die schwere Last der Scham von ihrem Herzen, daß alles, was tief verborgen gelegen hatte in ihrer Brust, aufsteige, daß all ihr Erleben fließen und überströmen könne, daß es wegfege den Zweifel und das Zaudern, das aufgerichtet ward zwischen ihr und ihrer Arbeit.

Da hörte sie durch das Rauschen ihres Blutes, durch das Klingen ihrer Worte ein leises Flüstern. Sie riß die Augen auf. Kalt und fremd blickten sie ihre Richter an. Das Wort, das Jeannes Lippen entfliegen wollte, fiel schwer nieder. Heiße Scham schoß ihr ins Antlitz. Die Nacht des Schweigens umfing sie von neuem.

Zitternd und hohl erklang Professor Lombarts Stimme.

„Ihr habt nicht geendet, Jungfrau!"

„Nein!" sagte Jeanne.

„So fahret fort."

„Ihr wißt, daß ich nicht geendet habe, so gut kennt Ihr meine Geschichte. Was soll ich sie nochmals erzählen."

„Ihr hörtet Stimmen", sagte Pater Seguin breit und mit schwerer Zunge, wie die Redeweise ist der Leute aus Limousine. „Ihr hörtet Stimmen. Doch sagt, in welcher Sprache redeten die Geister zu Euch?"

„Ich bin aus Domremy. Ich kann nur die Sprache Frankreichs verstehen."

„Und die Heiligen sollten französisch sprechen?" fragte Seguin erstaunt.

„Ein besseres Französisch denn Ihr, Hochwürden."

Bischof Kirkmichel pfiff kurz und ließ den Federkiel gegen seine Haube schnellen. Das Eisen klang.

Pater Seguin starrte Jeanne zornig ins Antlitz. Wie beschwörend klang seine Frage: „Glaubt Ihr an Gott?"

„Fester denn Ihr glaubt", flog es von Jeannes Lippen hart wie ein Bolzenschuß.

„Wenn Ihr dies sagt, Jungfer . . .", rief drohend der Karmeliter.

„So spreche ich wahr!" fiel Jeanne ein. „Unser Pfarrer in Domremy hat uns gepredigt, daß in der Bibel steht: ‚Ihr hört wohl des Windes Säuseln, doch ihr wißt nicht, woher er kommt und wohin er geht.' Ihr wollt es aber wissen, hochwürdiger Herr. Mir aber ist es verboten, Euch alles zu verkünden. Ich will nicht durch Ungehorsam sündigen, damit Ihr daran erkennet, daß ich bis zur Stunde gehorsam gewesen."

„So seid Ihr denn im Stande der Gnade?" fragte Professor Aymeri singend.

„Wenn ich es nicht bin, gebe Gott, daß ich es werde. Doch bin ich in des Herrn Gnade, dann bete ich, daß ich darin verbleibe."

Die Tür wurde aufgerissen, daß sie laut hallend wider die Wand schmetterte. Der Herzog von Alençon kam trotzig hereingeschritten.

„Ihr verstattet, hochgelahrte Herren!" rief er laut. Der Erzbischof erhob sich. Doch der Herzog wartete auf keine Antwort. Er eilte auf Jeanne zu, erfaßte ihre Hand und schüttelte sie.

„Ihr habt einen langwierigen Kampf zu bestehen, Jungfer", sagte er und blickte kurz und verächtlich über die Richter hin. „Wir sind Waffenbrüder. So denk' ich, daß ich Euch beistehen soll."

„Ich bedarf keiner Hilfe denn des Beistandes meines Herrn", erwiderte das Mädchen.

Der Herzog war mit drei langen Schritten zum Kamin getreten. Er lehnte sich mit breit gespreizten Beinen wider das aufragende Steingesimse.

„Fahret fort, Ihr Herren!" rief er.

Der Erzbischof von Reims war stehen geblieben. Seine Brauen zuckten kurz auf.

„Ehe ein Laie und ein der Sache Fremder diesen Saal betrat, Jungfer Jeanne d'Arc . . .", begann er mit harter, klarer Stimme.

„Ich bin dieser Sache nicht fremd. Ihr habt nicht um Euretwillen zu urteilen. Die Sache ist meines Landes. Ich trage ein französisch Wappen", rief der Herzog laut.

„Ehe dieser prinzliche Laie diesen Saal betrat," begann der Erzbischof von neuem, und es klang, als hätten seine Worte Schneide bekommen, gewetzt an dem Widerstand des Herzogs, „ehe dieser wappentragende Laie diesen Saal betrat, spracht Ihr von Gottes Gnade. Wir alle hoffen, sie durch unser Tun zu erlangen, doch im Stande gratiae können wir wohl selig werden, aber wir sind drum noch nicht heilig."

„Ihr sagt, ich müßte eine Heilige sein, nicht ich," erwiderte Jeanne ruhig, „ich habe nur den Befehl der Heiligen vernommen. Es ist Gottes Wille, was ich vollbringen soll."

„Gott will nicht, daß wir Euch ohne Beweise glauben", sagte Professor Aymeri. „Wäre es Euch genehm und wollt Ihr Entscheidung, dann nennt uns den rechten Ort und die rechte Zeit und wir wollen erscheinen, auf daß Ihr auch vor uns, den eingesetzten Räten, ein Wunder tut."

Jeannes Glieder strafften sich.

„Vor Orleans will ich mein Wunder tun. Gebt mir Mannen, wenige Reiter und Bogenschützen, und zieht mit mir zur belagerten Stadt. Dies Wunder soll ich vollbringen, zu keinem früheren habe ich Kraft."

„Und wir sollen ohne Beweis Eurer Sendung Mannen, Leben und Gut Eurem Willen anvertrauen", rief bebend der greise Professor Lombart.

„Es ist Gottes Wille so", sagte Jeanne kurz.

Da stach Pater Seguin mit spitzem Zeigefinger in die Luft, als wolle er jedes Wort dem Mädchen in die Brust bohren.

„Wenn Gott die Feinde vertreiben will, bedarf er nicht der Mannen noch der Führer. Er ist der Herr der Scharen."

Der niedere Schemel, der hinter Jeanne stand, fiel mit lautem Schlag um, da sie mit einem weiten Schritt knapp vor die Richter hintrat, und wie ein heller, siegesfroher Posaunenstoß klang es von ihren Lippen: „Unsere Mannen werden kämpfen und Gott wird ihnen den Sieg verleihen. Das ist genug."

Ihre Rechte fuhr auf den Tisch nieder, daß die Tintenfässer klapperten.

Dem hellen Schlage ihrer Hand dröhnte ein zweiter nach. Hochaufgerichtet stand Bischof Kirkmichel da und donnerte mit der Faust wider die Eichenplatte.

„So ist es, Jungfer!" rief er. „Ihr seid die Rechte! Wir bedürfen keiner andern Beweise denn dieses Mutes!"

„Ihr habt einen Beweis, Erzbischof von Reims," klang es da vom jungen Herzog, „Ihr wißt um der Jungfer Reden an unsern königlichen Herrn. Was gebt Ihr nicht Zeugnis!"

Renauld von Chartres war aufgesprungen. Wie eine aufzuckende Flamme stand er da in seinem leuchtenden, roten Gewand.

„Herzog von Alençon, Ihr seid nicht vorgerufen."

Langsam und drohend richtete sich des Jünglings Rede empor.

„Ich war in burgundischer Haft und sprach mit vielen von euch, Herr Erzbischof. Über manches ward mir Kunde."

Es war, als flackere die rote Flamme unsicher, da Renauld von Chartre auf die erste Stufe herabtrat.

„Ich achte Eure Rechte, mein Prinz, achtet die meinen!" sagte er hart.

„Es ist mein Recht als Feldhauptmann, dieses Mädchen zu prüfen. Ich habe sie geprüft. Ich gehe mit ihr, wohin sie mich führt. Prüft ihr eure Kleriker. Ich will Euch nicht belehren, was Inkubus und Sukkubus sein mag, doch das weiß ich wohl: Diese da ist würdig des Amtes, das sie sich

erwählt, auch ohne mehr des himmlischen Beistandes, als jedem ritterlichen Krieger zuteil wird."

Der Herzog faßte Jeannes kalte Hand und trat mit ihr unter des Erzbischofs Blick. Der hing nun vorgebeugt über beiden wie eine blutschwere Wolke.

„Sie hat sich unserem Gerichte unterworfen. Uns steht es zu, sie ziehen zu lassen oder sie an den Hexenpfahl zu binden", rief er nieder.

„Das wagt noch einmal zu sprechen", brüllte der Herzog und riß an seinem Dolchband. Da faßte Bischof Kirkmichel eisenstark des Prinzen Rechte:

„Ihr seid rasend", zischte er.

Die Richter waren aufgesprungen. Angstvoll und laut klagte Lombarts Stimme. Professor Aymeri hatte sein Tintenfaß umgestoßen und rief und fuhr mit den Händen wild umher. Pater Seguin wollte ihn beiseite schieben, um hinter dem Tisch hervorzukommen. Er stieß um sich, taumelte und redete ohn' Unterlaß. Worte, Hände und Lärmen zuckten wild durch den Saal, verschlangen sich und ein Knäuel von Lauten ballte sich wirr zusammen.

Der Herzog schüttelte Kirkmichels Griff ab. Doch da er auf den Erzbischof zustürzen wollte, blieb er plötzlich reglos stehen. Vor der untersten Stufe, die zum Richterstuhl führte, lag Jeanne d'Arc auf den Knien. Sie breitete ihre Arme weit aus und wie ein tieftrauriger Gesang tönte ihre Rede:

„Ich habe mich unterworfen meiner Arbeit, dem Gerichte und allem, was da kommen muß nach Gottes Willen!"

Der Lärm zerstob an den hellen Strahlen ihrer Stimme, wie ein dunkler, wirrer Nebel im Sonnenlicht zerfließt.

„Was, was soll noch kommen?" fragte mit gepreßtem Atem der Herzog.

Jeanne hob ihre Hände gegen des Erzbischofs Gestalt wie ein Kind, das angstvoll einen Schlag abwehrt. Klagend kam es von ihren Lippen: „Ich weiß es nicht!"

„Der große Sieg!" rief Bischof Kirkmichel.

„Der große Sieg", flüsterte das Mädchen zögernd.

Dann sank sie auf die Stufen nieder und Schluchzen ließ ihre schmalen Schultern wild zucken.

Renauld von Chartres blickte schweigend auf die Weinende nieder. Sein faltenreiches, stumpfes Lächeln zerknitterte sein Antlitz.

„Können wir ein Urteil sprechen, Ihr Herren und Hochgelahrt?" fragte er nun ruhig.

Die Richter blickten ängstlich auf den Herzog von Alençon. Professor Lombart nickte rasch und erschreckt mit dem Kopfe. Die anderen blieben reglos und stumm.

„Wer schweigt, stimmt zu", sagte der Erzbischof. „So wollen wir denn verkünden, daß wir nichts erfahren konnten, so übler Wille oder teuflisches Spiel genannt werden müsse im Tun der Jungfer Jeanne d'Arc aus Domremy. Unser erlauchter König möge selber prüfen, ehe er entscheidet, was seines Willens ist. Schweigen ward mir auferlegt von unserem königlichen Herrn ob eines Zeichens, das die Jungfrau ihm gegeben. Und geschwiegen habe ich getreulich, nicht aus bösem Willen, sondern in Gehorsam. Denn der König ist Lehnsmann Gottes."

Der Erzbischof hielt inne und blickte, da er dies sprach, lange auf den Herzog. Langsam senkte der den Blick.

„Der König, unser erlauchter Herr," begann der Erzbischof von neuem, „möge prüfen und wägen. Er gedenke Gideons und seines Vließes. Wir haben unseres Amtes gewaltet."

Mit schweren Schritten trat er von seinem erhöhten Sessel nieder. Jeanne hatte sich aufgerichtet, doch noch immer pochte Schluchzen wild wider ihre Brust. Sie lag auf den Knien.

„Gott führe Euch den rechten Weg, Jeanne d'Arc", sagte der Erzbischof, da er an ihr vorüberschritt. Nach rechts und links grüßend, mit zwei Fingern das Kreuzzeichen über die sich Verneigenden ziehend, schritt er zur Türe. Als er an den Tischen der Schreiber vorüberkam, blieb er stehen.

„Habt Ihr alles aufgezeichnet, was heute gesprochen ward?" fragte er laut.

Erschreckt blickte der jüngere Priester auf. Dann schüttelte er rasch den Kopf.

„So ist das Buch über die Befragung der Jungfer Jeanne d'Arc unvollständig und ohne Wert", sagte der Erzbischof, nahm mit einem Griffe die Pergamentblätter vom Tische und ließ sie in die Glut des Kamines fallen.

Jeanne blieb knieend vor dem leeren Stuhle. Der Herzog lehnte schweigend am Kamine. Der Saal war nun leer. Das Getrappel von Pferdehufen, das Knarren der schweren Sänfte verklang. Im Flur des Hauses wurde es still. Da kehrte Bischof Kirkmichel von Orleans, gefolgt von seinem Schreiber Verselle, noch einmal zurück und trat in den Saal. Er schritt auf den Herzog zu und reichte ihm die Hand.

„Ihr war't wie rasend", sagte er leise.

Der Herzog zuckte die Achseln.

„Was soll nun geschehen?" fragte der Bischof leise vor sich hin. Da klang Jeanne d'Arcs Stimme hell durch die Stille. „Herr Schreiber, ich bitt' Euch, nehmt einen Kiel, ein Blatt und schaffet Schreibsaft."

Gehorsam suchte Verselle nach einer ungeknickten Feder. Er fand keine. Da schritt Bischof Kirkmichel zu des Erzbischofs Stuhl. Ein schweres, dunkles Pult stand daneben. Tintenfaß, Kiele und Pergamente lagen unberührt darauf. Er winkte dem Schreiber. Verselle zauderte.

„Das sind die materialia des Herrn Erzbischof", flüsterte der ehrfürchtig.

„Nehmt nur", lachte Kirkmichel.

Verselle stellte sich zum Pulte. Jeanne trat neben ihn und durch die Dämmerung schienen ihre Worte zu leuchten. „Jesus und Maria! Feldherren der Engelländer vor des Dauphin guten Stadt Orleans! Jeanne d'Arc entbietet euch Gruß und Gottes Segen, so ihr abziehet von dem Platze und des Dauphin Land verlasset. So ihr aber verweilet, wird sie kommen und euch vertreiben mit dem Schwerte. Sparet das Blut eurer Mannen, denn ihr weicht nicht mir, sondern dem Willen Gottes."

Der Kiel kreischte leise über das Pergament. Nun war es still. Jeanne faßte nach der Feder. Sie knackte in ihrem harten Griff.

„Ich kann nicht schreiben," gestand das Mädchen leise, „führt meine Hand." Verselle gehorchte. Seltsam steil, eckig, zitternd und doch hart und schwarz starrte der Name „Jeanne" auf dem hellen Pergament.

Im Kamin rollten sich die weißen Bogen des Prüfungsberichtes zusammen, wie in Qual und Verzweiflung sich windend, da blaue Flämmchen um sie emporzüngelten. Seufzend zerfielen die letzten Blätter der Befragung von Poitiers zu grauem Aschenstaub.

Es war dunkel im Saale. Die schweren Stühle an der Wand ragten schwarz und drohend. Nur das Pult, auf dem Jeanne geschrieben hatte, wurde milde überstrahlt vom reinen, stillen Lichte des Mondes.

3.

In der Werkstatt des Plättners Heubes Poulnoir zu Tours klangen Hammer und Eisen, atmete der Blasebalg und rauschten die aufgescheuchten Flammen des Schmiedefeuers. Es war wie der leise Widerhall künftiger Schlachten. Es dröhnte im Schlage wie Kampf, die schwere Mühe drängender, stürmender Mannen keuchte in den Bälgen und froh wie Siegesrufe zuckten die Flammenzungen auf. Jeanne stand schweigend neben dem Meister und blickte nieder zur glühenden Eisenplatte, auf die schwere Schläge fielen. Die braune, haarige Hand des Meisters hielt das rote Eisen mit der dunklen Zange nieder, blitzend hob sich der Hammer, dröhnend fuhr er herab und immer matter ward die Glut, immer weniger Funken sprühten, immer klarer ward des Panzers Form zu sehen und heller und reiner läutete Schlag auf Schlag durch die dämmerige Werkstatt.

Nun waren Brustplatte und Rückenstück schon roh geschmiedet. Dunkel und rauh lagen sie am Boden. Mit wogender Brust und schweißglänzendem Antlitz stand Meister Poulnoir, die arbeitsschweren Hände auf seines Hammers Stiel gefaltet.

Jeanne faßte nach der Brustkachel. Furchen des Willens schnitten tief in ihre Züge, da sie das Eisen aufhob.

„Es ist schwer", sagte sie leise.

„Aber fest, Jungfer. Die Stadt Tours kennt keinen, der also gut schmiedet wie ich. Ich lasse kein Stück aus dem Hause, ehe Kehlung und Lappen sitzen, ehe jeder Bogen geglättet ist. Das macht die Waffe so leicht, als sie nur sein darf. Wer ein Stück von Meister Poulnoir trägt, den drückt kein Lot zu viel." Der Plätter legte den Hammer klingend auf den Amboß.

„Wollt Ihr sehen, ob Euch nichts scheuert, Jungfräulein?" fragte er. „Bluten soll man von der Feinde Hand, aber nicht von der eigenen Wehr."

Er winkte seinen beiden Gesellen. Während sie Riemen suchten, fuhr der Meister mit seinem Ärmel über den Panzer.

„Sind schon viele Herren aus diesem Hause hinaus gezogen klingenden Schrittes, und jedem habe ich ein Segenssprüchlein hergesagt. Und viele sind wieder zu mir gekommen. Zwischen Pfeil und Pfeil ist immer Luft genug, daß einer stehen kann, Jungfer. Ihr braucht nicht allzu traurig sein."

„Ich habe keine Furcht, Meister."

Wieder griff Jeanne nach der Platte, die am Boden lag.

„Ich kann sie kaum heben", flüsterte sie und ließ keuchend das Stück zu Boden sinken.

Meister Poulnoir griff prüfend nach dem Harnisch.

„Fräulein, er ist nicht zu schwer geraten, leichter darf die Brustkachel nicht sein. Ihr müßt sie also tragen."

„Dann werde ich sie tragen können", sagte Jeanne.

Die beiden Gesellen traten heran.

„Helft die Stücke versuchen", gebot der Meister.

Die jungen Burschen blieben furchtsam stehen.

„Rasch!" sagte Jeanne.

Da faßten die beiden die Platten. Einer trat vor das Mädchen hin, der andere hielt den Rückenteil gegen ihren Körper.

„Nun legt zusammen", befahl Poulnoir.

Der Geselle, der den Brustharnisch hielt, lächelte verlegen. Er legte die Platte einen Augenblick nahe an Jeannes Leib, dann ließ er sie sinken und kicherte. „Ich kann doch dem Fräulein nicht an die Brust fassen", sagte er und wischte seine harte, schmutzige Hand in seine Schürze.

„Und dann, Meister," flüsterte der andere, „die Dame wird den Harnisch nicht tragen können. Sie sollte in Kettenwerk gehen, Platten sind zu schwer."

„Wenn sie recht gemacht sind, sind sie leicht, und wenn sie recht getragen werden", rief Poulnoir.

Er griff nach dem Stück und legte es über des Mädchens schmale Brust. Mit kurzem Griff faßte er über ihre Schulter und mit leisem, hellem Klang schloß sich die Wehr über dem schlanken Leib.

Auf Jeannes Nacken lag nun die schwere Last. Ihre Knie zitterten, sie stolperte nach rückwärts. Der eine Geselle sprang mit warnendem Ruf herzu, das Mädchen zu stützen. Doch langsam richtete sich Jeanne auf. Es war, als recke sich ihr Leib in die drückende Bürde des Panzers hinein. Nun stand sie gerade da.

Nur leise wandte sie ihren Kopf.

„Ist das recht getragen, Meister?" fragte sie. Ihre Stimme klang dumpf unter dem Eisen vor. Sie tat einen Schritt. Wie ein ferner Glockenschlag tönte es, da Jeanne d'Arc, zum erstenmal von Waffenlast beschwert, den Fuß niedersetzte.

„Ist das recht getragen, Meister?" fragte das Mädchen noch einmal. Nun klang ihre Stimme froh und ihre schmale, weiße Hand griff fest in des Meisters harte, breite Rechte.

„Ihr habt schon einmal einen Panzer auf den Schultern gehabt, Jungfer!“ lachte der Schmied. „Ich kenn' es an der Weise, wie Ihr Euch hineinstellt.“

„Es ist mein erster Harnisch“, sagte Jeanne. Ihre Stimme zuckte auf von mädchenhaftem Stolz. „Ich glaube, die ganze Plattenwehr wird schön sein.“ Und sie schlug froh in die Hände. Um ihren Leib rasselte das Eisen.

„Blitzend weiß, schlank und glatt soll sie werden, wie gestocktes Quellwasser!“ rief Poulnoir.

„Meister,“ fragte nun das Mädchen leise und bekümmert, „werde ich nicht zu schmächtig aussehen im Erz?“

„Aber Jungfer, ich kenne doch Euer Maß! Ich will schon machen, daß Ihr ausseht, wie der adeligste Edelknecht. Wenn Ihr aus meiner Werkstatt tretet in weißer Wehr, dann sollen die Leute stehen bleiben und fragen, welcher königliche Prinz wieder einmal beim Meister Poulnoir sich hat wappnen lassen. Wir setzen eine siebenfach gelappte Halsberge an, die tief und spitz aufliegt. Das macht immer breit und ist leichtes Tragen. Und eine sehr hochstehende Salade geben wir auf den Helm, das macht recht groß.“

Jeanne lachte wieder froh.

„Und wenn Euch auch ein Jugendgespiel sähe,“ rief der Meister „er dürfte Euch nicht erkennen.“

„Ein Jugendgespiel! .... Die wird mich nicht sehen“, seufzte Jeanne leise und schüttelte den Kopf. „Wo mag Hauviette jetzt sein?“

„Für Euren eigenen Bruder müßte sie Euch halten“, rief der Meister laut.

Jeanne wandte sich um und schritt langsam zum Schmiedefeuer. Die Flammen waren erstorben, leise flüsternd sanken die seltsam geformten Bergchen glimmenden Holzes zusammen. Es war, als blickte Jeanne auf eine kleine, rotglühende Welt. Gebirge und Täler waren da, Häuser und Gassen, alles lag vor ihren Blicken, vom Zufall geschaffen für einen Augenblick. Und wie die Häufchen

zerfielen, verwandelte sich das Bild; was Berg war, ward wie ein Anger in einem dunklen Wald. Dann erlosch die letzte Glut seufzend.

Jeanne gedachte der Märchen, die sie auf der Weide erzählt hatte und der Spiele und des goldenen Haares der kleinen Haubiette. Sie erinnerte sich der großen blauen Augen, die fragend auf ihren Lippen geruht und sorgenvoll und stumm gebettelt hatten, daß der Ritter Gawan den Versuchungen widerstehen solle und daß Herr Erek Frau Eniten verzeihe und daß Aucassin, der junge Held, Nicolette finde, das goldblonde Kind; denn Nicolette war zum Liebling erkoren von der kleinen Haubiette, weil Jeanne immer gesagt hatte, ihre kleine Freundin sei ihr ähnlich.

Aus der Plättnerwerkstatt waren die Gesellen fortgegangen. Der Meister saß nun bei einer Talglampe und gleichmäßig klang der helle Schlag des leichten Treibehammers. Er wollte die Brustplatte noch heute glätten und glänzen. Jeanne war es, als werde sie von Haubiette wieder sorgend und bittend angeblickt. Es war ihr wie im Traume. Sie sah auf.

Jenseits der Esse stand ein blondes Mädchen. Neugierde, Sorge und Freude schauten zu Jeanne herüber. Das Mädchen beugte ihren Kopf tief, und die Glut, die ihre Wangen durchbebte, mengte sich mit dem Widerschein der ersterbenden Flammen.

„Seid Ihr die wunderbare Jungfrau aus Dömremy?" fragte sie.

„Ich heiße Jeanne d'Arc."

„Ich bin Heliote Poulnoir. Verzeiht, daß ich hereinkam. Ich wollte Euch sehen."

„Ich bin des froh, daß Ihr gekommen seid."

„Ihr tut mir Ehre an", flüsterte Heliote und schlug die Augen nieder.

„Ich möcht' Euch danken, daß Ihr kamt."

„Ihr werdet meiner kaum bedürfen", seufzte des Plätt-

ners Tochter, und ein trauriges Lächeln zuckte um ihren Mund.

„Ich sehnte mich nach meinem Dorf," sagte Jeanne ganz leise, „und nach Haubiette!" fügte sie hinzu.

Sie senkte den Kopf. Zwei große Tränen lösten sich von ihren Augen und huschten über ihre Wangen.

Heliote ging langsam und ängstlich auf Jeanne zu.

„Ihr seid doch zu Chinon beim König gewesen?" fragte sie verwundert.

„Ja!"

„Und Ihr sehnt Euch nach Eurem Dorfe? Ihr seid doch eine große, bewunderte Frau worden."

„Ich war beim König und bat ihn um Arbeit, weil ich darum geschickt wurde."

„Aber Euer Werk ist Euch doch Freude?" fragte Heliote. In ihren Augen sah Jeanne den Blick, mit dem Haubiette um Märchen gebettelt hatte.

„Aber ich sehne mich auch nach dem Tage, da meine Arbeit zu Ende sein wird. Wenn es mir nur erlaubt wäre, heimzukehren zu meinen Eltern, meiner Herde und dann . . ." Jeanne hielt einen Augenblick inne. „Wißt Ihr, ich habe geholfen, da meine Patin in Kindesnöten war und habe das Kleine gepflegt. Ich möchte dann, wenn alles vorüber ist, sehr glücklich werden. Darum bete ich."

„Ihr habt doch Künftiges vorausgesagt? Ihr wißt doch, was geschehen wird? Ihr braucht doch nicht beten."

„Mir wird kundgetan, was ich wissen muß zu meiner Arbeit. Die Heiligen geben mir Befehle für weite, weite Zeit. Wenn ich die gut erfüllt habe, dann bin ich wie Ihr. Dann möchte ich auch — wenn ich immer gehorsam war — so still und glücklich leben können, wie Ihr es könnt, oder wie ich lebte, ehe ich zur Arbeit kam."

Heliote schüttelte leise den Kopf und ein sorgenschweres, mattes Lächeln lief über ihre blassen Züge. Der Falten Weg war schon lange gebahnt.

„Ich bin nicht glücklich. Ihr solltet glücklicher sein denn ich. Ihr werdet glücklicher sein, Ihr verdient es."

„Das steht bei Gott. Doch was quält Euch?"

Heliote blickte rasch und angstvoll zu Meister Poulnoir hinüber, der, ohne aufzuschauen, an Jeannes Brustpanzer hämmerte. „Mein Vater ist seit manchem Jahr der beste Plättner der Stadt, aber sein Geld kommt und geht ohn' Unterlaß. Er arbeitet stets edles Rüstzeug, auch so einer nur wenig bezahlen will. Er lebt seiner Freude. Wir haben ein Haus und was darein steht, ist schön, doch nicht ein Tourainer Taler bleibt in der Truhe. Und Martin ist arm und den Schreibern wird wenig gegeben. Wir sind einander versprochen. Gott weiß, wann wir uns ehelichen."

„So tut denn Ihr Arbeit", sagte Jeanne hart. „Muß die Hand weich sein und weiß wie Schnee, daß Euer Bräutigam den Ring darauf tun mag?"

„Ich sticke Wappen auf die Waffenröcke der Herren und auch Kirchengewänder. Aber die Zeit geht hin. Meiner Augen Lider sind rot worden und mir ist, als sei die Nadel in meine Brust gefallen. Mein Atem stickt mit mir so manchesmal Stich um Stich." Heliote legte die Hand aufs Herz und schloß die Augen. „Wir werden alt sein, bis das Glück zu uns kommt und die Sorge wird eingewöhnt sein und nicht mehr fort wollen aus unseren Herzen. Wir beide, Martin und ich, sind matt und ...." Das Mädchen schwieg. Dunkle Röte überwallte ihre bleichen Wangen.

„Sprecht nur, Jungfer", flüsterte Jeanne. „Mir könnt Ihr Euren Kummer sagen. Es ist, glaube ich, die Arbeit aller Menschen, die Sorgen aufzulesen, die am Wege liegen."

Heliote schüttelte den Kopf. Sie wandte sich, um zu gehen. Doch Jeanne faßte rasch ihre Hand.

„Bleibt", sagte sie. „Bleibt! Ich bitt' Euch drum. Ihr wollt in Eure Kammer gehen und weinen." Und sie fügte lächelnd hinzu: „Werden dann Eure Lider nicht noch röter werden?"

„Es gibt Dinge, die ich Euch nicht künden darf. Ihr würdet Euch von mir wenden, Jungfer", hauchte des Plättners Tochter rasch. Sie suchte ihre Hand aus Jeannes Griff zu befreien. Die aber ließ sie nicht fort. Da hob das Mädchen ihre Augen zu Jeanne und seltsam heiß zuckte es durch den Schleier der Sorge, die über ihrem Blicke lag. Ihre Stimme ward rauh.

„Das Warten ist so schwer. Unsere Lippen sagen ‚Nein' und in uns beiden bebt ein wildes ‚Ja'. Wir haben uns so lieb."

Heliote schlug die Hände vor das Gesicht und lief aus der Werkstatt.

Hell und klar tönten die kurzen Hammerschläge von Meister Poulnoirs Tisch.

„So weiß und rein wie Euer Brustharnisch wird, sah ich noch wenige", rief er zu Jeanne hinüber.

„Ich werde morgen später zu Euch kommen", sagte das Mädchen und schritt zur Tür.

„Wenn Ihr sehr gewichtige Dinge zu verrichten habt, seid Ihr entschuldigt", rief ihr scherzend der Meister nach.

„Es ist gewichtige Arbeit. Sie muß gelingen."

Jeanne trat hinaus in den warmen, dämmerigen Abend. Ein Streifen gelben Lichtes fiel breit auf die Straße. Er floß aus Heliotens Kammer. Ein hagerer Mann im dunklen Gewande der Stadtschreiber kam die Gasse entlang. Im Gärtchen des Plättnermeisters Poulnoir setzte ein Frühvogel schüchtern zu singen an.

4.

Am nächsten Morgen begab sich Jeanne d'Arc zum Bürgermeister der Stadt Tours. Lange hielt sie Zwiesprache mit dem alten Manne. Er kündete ihr, wie schwer die Steuern des Krieges auf der Stadtobrigkeit lasteten und wie viel Arme im Siechenhause wären. Er sprach viel

von der Sorge, die Väter für ihre Kinder haben sollten, und von dem blinden Ehrgeiz und Eifer der Handwerker in Tours. Er nahm einen Stift zur Hand und schrieb vieles auf, was Jeanne nicht verstand und machte einen harten Strich unter all dem Geschriebenen. Dann blickte er zu dem Mädchen auf und fragte, ob er nicht recht habe, zu sagen, daß Meister Poulnoir allein durch die Anschaffungen der Stadt in den Stand gesetzt sein könnte, die vergangenen zehn Kriegsjahre hindurch für seine Tochter Heliote an barem Gelde zweitausend unbeschnittener Tourainer Taler in seine Truhe zu legen. Und der alte Herr Bürgermeister erhob sich und ging erregt in seiner Stube auf und nieder. Durch die großen, runden Gläser seiner Brille leuchteten seine Augen im Stolze des besonnenen Mannes. Dann sprach er wieder von den Bettlern und Krüppeln der Gemeinde und den wahrhaft Armen.

„Doch Ihr müßt mir helfen, Herr Bürgermeister", sagte Jeanne ruhig.

Der alte Mann zuckte die Achseln.

„Ich allein habe nicht zu sprechen, es ist der Rat der Stadt, der Euch helfen könnte, Jungfer."

„Wenn Ihr sprecht, dann ist alles wohl und in rechter Bahn, das weiß ich."

„Ihr täuscht Euch", seufzte kopfschüttelnd der Bürgermeister.

„Wenn Ihr so viel Vertrauen zu mir habt, daß Ihr aus der Stadttruhe meine Waffen zahlen lasset und die meines Gefolges, warum denkt Ihr so leicht mit einem Worte mich abzuweisen? Ich weiß, daß Ihr die Macht habt, meiner Freundin Heliote zu helfen."

Der Bürgermeister blieb einen Augenblick stehen.

„Wenn Ihr so wenig des Geldes habt, was schafft Ihr mir und den Meinen die Waffen?" beharrte das Mädchen.

„Da geschieht ein würdig Werk an einer Würdigen", rief der Bürgermeister und hob beschwörend seine Hand.

„Ihr nennt meinen Weg gen Orleans würdig, weil ich kommen soll, zu retten. Ihr glaubt, daß Gott mir helfen

wird, weil es sein Wille ist, euch allen beizustehen. Doch den Weg, den ich zu Euch mache, um Heliotens Glück zu retten, den wollt Ihr vergebens sein lassen?"

„Wie könnt Ihr also Großes in gleicher Stunde mit so Kleinem nennen", sagte der Bürgermeister und schüttelte erstaunt sein Haupt.

„Laßt den, der weit über die Erde blickt, entscheiden, was groß und was klein ist. Arbeit ist zu tun allüberall und manch Großes kann geschehen um kleiner Menschen willen und zu geringer Leute Leid. Ich kann's beschwören, Herr Bürgermeister: Da wir alle mit Hausrat und Vieh fliehen mußten aus unsrem Dorf nach Neufchateau, das war ein gar gewichtig Ding für Domremy."

„Wann geschah dies?" fragte der Bürgermeister voll Neugierde.

„Es war uns allen ein schweres Tun," entgegnete Jeanne, „und dennoch wißt Ihr nicht, wann es geschah und brauchet es nicht wissen." Ihre harte Stimme ward mit einem Male wie umsponnen von milden Fäden ziehender Frühlingsnebel und sie erzählte dem würdigen, alten Bürgermeister der Stadt Tours von der Nacht der Flucht, von ihrem Leben in Neufchateau, von Domremy, ihrem Vater und dem alten Bauern, der sie gejagt hatte aus dem Obstgarten, da sie noch ein kleines Mädchen gewesen war. Und der Bürgermeister lauschte ihrer Rede und da sie innehielt, legte der alte Mann seine faltige, zitternde Hand auf Jeannes Schulter und drückte sie leicht in einen Stuhl und sagte gütig zu ihr, für die er Waffen schmieden ließ zum Kampfe: „Sprich nur weiter, mein Kind."

Jeanne berichtete von den Spielen auf der Wiese am Rande des Waldes Chesnu und von Hauviette und ihren kindlichen Reden und ihren Träumen und von dem Glücke, das duftend aufblüht zwischen zweien, so sich lieben. Und sie sprach von ihrer Patin Lassois und deren Kinde, doch da schwieg sie mit einem Male.

Die Türe tat sich auf und die Frau des Bürgermeisters

trat in die Stube und brachte auf einer silbernen Schüssel zwei gebratene Äpfel, die süß dufteten, und ein Glas voll des goldenen Weines der Touraine. Die alte Frau nickte dem Mädchen zu und fragte leise und ängstlich, ob sie zufrieden sei mit der Arbeit des Waffenschmiedes, und da sie die kurzen Worte sagte, da ward sie verwirrt, vor Jeanne zu sprechen und ihre Rede fand nicht recht ihr Ende. So tat die alte Frau, als müsse sie husten.

Der Bürgermeister aber saß still und es war, als lausche er noch den Erzählungen Jeannes. Da er aufblickte, gewahrte er sein Weib und trat zu ihr hin und küßte ihre Wange, denn er gedachte längst vergangener Tage.

Da senkte die alte Frau ihren Blick und Röte stieg in ihrem runzeligen Antlitz auf bis zum Silber ihrer Haare.

„Aber Mann!" sagte sie erstaunt und beschämt. „Aber Mann!" Mehr konnte sie nicht sprechen. Und so wandte sie sich um und ging rasch von dannen. Ihr Kleid rauschte und die Schlüssel an ihrem Gürtel erklangen.

„Ich will sprechen im Rate, daß den beiden zur Ehe geholfen werde", sagte der Bürgermeister. Dann blickte er nach der Tür und lächelte seiner Frau nach.

„Nicht in jeder Stunde ihres Lebens werden Euch die beiden Dank wissen für Eure Hilfe", meinte er dann und stand auf. Warnend fügte er hinzu: „Und es muß nicht zu ihrem Glücke sein, was Ihr erbittet. Viel der Liebe wird manchesmal vergessen in der Ehe."

„Doch es kann Glück bringen", sagte Jeanne.

5.

Der Himmel war von hellem Blau an diesem Tage. Ein warmer Wind hauchte durch die Gassen der Stadt. Durch die dunkle Rinde der noch unbelaubten Zweige schien verheißungsvoll das Grün des neuen Saftes zu schimmern. Der Frühling dämmerte auf im Tourainer

Lande. Aus den Gärten neigte der Goldregen sein Haupt der jungen Frühlingssonne entgegen und da Jeanne vorüberging, strichen die duftigen Blütendolden kosend über ihre Stirne.

Jeanne schritt dahin mit leichtem Gange. Ihr Haupt hatte sie leise zur Seite geneigt und der Sonne schüchterne Strahlen woben Fäden kupfernen Goldes in ihr dunkles Haar. Zwei kleine Blüten blieben, an ihre Schulter geschmiegt, haften.

Vor der Tür des Waffenmeisters Poulnoir stand Herr von Novelonpont. Er war zu ihrem Seneschall und Säckelwart eingesetzt worden. Der Herr lehnte gegen die Mauer der Werkstatt und spielte mit einem Hündchen. Als er Jeanne die Straße heraufkommen sah, richtete er sich auf und blickte ihr entgegen. Doch mit einem Male ließ er das Tier aus seinen Armen und strich sich mit der Hand über die Stirne. Zögernd ging er auf Jeanne zu, aber immer rascher wurden seine Schritte, immer heller sein Blick, und da er des Mädchens Hand erfaßte, war es, als habe er eigentlich anderes gewollt; denn sein Kopf war vorgeneigt und beide Arme hatten sich gebreitet, da er ihr entgegeneilte.

„Jeanne! Jeanne!" flüsterte er mit gepreßter Stimme.

„Es ist mir gelungen!" rief das Mädchen froh und ließ ihre Hand in der Rechten des Herrn ruhen. „Sie werden heiraten können. Ich bin glücklich."

Ihre Stimme zitterte.

„Wo mag wohl jetzt Hauviette sein? Wie mag es ihr nun gehen?" setzte sie leise hinzu.

Herr von Novelonpont führte des Mädchens schmale Hand zum Munde und küßte sie lange.

„Ihr seid gut, Jeanne!" „Ihr seid von warmer und milder Güte wie eine junge Mutter, Ihr seid umweht von dem Hauche ahnender Fruchtbarkeit. Jeanne, Ihr schreitet durch die Gassen, nun da es Frühling wird, als wäret Ihr die heimliche Blütenkönigin. Unter dem

schlichten Schwarz und Weiß Eures Wamses atmet des Maien warmes Leben. Euer Haar, das dunkel und hart auf Eurem Nacken lastet, umweht ein Duft, der weiche, süße Fülle verheißt."

Träumend, ein stilles lichtes Lächeln über das Antlitz gebreitet, blickte das Mädchen in die Ferne.

„Dunkel ragen noch die Bäume auf, Jeanne," flüsterte Herr von Novelonpont, „nur wenige Sträucher erblühen schon, besiegt vom ersten linden Hauch, eilend sich hingebend dem Werke der Liebe, der Blüte, der Frucht. Doch sie werden vom nächsten Sturme zerblättert. Dunkel ragen die Bäume auf, doch auch sie verheißen Blüten und Fruchtbarkeit. Noch stehen sie gepanzert in harter Rinde, Jeanne. Aber durch ihren starren Trotz, durch ihren Mut, mit dem sie den Maienwind freudig bekämpfen, atmet ahnend der kommende, milde Glanz. Seht Ihr es, Jeanne? Seht Ihr den Maien langsam aufsteigen ferne am Himmel, fühlt auch Ihr den Hauch? Hört Ihr das leise Klingen? Wißt Ihr, was alles singt und säuselt, webt und flüstert? Es kommt das Glück, Jeanne. Es kommt das Glück!"

Das schlanke Mädchen nickte leise mit dem Haupte. Die beiden Blüten lösten sich von ihrer Schulter und fielen zur Erde. Herr von Novelonpont bückte sich und hob sie auf. Er legte sie in seine hohle Hand und blickte schweigend auf Jeanne. Dann preßte er die weichen Blumenkelche wider seine Lippen.

Hell und scharf klangen Hammerschläge aus Meister Poulnoirs Werkstatt. Jeanne sah zur Tür hin.

„Der Meister arbeitet", sagte sie kurz. „Heut bin ich es wohl froh, daß ich des Schreibens nicht kundig bin. Ich säße wohl sonst daheim und schrieb, was Ihr da spracht, als Liedlein, zur Ehr' der Maienkönigin."

„Und wär' dem so? Wär's übel getan?" fragte Herr von Novelonpont.

„Für mich wohl. Ich habe andere Arbeit. Doch schön muß es wohl sein für den, dem solches Tun bestimmt." Sie nickte dem Ritter zu und schritt zur Tür der Werkstatt.

„Ich komme spät, doch ich bringe gute Botschaft", hörte Herr von Novelonpont das Mädchen froh rufen.

Lange noch blieb der Ritter sinnend stehen, die kleinen Blüten in seiner Hand, bittere Freude und süßes Weh im Herzen. Doch da es Abend ward, da waren die Blumen fortgeweht vom Frühlingswind und heiße Röte brannte auf des Herrn Wangen und flammte vor seinen Augen. Ihm war, als flüstere der Garten des Waffenschmiedes seltsame Worte und, da junge Frauen an ihm vorüberschritten, war ihm, als könne er hindurchsehen durch Tuch und Goldstoff, durch Leinen und Seide bis zu ihren atmenden, warmen Gliedern.

Als es dunkel ward, trat Herr von Novelonpont in die Werkstatt. Sein Gruß klang in heißem Flüstern. Im flackernden Widerschein hoher Flammen stand Jeanne d'Arc vor der Esse. Ihre Brust war gehüllt in helles, kalt leuchtendes Eisen und um ihre schlanken Beine legte der Meister die noch dunkle Form der geschmiedeten Schienen. „Bald sind wir bereit", tönte hell und hart Jeannes Stimme. Es war, als singe ihr Panzer mit in ihrer Rede.

Da wandte sich der Ritter um und ging schweigend hinaus in die Nacht. Er suchte die engste Gasse der alten Stadt Tours, wo die Fenster der Schenken im rötlichen, heißen Scheine glühen und leises Flüstern und lautes Lachen eng beisammen leben. Als die Sonne aufging, schlich sich der Herr in seine Kammer. Er schlug die Fensterladen zu, daß kein Licht seinen Leib berühre, und lange Zeit war ihm, als klinge seine Laute nicht mehr wie ehedem.

6.

Während Meister Poulnoir die Platten der Wehr glättete, den Kettenring, das Helmgelenk und den Armschienen die Rillen anlegte, ging Jeanne oft hinauf in die Kammer zu Heliote.

Dort strömten in breiten Bändern golddurchwirkte Stoffe, Spulen bunter Seide lagen auf den Tischen, Stühlen und breiten Fensterkanten, helle Bilder von Wappen zierten die Wände und traurig blickte der Heiligen Antlitz dazwischen nieder. Denn Heliote hatte viel Arbeit und so waren viele Vorbilder allüberall geheftet an die weißen Mauern ihrer Kammer. Jeanne sah zu, wie des Mädchens blasse Hände die harten Goldfäden drehten und wie die blitzende Nadel den dunklen Stoff durchfuhr, nach sich ziehend den dünnen Strahl leuchtender Farbe. Doch oft legte Heliote die Arbeit bei Seite und lief zum Schrank oder zur breiten Truhe. Ihre Hände zitterten, wenn sie den Schlüssel klappernd in das Schloß steckte und stolz leuchteten ihre Augen, wenn sie, die Arme bis zum Kinne hinauf überlastet mit Leinwand und Laken, sich umwandte und Jeanne wies, was alles sie erworben hatte durch ihre Arbeit und wie schön und kunstvoll sie die Stücke bestickt hatte für ihr Heim.

Dann breiteten beide Mädchen das weiße Linnen auseinander, prüften die Länge, hielten es zum Lichte, freuten sich und lachten.

Doch immer wieder geschah es, daß Jeannes Lachen plötzlich zerbrach und sie schweigend stand, die Augen blicklos und die Lippen leise geteilt. Des Plättners Tochter wähnte, daß sie dem Klange der Hämmer oder dem Seufzen und Ziehen der Feilen horchte, das von der Werkstatt ihres Vaters heraufdrang, und lief eilend zu ihrem Stickrahmen. So aber Jeanne wieder zu ihr hintrat, faßte Heliote des Mädchens kalte Hand und flüsterte kurze, verwirrte Worte des Dankes, und versprach, der Arbeit und des Fleißes nicht etwa zu vergessen, weil nun ein ungeahntes Glück in ihre Kammer getreten war.

Da Jeanne wieder eines Tages in der Dachstube stand, da klangen schwere Schritte auf der Stiege. Meister Poulnoir trat ein, mit ihm der Bürgermeister von Tours.

„Verzeiht, daß ich Euch hier suche", begann der Bürgermeister und verneigte sich tief. „Ich kann nicht anders denn eindringen in dies zarte Gespräch, das Ihr mit diesem Mädchen zu pflegen so gütig seid. Ich weiß wohl, daß dies Euch Erholung ist vor dem Ernste Eures Denkens."

„Ich bin froh, daß Ihr kommt, zu sehen, wie viel des Glückes Ihr in dieses Haus gesandt habt", sagte Jeanne.

„Ich kenne die Jungfer Poulnoir recht wohl", erwiderte der Bürgermeister. „Sie stickte für die Martinskirche ein Altartuch." Er nickte Heliote leicht einen Gruß. „Doch ich komme hieher, um Euch zu sprechen, Jungfer Jeanne d'Arc. Ich komme, gesandt von der Gemeinde, deren Oberhaupt ich bin." Er trat näher zu Jeanne und wandte den anderen den Rücken, als sei sonst niemand in der Stube. „Ich habe in Erfüllung meines Amtes Nachfrage gehalten, wie weit des Meisters Arbeit steht und ob Euch alles gefertigt ward nach Eurem Wunsche. Wir haben für Euch eine volle Wehr bestimmt und den vollen Preis hiefür bewilligt. Ein Schwert aber sehe ich nicht in der Werkstatt. Ihr habet bis zur Stunde keines gefordert. So sagt mir der Meister. Ich will wissen, ob dem so ist."

Jeanne nickte kurz mit dem Kopf, dann war es wieder, als horche sie. Doch unten in der Werkstatt war es still.

„Ich kenne nicht die Art Eurer seltsamen Arbeit, mein verehrungswertes Fräulein," begann der Bürgermeister wieder, „doch die Väter der Stadt meinten, ehe Ihr kamt, daß zum Kampfe ein Schwert nottue. Wenn Ihr keines wollt, ist es nicht unseres Amtes, Euch zu raten; denn wir vertrauen Euch auch ohne Klinge." Er neigte sich tief vor Jeanne. Doch des Mädchens Auge schien den alten Mann nicht zu gewahren.

„Uns aber muß es berichtet werden, falls kein Schwert geschmiedet wird, denn zehn Tourainer Taler sollte die Waffe kosten. Die zahlt die Stadt dann dem Meister nicht."

Poulnoir lachte hart auf.

„Ich hab' es noch nicht von Euch verlangt, Herr Bürgermeister. Ich bin ein ehrlicher Mann!" sagte er sehr laut.

„Ein ehrlicher, aber leichtfertiger Mann", entgegnete der Bürgermeister tadelnd. „Ihr lebt von der Hand in den Mund."

„Was kümmert das Euch", rief Poulnoir und trat schwer vor den Bürgermeister hin. „Es ist nicht Euer Geld, das ich ausspende."

„Guter Mann," sagte der Bürgermeister und wich zurück, „es kümmert die Stadt viel, was ihr Waffenschmied für ein Leben führt. Wer niemals Geld im Hause hat, der hat viel Platz leer und da kann der Teufel sich behaglich niederlassen."

„Auf Talern sitzt er am weichsten", pfiff der Meister mit schiefem Munde und wischte seine schweren Hände in seine Schürze. Durch des Bürgermeisters Brille zuckte ein böser Blick.

„Wir verehelichen Eure Tochter um der verehrungswürdigen Jungfrau Jeanne d'Arc willen, doch wir wissen nun um Eure Lebensart. Ihr könntet wohl verstehen, daß wir nach solcher Wohltat ein Recht haben, Euer Tun zu überwachen."

Poulnoir hatte die Hände zu harten, kantigen Fäusten geballt und in seinen nackten, braunen Armen straffte sich die Kraft. Da klang Jeannes Stimme hell:

„Was wollt Ihr? Welch ein Recht gibt Euch Eure Wohltat, Herr Bürgermeister? Wenn der Plättner Euer Tun nicht fühlt, was könnt Ihr erzwingen? Gott ließ es werden, daß Ihr der Jungfrau Heliote helfet und Gott läßt an Euch, Meister Poulnoir, geschehen, daß einer Gutes tut. Unwürdig meiner Arbeit und kraftlos wäre ein also viel beredet Schwert. Zu Firbois unter dem Altar der heiligen Katharina in einem Schrein liegt die Waffe, die mir bestimmt ist. Nun weiß ich es. Drei Lilien sind eingeschlagen in die Klinge. Ich bitte Euch, sendet darum, Herr Bürgermeister. Und merket dies: Einer wird danach

graben, einer, den Ihr schicket, und Ihr sendet ihn, weil ich es bitte; aber in meine Hand kommt die Klinge doch nur durch den Willen Gottes. Seht Ihr, Herr Bürgermeister! Wer hat ein Recht zu fordern? Aber, daß Rechte dennoch gewährt werden mögen, das sollt Ihr wohl merken, Meister Poulnoir. Dank bin ich dem Bürgermeister schuldig, daß er nach Firbois senden will, und dem, den er sendet."

Vom Bürgermeister zu Poulnoir zuckte Jeannes Blick, dann schritt sie aus der Kammer.

Der Waffenschmied murmelte Worte, die keiner verstehen konnte und reichte dem Bürgermeister die Hand. Der verneigte sich verlegen und klopfte Poulnoir auf die Schulter. Er wollte sprechen, doch er winkte nur zu Heliote, die erschreckt in der Ecke der Kammer stand, und schritt mit freundlichem Gruße aus der Stube.

Das Schwert mit den drei Lilien ward aufgefunden, und ehe Jeanne gen Blois ritt, ließ ihr der Bürgermeister eine Scheide aus dunkelrotem Sammet fertigen. Des Plättners Tochter aber reichte ihr schüchtern und mit stotternden Worten eine Schwerthülle aus weißer Seide. Heimlich hatte sie es für ihre Freundin mit eigener Hand überzogen. Meister Poulnoir, der die Waffe vom Rost befreit hatte, gab dem Mädchen das Schwert, wohlverwahrt in schwerer Lederscheide. Die trug Jeanne d'Arc denn auch fürderhin.

7.

Was noch des Dauphin war an Mannen und Waffengerät, das zog alles gen Blois. So waren denn die Straßen, die zur Stadt führten, voll des Lebens. In aufgelösten Reihen, singend und rufend, schritten Kriegsknechte dahin, geführt von Rottenhauptleuten, die, schimmernd von Wehr, schweigend ritten, den Blick geradeaus gerichtet, daß sie nicht zu sehen brauchten, was der Mannen Werk

war auf dem Marsche. Offene Wagen rollten langsam über die Straße, darin saßen auf Holzbrettern Mädchen in bunten Kleidern, Blumen und Flitter im Haar, ein silbern Rädchen auf dem Ärmel gestickt und Schellen am Saum ihrer Röcke. Sie tranken vom Weine des Landes, lachten und warfen Stücke Kuchen nach den Mannen und Blumen und kühne Reden nach den Hauptleuten. Einige aber lehnten müde das Haupt auf den humpelnden Wagenrand und schliefen einen unruhigen, weinschweren Schlaf. Durch Singen, Lachen und Lärmen, durch das Schlagen der Pferdehufe rollten dumpf und hart, schollernd und schwer die breiten, eisenbeschlagenen Räder der Feldstücke. Sechs breite Pferde zogen schnaubend die großen Feuerschlangen, die dröhnend geschüttelt lagen auf dicken Holzpflöcken. Die Straße zitterte weithin, kamen sie langsam dahergefahren.

Vorüber an Mannen, Hübschlerinnen und Feldstücken, an Dörfern voll von Unruhe, durch Wälder, aufleuchtend vom blitzenden Eisen, auf weißer Straße ritt Jeanne d'Arc und ihre wenigen Mannen. Und alle, an denen sie vorbeikam, wichen zur Seite, grüßten das Mädchen, lachten ihr zu, winkten oder sprachen halblaut einen Segenswunsch, der mehr Bitten in sich trug denn Hoffen.

Aus der Burgstadt Blois klang bunter Lärm. Trompetenrufe flackerten über die schweren, grauen Mauern, Trommelschlag und Gesang woben einen seltsam matten Schleier drein. Der Torwart fragte nicht nach Jeannes Namen und nicht nach ihrem Amte. Er lief zum Rande des Turmes und legte sein goldleuchtendes Horn an die grauen Zinken. Über den Lärm der Stadt flog sein Ruf dahin.

Ein Zug Mannen in breiten Reihen schritt durch eine Straße. Die Spielleute schlugen die tiefen, schmalen Trommeln. Schlag auf Schlag, Wirbel auf Wirbel hallte von den Mauern wider und klirrend und rauschend knirschten die Schritte der Waffenknechte. Auf schmalem, heißblütigem Pferde ritt dem Trupp voran ein Herr, der keine lichte

Wehre trug. Es war Jeanne, da er noch ferne war, als sehe sie eine purpurne Zimier und den Waffenrock aus gleicher Farbe. An seiner Seite blitzte ein breites Schwert. Der Herr richtete sich im Sattel auf und hielt sein widerstrebendes Tier an. Dann winkte er Jeanne zu. Laut erschallte sein Befehl über Schritt und Wirbel hin. Die Leute hielten mit einem Schlage still. Das Kalbfell schwieg. Nun sprengte der Reiter auf das Mädchen zu. Sie erkannte ein priesterlich Gewand, das im Galopp des Pferdes flatterte. Es war Bischof Kirkmichel.

„Seid willkommen, Jeanne d'Arc!" rief er von weitem.

Sie neigte sich, dann grüßte sie mit der Hand. Der Bischof hielt sein Pferd an, wandte es mit kurzem Griffe und ritt neben dem Mädchen her. In seinem Auge funkelte Glück und seine Stimme zitterte vor Freude.

„Wir bereiten alles vor, um endlich Nahrung nach Orleans zu bringen. Es sollen viertausend Mann als Bedeckung zweimal gegen die Stadt ziehen, mit Feldstücken, Pulver und Vieh. Ihr sollt nun endlich mit uns kommen, Jeanne", rief der Bischof und klopfte schallend den Hals seines Pferdes.

„Ich habe Euch keinen selbständigen Trupp erwirken können", fügte er hinzu, da er seine Nebelhaube vom Haupte nahm und vor sich auf den hohen Knopf seines Krippensattels stellte. Da er die Kappe abnahm, blitzte es auf. Jeanne lächelte.

„Ich habe das Seidenfutter herausgerissen, Jungfer", rief der Bischof froh und wies ihr das Innere seiner bischöflichen Kopfbedeckung. „Nun soll jeder sehen, daß Kirkmichel Eisen trägt." Er lachte hell.

„Ich bitt' Euch, seht meine Rotte an! Marschiert sie nicht, als seien es alte, fluchende Kriegsknechte? Ihr habt sie doch kommen gesehen", rief er. „Und wie der Diakonus auf das Kalbfell haut", lachte er vor sich hin.

Dann neigte er sich zu Jeanne. „Ich will's Euch künden, Jungfer", flüsterte er. „Ich will's Euch künden: Das, was

Ihr da stehn seht in Reihen zu acht Mann, ist die ganze Domschule von Orleans, Lehrer und Scholaren, Diener und Laienauxilianten und ich bin der Herr Rektor." Er schlug sich auf die Brust. Eisen klirrte leise.

„Euer Fähnlein blitzt von Waffen und Brillenglas", sagte Jeanne.

„Besser als von Brillenglas allein", rief der Bischof. „Drei meiner eigenen Kelche, mein Stab, mein Brustkreuz und was weniges ich an weltlichem Schmuck hatte, sind in den Schmelzofen gewandert und nun hat Kanzler La Tremoïlle Orleaner Bischofstaler in seiner Truhe; aber ich kann zeigen, was wir können, wir von Schwert und Kreuz." Er blickte auf des Mädchens Mund und schwieg. Er harrte eines frohen, lobenden Wortes.

„Nun, Jungfer", rief er voll Ungeduld. „Ich dachte, es sollte Euch wohl recht sein, daß wir alle etwas Nützliches vollbringen wollen und nicht mehr Exegese und Skriptoren traktieren."

Jeanne schüttelte den Kopf.

„Hofft Ihr so wenig auf Sieg," sagte sie „daß Ihr alles unnütz scheltet, was des Friedens ist? Ihr wollt Eure Bücher verbrennen, weil einer das Licht gestohlen hat, bei dem Ihr leset."

Einen Augenblick schwieg Bischof Kirkmichel. Er blickte verlegen auf seine Haube.

„Wenn es licht wird, werden wir schon weiter lesen", murmelte er ärgerlich vor sich hin.

„So achtet darauf, daß diese da, Eure Schüler, nicht den Fleiß dazu verlieren."

„Das ist dann eine neue Arbeit", entgegnete Bischof Kirkmichel. Er war nun wieder nahe seiner Rotte. Mit raschem Griffe setzte er seine Haube auf und ritt an die Spitze seiner Mannen. Er winkte dem Mädchen noch einmal, dann wandte er sich im Sattel um und rief einen Befehl. Die Trommeln dröhnten und wirbelten, rauschend klirrten die Schritte, und im Takte zu Trommelschlag und Schritt

wiegte Bischof Kirkmichel sein Haupt. Er sang leise ein weltlich Liedlein zum Marsche und ritt dahin. Jeanne hörte von weither seine Stimme scharfe Befehlsworte rufen.

8.

Zur Abendstunde, da Jeanne mit Herrn von Novelonpont, ihrem Seneschall, und Herrn d'Aulon, ihrem Stallmeister, sprach, trat Renault von Chartres, der Erzbischof von Reims, in ihre Kammer. Er neigte sich und segnete mit langsamer Hand alle, so bei Jeanne waren. Das Mädchen bog ihr Knie kurz vor dem Erzbischof und küßte seine schmale Rechte, auf der ein großer Ring funkelte. Herr von Novelonpont aber faßte Herrn d'Aulons Arm und schritt mit kurzem Gruße an dem Erzbischof vorüber aus der Kammer. Den Junker zog er mit sich.

„Das ist Herr Jean Novelonpont von Metz", begann Renault von Chartres und blickte den beiden nach. „Ich kenne den Herrn wohl."

„Er half mir den Weg bahnen zum Dauphin", sagte Jeanne. „Er ist mir treu und unsrer Sache."

„Vor wenigen Monden wäre sein Gruß ein anderer gewesen für mich", seufzte der Erzbischof und seine feinen Mundwinkel zuckten wie im Schmerze. „So grüßen mich nun viele."

Jeanne schwieg.

„An allen Stadthäusern hängt ein Blatt, geschrieben in meiner Schreibkammer, Jungfer Jeanne d'Arc, und kündet mein Urteil über Euch. Und das ist nun der Lohn."

Des Erzbischofs Stimme wurde leise, seine Worte klangen stumpf und hart.

„Wähnen diese adeligen Reitknechte und waffentoll gewordenen Priester, ich wüßte nicht um die Kraft jedes Wortes, das ich spreche. Gott gab mir nicht viel mehr denn ein paar Augen und eine Zunge. Die aber weiß ich zu

gebrauchen. Ich wußte, daß Jubel Euch umranken würde mit tausend bunten Wimpeln nach meinem Spruch. Ich wollt' es so. Ich bin nicht Euer Feind."

Jeanne neigte sich tief.

„Ihr, Herr Erzbischof, seid eingesetzt von Gott und ich bringe eine Botschaft von meinem Herrn."

„Jeanne," begann Renault von Chartres aufs neue, „wäret ihr den weiten Weg gewandert, den ich geschritten bin, Ihr sprächet nicht also sicher, nicht von mir, noch von Euch."

„Ich bin ein Bauernmädchen und mir ist, als sei ich von meinem Vater oder dem Herrn Pfarrer ausgeschickt, eine Botschaft zu tragen. Ich weiß, wie ich den erkennen soll, an den sie geht, und was die Botschaft ist, mehr nicht. Ich kehre heim, wenn ich meine Arbeit getan. Für die, denen ich die Nachricht bringe, denke ich, kann sie viel sein, aber ich will dann wieder meine Herde hüten zu Domremy."

„Und wähnt Ihr wahrlich, diese Arbeit hat Euch Gott befohlen?" fragte langsam der Erzbischof.

„Ja!"

„Und Ihr wißt wohl, daß Gott nur Gutes will für Euer Land?"

„Ja!"

„Könnte dem nicht anders sein? Könnte er dies Land nicht hassen?"

„Nein, Herr Erzbischof", rief Jeanne und ihre Stimme klang wie aus erzener Tiefe.

Renault von Chartres lächelte leise.

„Ihr kennt doch nicht den Dauphin und nicht Frankreich. Was läßt Euch glauben, daß Gott unser Land lieben muß?"

„Ich bin aus Domremy."

„Mädchen," begann der Erzbischof und seine Stimme bebte, „ich habe viel und lange mit dem Kanzler gesprochen. Der König hat kaum genug des Geldes gehabt, um diesen letzten Stoß, dies letzte, kleine Heer zu rüsten. Zwei goldene Blumen trägt nur mehr seine Krone. Edelstein und Gold

der anderen sind verpfändet. Ein Bündnis mit Burgund allein kann Frankreich wieder stark machen. Und Burgund will ein Bündnis schließen. Der Herzog ist des Übermuts der Engelländer müde und nicht sicher seines eigenen Landes. Er muß ein Bündnis schließen."

„So wäre er seinen Freunden untreu. Noch einmal wird er dann ohne Bedenken auch seinem rechten Herrn die Treue brechen."

„Jeanne, er kehrt zurück zu seinem rechten Herrn. Er will zurückkehren. Ihr kennt die Schrift, des Erlösers Wort: ‚Der Himmel freut sich mehr eines reuigen Sünders denn hundert Gerechter'."

„Im Himmel thront der Allwissende, er kann erkennen, was wahre Reue ist. Und er sendet mich, daß wider Burgund gekämpft werde."

„Und Gott will des Dauphin Krönung?" fragte rasch und leise Renault von Chartres.

„Ja!"

Des Erzbischofs Hand sank leise auf des Mädchens Schulter.

„Ich wußte, Jeanne, ich schwöre es Euch, ich wußte, daß der Dauphin von Euch ein Zeichen hatte. Er hat es mir selbst gesagt. Und doch habe ich gefordert, daß er Euch nochmals nach mir prüfe. Ich hoffte, auch Ihr solltet durch die letzte Befragung die Wahrheit erkennen. Doch er hat Euch nicht mehr erprobt. So muß ich Euch ernste und klare Kunde geben: Nicht Gott ist für des Dauphin Sache, denn sie ist des Satans."

„Dem kann nicht so sein, denn mit diesen meinen Augen sah ich Gottes Boten", rief Jeanne hart.

„Der Dauphin hat einen Mord gewollt, Jeanne d'Arc. Auf meinem Brustkreuz schwöre ich, daß mir Beweise gegeben sind hiefür."

Jeanne faßte das Kreuz und blickte schweigend lange Zeit auf das blitzende Gold. Langsam lösten sich die tiefen Falten ihres Antlitzes und milde Güte teilte ihre Lippen zu einem weichen Lächeln.

„Gott hat verziehen", sagte sie langsam und eine Träne zitterte in ihrem Worte. „Der Dauphin hat gebüßt. Er hat bereut, da sein unschuldig Land für seine Tat gelitten hat. Das brachte ihm Erlösung."

Der Erzbischof zog leise das Kreuz aus des Mädchens Hand und einen Augenblick ruhte sein Auge forschend auf dem Kleinod. Dann schüttelte er sein Haupt.

„Ist er so gnädig, daß er verzeiht? Ist denn alles wahr, was wir als Kinder glauben?" flüsterte er leise. „Ohne mich abzusagen von der Lehre unseres Erlösers, ist mein Bekenntnis heute ein anderes, als da ich jung war. Und dennoch, Jeanne, sind wir beide Christen."

„Herr Erzbischof, Ihr selber habt mir des Heilandes Wort genannt, das ich nun erkannte. Der Himmel freut sich mehr eines reuigen Sünders..."

„Ich weiß es wohl", rief hastig Renault von Chartres. „Doch mir ist, als müßten wir lernen das Wort der Schrift anwenden."

„In den Büchern Gottes steht mehr denn in unseren."

„In unseren steht, daß auch, wenn Orleans nicht Hungers stirbt, keine Rettung für Frankreich ist." Der Erzbischof sprang auf.

„Und dennoch muß ich meine Arbeit tun", sagte Jeanne.

„Und wir alle mit Euch! Warum habe ich gearbeitet jeden Tag meines Lebens, wenn ich nun nicht hindern kann, daß ein Kind uns alle verdirbt? Warum ließ ich mich Verräter nennen vom Herzog von Alençon, warum ließ ich böse Reden umgehen im Volke und reichte meine Hand La Tremoïlle, diesem Schurken, als er Wege fand in das Burgundische, wenn nun alles, alles zugrunde gehen soll, ohne daß ich mit meiner ganzen Macht es zu hindern vermag?" Der Erzbischof biß sich wild in seine Hand, daß dunkle Spuren aufglühten im hellen Fleisch.

„Warum künde ich Euch dies alles", flüsterte er mit schmerzgedämpfter Stimme und preßte seine wunde Rechte.

„Weil es Gottes Wille ist", klang voll und stark die Antwort.

9.

Die Führer und Hauptleute kamen zu Jeanne und hielten Rat mit ihr, denn so war es des Dauphin Wille.

„Die Mannen werden mutlos und ohne Freude sein, wenn wir die Troßweiber aus der Stadt senden", sagte der Marschall von Rais. Sein feines Antlitz ward umkost vom Schatten eines weichen, tiefschwarzen Bartes. Er trug mehr Seide denn Lederzeug und sein Knappe sprach lieblich und mit zarter Stimme. Nie kam der Marschall ohne ihn und er hielt ihn wie einen Freund oder wie eine geliebte Dame.

„Und, Jungfer," polterte La Hire, „es schadet die Liebe, oder wie Ihr es nennen wollt, den Mannen nicht." Er lachte laut.

„Die Waffenknechte werden unsere Rotten mit den Dirnen verlassen, wenn sie nur um der Sinnenlust willen Kriegsmannen wurden", sagte Jeanne. „Ich bitt' Euch, sendet die Weiber aus der Stadt. Ich habe Rinder geweidet zu Domremy und ich weiß, wie es zur Paarungszeit ist um Stier und Kalb."

„Ihr seid ein fröhliches Mädchen, trotz Eurer Sendung", rief La Hire. „Ihr redet eine klare Sprache. Das nimmt mich wunder."

„Die Weiber sollen aus der Stadt", sagte der Marschall von Rais und sein Blick suchte seinen Knappen. Der spielte mit seinen seidigen, blonden Locken.

„Und die Priester und Mönche, die hereingeflohen sind zu uns, sollen nicht allein um der Nahrung willen gekommen sein", fuhr Jeanne fort.

„Ich kann nicht beten", lachte La Hire. „Meine Mannen können auch keine Silbe von Gottes Wort verstehen."

„Laßt ihnen Gottes Wort so vorsprechen, wie es geschrieben steht, und laßt nur die Priester zu ihnen sprechen, die selber starke Fäuste haben, dann ist es von Gutem."

„Haben wir nicht Eile?“ fragte der Marschall.

„Um des Gebetes willen soll nicht einen Augenblick länger hier verweilt werden, als nottut. Solange gerüstet wird, kann eine Stunde im Tag an zwei Orten im Lager von Gott gesprochen werden.“

„Meine Leute werden nicht zuhören, es ist vergebens“, rief La Hire.

„Das laßt die Stunde uns weisen“, erwiderte Jeanne. „Ihr, Graf La Hire, betet, so denk' ich, kurz, aber recht.“

„Dann denkt Ihr zu gut von mir, Jungfer“, entgegnete fröhlich der alte Feldhauptmann. „Die langen Gebete meiner Jugend habe ich vergessen. Kurze selber zu finden, habe ich noch keine Zeit gehabt.“ Er stand auf.

„In Gottes Namen“, rief Jeanne und ihre Stimme leuchtete vor Freude.

„In Gottes Namen!“ sagten die Führer und Hauptleute, doch aus vieler Mund kam es gleich einem Seufzen.

10.

Am achtundzwanzigsten Tage des Monates April im Jahre des Herrn 1429 spann sich ein schimmerndes Band aus dem dunklen Munde des Tores von Blois über die niederen Hügel hin, längs der Sollonge. Durch die kahlen Wälder, bergauf und bergab, zog ein seltsames Klingen, ein Knarren, ein helles Aufblitzen von erzenem Schall. Rauschende Schritte, klappernder Hufschlag, brüllende Rinder zogen dahin. Blitzende Lanzen, dunkle Feldstücke, bunte, kurze, eckige Fähnlein auf langen Schaften wogten vorwärts gen Orleans. Leise trug der Wind von der fernen Spitze des Zuges freudig aufklingende, sich teilende, einende Stimmen. Sie flochten sich ineinander und breiteten sich über den kriegerischen, ruhelosen Lärm, ein schweres Kirchentuch, durchwoben von gleichmäßigen, hellen Bändern Goldes. Langsamen Schrittes wandelten Mönche

vor den Mannen her und ihr Gesang wallte auf und ihre Kerzen brannten in zartem Glänzen und die kleinen Flammen zitterten im kühlen Morgennebel. Die Bürger der Stadt sahen der Priester weiße Reihen den fernen Hügel emporsteigen. Lauter tönte ihr Lied zurück und immer noch knarrten die Wagen aus dem Tore, dröhnten in den Gassen die Trommeln, kamen schweigende Mannen, in Leder und Eisen gehüllt, senkten die Lanzen beim Torrechen und schritten hinaus.

Die Sonne ging auf. Der Nebel brannte in roter Glut und zerfloß. Blitzend in weißer Wehr ritt Jeanne d'Arc den Hügel hinan. Die weiße Fahne winkte zurück zur Stadt. Ein helles Leuchten zuckte auf. Jeanne hatte sich umgewandt. Vor dem Tore von Blois erspähten die Bürger noch einmal das Mädchen, sahen die Fahne flattern und sich wiegen im Gange des Pferdes. Jeanne hob grüßend den Arm. Da knieten alle nieder, Männer und Frauen, und falteten die Hände, bis das weißleuchtende Bild umhüllt ward vom Schatten des Waldes.

Und an den Knieenden vorüber knarrten die Wagen, rauschten die Tritte der Mannen, klinkte die Wehr und zogen schleifenden Ganges die Rinder hinaus, den Hügel hinan in den dunklen Wald, gen Orleans.

Stoß auf Stoß blies ein warmer Frühlingswind den Staub der Straße auf. Jeannes Antlitz, ihre Augenbrauen und ihre Lippen wurden weiß davon. Sie senkte ihres Helmes Salade, doch ihr Atem ging schwer von der Last ihres Panzers und sie ertrug nicht des eignen Leibes Wärme, die aus ihrem Munde wider das enge Eisen flog und ihr ins Antlitz zurückgehaucht ward. Ihre Schultern wurden von den Armschienen gepreßt, die schmerzend gegen ihren Nacken rieben bei jedem Schritte des Pferdes. Der klirrende Tritt des Tieres klang gleichmäßig und ermüdend ihrem Ohre. Weiter dehnte sich der Weg, hügelan, talab, neben dem stillen Strom, der grau und ohne Wellen dahinfloß.

Die Hauptleute sprachen kaum ein Wort. Sie lehnten sich vor auf den Sattelbögen und wandten den Kopf, daß sie ihre Augen kurze Zeit vor dem ätzenden Staub bewahren könnten. La Hire hielt sein Pferd an und blieb weit hinter Jeanne zurück, daß er fern von ihr fluchen könne, denn er wollte das Mädchen nicht entmutigen.

Jeanne wandte nicht das Antlitz, sie senkte nicht den müden Arm.

Über eine Brücke rollte dumpf donnernd der Zug. Einen niederen Hügel klomm er hinan. Im Tale sah das Mädchen spitz und zerbröckelt die geborstenen Trümmer der Orte um Orleans. Mitten darein lasteten kantig und schwer, schimmernd in neuem, weißem Holz, stumpf und gewaltig die Festungstürme der Belagerer.

La Hire hatte sein Pferd angehalten und deckte seine Augen mit der Hand.

„Gut haben die Engelländer gebaut in diesem Monat", sagte er und pfiff durch seine Zähne. „Saint Loup und Saint Antoin sind nun auch befestigt."

„Ich dachte es", seufzte der Marschall von Rais und zuckte die Achseln.

Jeanne schwieg und ritt weiter.

„Wo ist die Hauptmacht der Feinde?" klang mit einem Male scharf ihre Frage.

La Hire sah rasch zu dem Mädchen auf.

„Wir sagten es Euch", erwiderte er. „Bei Saint Loup steht Talbot. Meun und Beaugency sind in seinen Händen."

„Ihr verspracht, uns gegen die Hauptmacht zu führen", rief das Mädchen. Ungeduldig schlug ihre Hand wider ihre Schenkelschiene.

La Hire machte sich verlegen schweigend mit seinem Helm zu schaffen.

„Wir sind aber am Südufer der Loire. Ihr habt mich belogen!" sagte Jeanne kurz.

„Dem ist nicht so, wie Ihr meint", begann La Hire. „Wir führen Euch gegen die Macht der Engelländer, doch

nach menschlichem Erwägen auf dem sichersten Weg. Graf Dunois, der Bastard von Orleans, schickte uns Botschaft über die Stärke der Feinde und riet uns diesen Plan. Wir wollen durch das Burgunder Tor in die Stadt. Graf Dunois ..."

Jeanne hob die Hand.

„Der Herr, unter dessen Augen diese Türme erbaut wurden?" fragte sie und ein verächtliches Lächeln zuckte um ihren Mund.

„Nach menschlichem Erwägen ..." begann La Hire von neuem.

„Seht zu, wie Ihr über die Loire kommt. Helft Euch mit menschlichem Erwägen", rief das Mädchen und ritt zu den Priestern. Sie hieß die Lieder schweigen.

Wagen auf Wagen rollte langsam heran. Herden gesellten sich zu Herden und die Reihen der Soldaten mengten sich. Am Ufer der Loire staute sich der Zug und in den drängenden Haufen von Wagen, Waffenknechten, Feldstücken und Vieh schoben sich immer neue Glieder. Sie wurden getrennt, wogten zusammen und verschwanden im regellosen Meer der Menge.

Mannen und Viehtreiber legten sich auf die Wiesen am Ufer, zündeten Feuer an oder lagerten sich zur Ruhe mit losgebundener Wehr. Immer neue Haufen rückten ein. Streit wurde laut, Schwerter blitzten und berittene Hauptleute, die geschüttelt von den klirrenden, wilden Sprüngen ihrer Pferde aufragten, drohten mit geballter Faust, brüllten und fluchten.

Jenseits des Flusses lag schweigend die Stadt Orleans, als laste die Hand des Todes über ihren dunklen Mauern. Hell ragten die Türme der Engelländer, siegessicher, siegesfroh. Und ratlos, regellos, wirr und laut wogte der Zug, der Hilfe bringen sollte, an dem Ufer der breiten, trennenden Loire, die dahinglitt, still, weit und hoffnungslos. Wie höhnend flatterten die Fähnlein des Zuges, durchzuckt vom Winde, der gerade stromabwärts, fort von der Stadt, blies.

„Wir sind verloren, wenn die da kein Wunder tut", sagte La Hire leise und blickte mit tiefgesenkten Brauen von seinem lauten, wirbelnden Haufen zu Jeanne. „Wir können nicht über den Fluß. Der Wind ist gegen uns."

Das Antlitz nach Orleans gerichtet, saß das Mädchen schweigend auf ihrem Pferde. Sie stand allein. Ihr Gefolge war abseits schweigend und angstvoll zusammengedrängt.

„Ich werde nicht lebend nach Blois zurückkehren, wenn ich nicht das letzte dieser Rinder durch das Burgunder Tor traben gesehen habe", sagte La Hire. Es klirrte leise, da er seine gepanzerte Hand zur Faust ballte.

„Und so werde ich nie mehr lebend zurückkehren", zischte er zwischen den festgekrampften Zähnen. „Wie's der Teufel will!"

Jeanne blickte sich rasch um.

„Der Teufel hat schon seinen Willen gehabt", sagte sie. Dann wandte sie ihr Antlitz wieder gen Orleans.

Ein Kahn schoß, vom Winde getrieben, den Strom herab, von der Stadt weg. Männer steuerten ihn mit Ruder und langen Stöcken. In unsicherer Fahrt, schwankend, von der Flut geschnellt, trieb der Nachen dahin. Ein Ritter, blitzend von Eisen, stand aufrecht im Bug. Seine hohe Gestalt schwankte, seine schwarze Helmzimiere schlug im Winde um sein Gesicht. Am unteren Ende des Flußhafens Bouchet stieß der Kiel des Nachens knirschend in den Sand. Der Ritter sprang ans Ufer. Jeanne wandte ihr Pferd mit einem raschen Griff und ritt ihm entgegen.

„Seid Ihr Dunois, der Bastard von Orleans?" rief sie ohne Gruß.

„Der bin ich."

„Habt Ihr geraten, mich hieher zu führen?"

„Ich und weisere denn ich", sagte der Bastard. Er blickte zu Jeanne auf und lächelte.

„Meines Herrn Ratschluß ist weiser denn Ihr alle seid", rief Jeanne.

Die flatternde Zimiere schlug dem Ritter über das Gesicht. Er zog sie mit der Hand fort.

„Ich bin Jeanne d'Arc!" sagte das Mädchen kurz.

„Ich bin froh Eures Kommens", entgegnete Dunois ernst und feierlich.

„Ihr glaubtet mich zu betrügen, Herr, doch Ihr habt Euch selbst betrogen. Ich wollte durch das obere Tor in Orleans einziehen und befahl, daß ich gegen die Hauptmacht Talbots geführt werde. Ich bin keine Närrin, und ich sage Euch, die engelländischen Mannen hätten keines Rindes Haar berührt. Ich weiß es."

„Das wissen wir nicht", erwiderte Dunois.

„Mehr denn der Speise noch bedürfen die von Orleans des Mutes. Durch das obere Tor wäre Vertrauen mit uns in die Stadt gezogen. Durch das Burgunder Tor schleichen wir uns ein und zertreten ihr letztes Restchen Mut."

„Gott geb' es, wir könnten nur hinein!" rief Dunois. Wieder schlug ihm der Wind die Zimiere flatternd über das Antlitz.

„Gott wird es geben", sagte Jeanne.

Da sank das Helmtuch ruhig auf des Ritters Schulter. Der Wind hatte sich gelegt. Dunois blickte zu Jeanne empor. Sie hatte sich hoch aufgerichtet. Über dem Sattelkopf faltete sie die Hände. In ihrem Arm lag nun, von keinem Hauch bewegt, ihre Fahne. Plötzlich faßte sie in die breiten Zügel und riß ihr Pferd herum.

„Die Boote aus dem Hafen!" sagte sie kurz und ritt zu La Hire.

„Die Boote aus dem Hafen!" rief sie ihm entgegen.

Sie sprengte heran. „Die Boote aus dem Hafen! Rasch!" zischte sie und ballte die Hand zur Faust.

„Die Boote aus dem Hafen heraus!" brüllte La Hire. Dann schwieg er und blickte hilflos auf das Mädchen.

„An die Boote!" riefen die Haupleute. „An die Boote, Mannen!"

Singend klang es weiter, der Ruf ging über den weiten Plan. Schwer erhoben sich die ermüdet liegenden Mannen. Sie murrten. Jeanne war bei ihnen.

„Wartet Ihr lieber auf die Orleaner Eisenklöße? Die Engelländer backen sie gut", rief das Mädchen fröhlich.

„Nein, Jungfer," antwortete ein Knecht, „wir machen lieber vor Tisch eine Kahnfahrt."

„Der will wie ein Domherr leben", lachte ein anderer.

„Aber ohne Gebet scheint mir", rief Jeanne und stieß dem Mann mit dem spitzen Panzerschuh leicht an die Schulter. „An die Boote, Mannen, an die Boote! Segel hoch!" rief sie und sprengte zum eingemauerten Hafen. Dort zogen schon Knechte an langen Seilen. Sie zählten dazu, hängten ihren Körper in die Arbeit und setzten schwer und wiegend Schritt vor Schritt.

„Zuerst Wind an die Segel!" rief einer verdrossen und warf das Tauende nieder.

„Wir haben guten Wind", rief Jeanne. „Seht meine Fahne! Seht Ihr, wohin sie zeigt?"

Da hob sich die helle Wimpel hoch und das schimmernde Bild des Weltenschöpfers auf dem weißen Tuche rollte sich aus. Breit und ruhig, getragen von stetigem Winde, wiegte sich die Fahne, winkte und wogte der Stadt Orleans zu.

Keuchend und klirrend kam Graf Dunois gelaufen.

„Jungfer, Jungfer!" rief er. „Wir sind gerettet! Meine Stadt ist gerettet! Gott ist mit Euch! Der Wind hat sich gedreht!"

„Gott ist mit uns!" rief Jeanne. „Jesus und Maria!"

Empor stießen die breiten, weißen Segel der Barken, weit bauschte sie der Wind.

„Gott ist mit uns! Jesus und Maria!" riefen die Kriegsknechte.

Langsam, leise sich wiegend, zog die erste Barke aus dem Hafen. Die Wellen der Loire schäumten gurgelnd wider den Kiel. Vom Hinterschiff hing ein langes Tau nieder, es spannte sich, es ächzte zitternd und das zweite Schiff glitt dahin, vom ersten gezogen.

„Ein Boot noch anhängen!" rief Jeanne hinaus auf den Fluß. Sausend flog der Seilkranz an das Ufer. Klir-

rend sprang Jeanne vom Pferde. Das schwerbeladene Boot wankte, da sie es mit Kraft am Bug faßte.

„Jungfer!" rief Dunois. „Das wird nicht ziehen."

„Gott ist mit uns", brüllte dem Grafen ein Knecht ins Gesicht, sprang ins Boot und knüpfte den Knoten.

Mit gehobenem Bug, umrauscht von den Wellen, strebte die Zille nach. Und an diesem Tage schleppte eine jede Segelbarke zwei schwerbeladene Schiffe gen Orleans.

11.

Das Vorwerk Reuilly war des Dauphin. Hier blieben die Führer und Jeanne diese Nacht. Das Mädchen sah die Lichter der Stadt, sie hörte die Uhr des Domes schlagen und die langgezogenen Töne der engelländischen Hörner zur Ruhe rufen. Doch sie wollte nicht nach Orleans ziehen. Sie wollte mit den Mannen nach Blois zurück, um den zweiten Zug zu holen und zu geleiten, denn sie mißtraute dem Willen der Feldherren, wiederzukehren.

„Sie harren Euer zu Orleans. Ihr wißt, sie bedürfen des Mutes. Den bringt Ihr", sagte Dunois.

„Wir kehren sicherlich wieder. Ich gebe Euch mein ritterliches Wort", versprach La Hire.

Jeanne schüttelte das Haupt.

„Ihr habt mich einmal betrogen", sagte sie.

„Wir haben es zwei Stunden lang mit Höllenqualen gebüßt", rief der Feldhauptmann.

„Könnt Ihr mir nicht verzeihen?" fragte Graf Dunois.

„Ich habe verziehen."

„Beweist es uns. Vertraut mir und zieht ein in Orleans", bat La Hire.

„Werdet Ihr wiederkehren, ohne Furcht, und auf dem Wege, den ich Euch zu nehmen gebot?"

„Ich habe keine Furcht mehr und kein Bedenken. Wie Ihr es wünschet, soll es geschehen. Gott ist mit uns!" rief der alte Führer.

„Ich will morgen zur Abendzeit, wenn es dämmert, nach Orleans", sagte Jeanne und reichte Graf Dunois die Hand.

12.

Hoch hob ihr Pferd die Hufe. Langsam setzte es Tritt vor Tritt. Matt durch das Dunkel blinkte des Mädchens Wehre. Schwer taten sich die Torflügel auseinander. In den Gassen von Orleans war es still. Nur leise raunten die Schritte der Menge.

Rötliche Fackeln zuckten auf, schwelten und stoben knisternd Funken. Auf und nieder, ohne Ruhe wogten rotüberglühte Gesichter, hierhin und dorthin schoben sich dunkle Gestalten. Hell in dem tiefen Dämmern lagen Hände eng nebeneinander. Durch den abendlichen Nebel wob sich das matte, graue Geflüster.

Am Ende der schmalen Gasse wankten Windlichter. Sie schoben sich vor und ihr Schein floß zusammen zu zwei dünnen, sich windenden, glühenden Bächlein. Klar hallte Hufschlag auf, stach durch den Schleier des Flüsterns hell und scharf. Ein Raunen war, ein dichtes Brausen rollte durch die Enge und starb. Die überglühten Gesichter begannen wild zu wogen, schoben sich auf, sanken nieder, als bausche ein Windstoß die Wellen. Helles Eisen klirrte heran, langsam und klar, fest und kalt. Weiße Wimpel wehten auf durch das unruhige Licht. Arme hoben sich, winkten und blieben hochgereckt über den Köpfen.

Ein Ruf zuckte auf. Eine Antwort flatterte von einem Altan nieder.

Das Flüstern der Schritte ward zu kurzem Stoßen, wie Atem fliegt aus bewegter Brust. Vorwärts, den Fackeln entgegen, schwankten Fackeln. Rötliche Glut stieg auf an den grauen Wänden der Häuser und in das zuckende Licht hinein ritt Jeanne d'Arc. Hochaufgerichtet, die Linke von sich gereckt, die lässig wehende Fahne haltend, die Rechte, blitzend im Eisen-

handschuh, an den Sattelbug gelegt. Leise gewiegt von ihres Pferdes klingendem Schritt kam sie heran. Um ihres Tieres neigendes, steigendes Haupt einten sich brausend die Stimmen zu einem jubelnden Ruf. Wehend verschlangen sich winkende Arme vor ihr, neben ihr. Langsam teilten sich die Wogen von überglühten Gesichtern, die anrollten, ihr entgegen, ohn' Unterlaß.

Schwer von Kraft stieg eines Mannes Stimme. Hell von Freude klangen der Frauen Gebete. Kinder wurden gehoben, gehalten von liebenden Händen; wie Blumengewinde boten die Männer sie dar, wie das heiligste Sakrament wiesen die Frauen ihre Kleinen. Und über allen hin blickte Jeanne. Ihre Augen leuchteten im Schimmern der Fackeln, ihre Lippen waren leise geteilt und gelöst ihre Züge in stiller Freude.

Ihr Tier trug sie langsam dahin durch die Menge, schüttelte klirrend sein Haupt und ließ die Wehre klinken. Es war wie ein leises, ein zages Verheißen; und leise, ohne brüllende, gellende Lust ward es genommen von allen. Denn wie ein Gebet, wie eine Bitte, wie einer Hoffnung zitternder Laut klang es durch Orleans.

„Jeanne, Jeanne, Jeanne!"

Um die Ecke bog der kurze Zug. Hinter dem Mädchen wogte das Flüstern der Schritte, zuckten unsicher die Lichter, winkten noch Arme und sanken nieder, tönte verhallend das Klirren des Eisens, verzuckte das Klinken der Wehre, verhallte das Schlagen der Pferdehufe. Und die Männer legten der Kinder Hände sich um den Hals und küßten die Kleinen, daß es war, als sogen sie den Duft ein der Blumen, die sie geboten hatten. Die Frauen deckten die Mäntel über die Kinder und verhüllten das ihnen Heiligste. Und die Stille der schmalen Gassen war angefüllt von den Schatten der verrauschenden Laute.

Eines Knaben Stimme klang auf.

„Gott gebe dir Sieg und Glück in alle Zukunft."

Er sprang mit seinem Lichte zu Jeannes Pferd. Die

zuckende Glut züngelte auf. An dem Rande der Wimpel tanzte ein Flämmchen.

Jeanne wandte sich und erfaßte das brennende Tuch mit dem Eisenhandschuh. Unter der Kraft ihres Griffes starb der kleine Brand. Sie gab ihrem Pferde die Sporen. Um die Ecke bog der Zug. Die ragende, weiße Gestalt ward gedeckt vom Dunkel der lastenden Häuser.

Siebentes Buch

1.

Als Jeanne d'Arc in Orleans eingezogen war, ruhte der Kampf durch drei Tage. Es wurden neue Vorräte von Blois in die Stadt geschafft und sie zogen sicher durch das obere Tor ein, wie das Mädchen es befohlen hatte. Da Vieh, Mannen und Waffen in Orleans waren, sandte Jeanne zwei Herolde in das engelländische Lager. Sie trugen einen Brief an Talbot und de la Pole. Die Feinde aber ließen nur einen Boten heimkehren, den andern hielten sie gefangen wider alles Recht und spotteten über das Hirtenmädchen.

Am folgenden Tage kam Graf Dunois eilends auf den Marktplatz geritten und sprang vom Pferde. Heftig pochte er wider das Tor des Hauses, in dem Jeanne wohnte. Er lief in klirrender Wehr die Treppe empor und trat rasch in das Zimmer, in dem das Mädchen saß und ihre Abendmahlzeit nahm.

„Ein starker Haufen Feinde und viel Geschütz ist unter Fastolfs Führung unterwegs", rief der Graf. „Ich weiß es von meinen Kundschaftern."

„Das ist Gottes Fügung", sagte Jeanne und erhob sich vom Tisch.

„Dann ist Gott wider uns alle", entgegnete Graf Dunois. „Ich habe es nicht anders geahnt."

„Euch ist nicht gegeben zu erkennen, was Gottes Wille ist", erwiderte Jeanne kurz.

„Ihr seid hochmütig", rief der Bastard von Orleans.

„Und Ihr denkt klein von allem, was Ihr nicht selber vollbringt", kam es scharf von Jeannes Lippen.

Dunois hörte sie kaum. Er schritt in der kleinen Kammer auf und nieder, das Schwert im Arm, den Helm noch auf

dem Haupte und sprach, ohne innezuhalten, nur manchmal stehenbleibend, um mit dem schwergepanzerten Fuß aufzustampfen.

„Ihr müßt ja warten! Ihr! Herolde und Briefe müßt ihr den Feinden senden und beten müßt Ihr gehen und beichten! Ich habe es gedacht! Mein königlicher Herr liebt Euch, Herr Renault von Chartres gab Euch Zeugnis und Amt. Kann da Gutes kommen! Ich hätte dies alles wissen sollen. Er, der Herr des Landes, lebt mit Agnes Sorel, der Dame der Königin, und denkt nicht unser. Er betet und wir sollen kämpfen. Betet er auch bei Agnes, Jungfer d'Arc? Sagt mir doch, betet er bei ihr, daß Gott sich seiner also erbarmen mag?"

Graf Dunois blieb vor dem Mädchen stehen und starrte ihr ins Antlitz.

„Klagt Ihr den Dauphin der Feigheit an, weil Ihr selber den Mut verliert?" fragte Jeanne mit ruhiger Stimme.

„Euch klag' ich an," rief Graf Dunois, „ihn klag' ich an und alle Herren dieses armen, verlassenen Landes."

„Graf Dunois, Ihr tragt dieses Landes Wappen auch auf Eurem Schilde."

„Hätte mein Schild nicht den Schrägbalken von meiner Geburt her, ich striche mein Wappen selber durch", rief der Bastard und stampfte wild auf den Estrich.

„Ihr seid untreu Eurem Herrn und mir", entgegnete Jeanne und ihre Stimme begann sich zu heben.

„Und Ihr seid voll des Übermutes. Ihr glaubt, ich werde stillhalten, wann Ihr befehlet und uns ins Verderben stürzet. Jungfer Jeanne d'Arc, Ihr tut unrecht, also groß vor mir zu sprechen. Der Wind mag sich wenden, Fastolf kehrt nicht um. Ich kenne ihn. Ich kämpfte bei Rouvrais. Wir sind verloren."

Der Graf warf sich in einen schweren Stuhl und schwieg. Jeanne trat rasch auf ihn zu.

„Steht auf! Tut Eure Pflicht! Geht an Euren Platz", sagte sie kurz.

„Bauernmädchen, Ihr sprecht zu einem großen Herrn des Landes", rief Dunois drohend.

„Ihr wolltet Euer Wappen selber tilgen, ich kenne nur Euer Amt, nicht Eure Ehre."

Der Graf fuhr plötzlich wild auf. „Was wißt denn Ihr", rief er. „Der Sohn eines schwachsinnigen Mannes und einer Frau, die Männer von der Straße rief in ihr königliches Bett, der soll unser Herr sein. Und mein Vater war ein hochgeehrter Herzog, ein Herr des Rates, und ging hin und zeugte mich im Ehebruch. Und da einmal der rechtmäßige Gatte meiner Mutter unangemeldet in meines Vaters Zimmer trat, da deckte er den Leib seiner Geliebten auf und ließ dem Gatten ihre nackte Schönheit sehen im hellen Tageslicht und hielt nur ihren Kopf unter der Decke des Bettes verhüllt, ob der Eheherr nicht erkenne, mit wem der Herzog Buhlschaft habe. Und er erkannte sein eigen Weib nicht. Gott sei's geklagt. Sie erzählen es heute noch lachend bei Hof. Ich weiß wohl, wie die Brüste meiner Mutter waren und wie lieblich ihre Schenkel sich rundeten. Ein jeder, den ich darum frage, kann es mir berichten. Solche und tausenderlei Schmach und Unzucht geschah bei Hof, geschieht noch heute und ich sollte ritterliche Treue halten diesem Lande?" Graf Dunois lachte hart auf.

„Ich kannte die Schande Eurer Mutter nicht. Nun habt Ihr selber sie mir gewiesen", sagte Jeanne ruhig.

„Ich achte diesen Dauphin nicht", schrie Graf Dunois. „Ich achte den ganzen Adel nicht wie einen Hund. Ich war ein Narr, da ich an Eure Sendung glaubte."

„Wir in Domremy spielten gerne mit allen Kindern, nur mit der roten Margot nicht. Sie erzählte von ihren Eltern Übles. Und ihre Eltern waren reich und sie brachte schönes Spielzeug mit", sagte Jeanne.

„Laßt mich zufrieden mit Eurem Bauernvolk. Ich habe nichts mit Euch gemein."

Graf Dunois faßte wild nach der Tür. Da legte Jeanne ihre Hand auf seine Schulter und drehte den schwer be-

waffneten Mann um, daß er ihr ins Antlitz sehen mußte.

„Sendet Eure Kundschafter aus, Herr Graf, und sehet zu, daß Fastolf nicht ungesehen durch den Wald vorrückt. Ich will von seinem Tun genaue Meldung haben. Ihr haftet mir mit Eurem Kopf."

Graf Dunois fuhr auf. Er wollte sprechen. Doch Jeanne sprach weiter.

„Ihr seid ein strenger Richter über andre, die allzuviel reden. Haltet Eure Zunge im Zaume, Herr Graf, und seht zu, daß Ihr Eure Ehre nicht verredet. Geht! Ihr haftet mir, bei Gott, mit Eurem Leben."

„Nicht um dieser Furcht willen", begann Graf Dunois langsam.

„Um Eurer Ehre willen", schnitt Jeanne kurz in Dunois' Rede.

2.

Jeanne trat in ihr Schlafgemach. Herr von Novelonpont half ihr, sich entwaffnen. Als sie dastand, schlank und schmal in ihrem engen, ledernen Waffenkleid, da trat Frau Rocher in die Kammer. An ihrer Hand führte sie ein kleines Mädchen.

„Ich will sehen, ob Ihr alles habt, dessen Ihr zur Nacht bedürft, da Ihr in unserem Hause weilt", begann die Frau.

Jeanne nickte ihr zu. Frau Rocher stellte die Talglampe auf den Tisch.

„Wollt Ihr einen Nachttrunk?" fragte sie.

„Ich will mich zur Ruhe legen", erwiderte das Mädchen. „Mir ist, als würde ich nicht lange schlafen."

Die Hausfrau schüttelte besorgt den Kopf.

„Ich hoffe wohl, daß Ihr der guten Ruhe pflegen werdet in unserem Hause. Es ist eine undankbare Arbeit, Euch Wirtin zu sein. Ihr nehmt fast nichts von uns und nun

wollt Ihr gar kurz ruhen, statt bis in den Tag zu schlafen auf unseren besten Kissen."

„Ich hoffe, daß Ihr nicht lange mehr die Mühen dieser Zeit tragen sollt."

„Ihr kennt sie doch kaum", erwiderte seufzend Frau Rocher. „Ihr kennt nur den Kampf und die Arbeit der Männer. Aber glaubt mir, es ist nicht leicht für uns Frauen! Wenn es Abend wird, dann schweigen die Feldstücke, aber die Männer fangen zu reden an".

„Seid Ihr des nicht froh?" fragte Jeanne und blickte verwundert auf von ihrer Arbeit. Sie löste eben die Schnüre ihrer Lederschuhe.

„Ich war es einmal," klagte Frau Rocher, „aber nun dauert die Belagerung der Stadt zu lange. Anfangs saßen wir Frauen still in einem Winkel des Hauses und horchten auf jeden Hornruf der Engelländer. Wir kannten die Zeichen nicht und wir träumten bei dem Lärm der Kämpfe üble Träume. Wir waren froh, wenn unsere Männer abends heimkehrten, wenn wir nur ihre Stimmen hören konnten. Nun aber währt es zu lange."

Frau Rocher nahm eine Lichtschere und zupfte an dem schwelenden, zuckenden Docht. Die kleine Marie, ihr Kind, setzte sich auf Jeannes Bett und hämmerte mit den Füßen wider die Lade.

„Es geht nicht mehr", begann Frau Rocher wieder. „Sie kommen heim wie am ersten Tage der Belagerung und reden von nichts denn Kampf und Blut und Tod. Ich könnte mich vor meinem Manne fürchten, ich dächte fast, er sei ein Fremder; doch er will die Speisen haben wie vordem und wir sollen so sehr auf das Hauswesen achten, als wüßten wir nicht, daß jeder Schlag der Feldstücke, den wir hören, Tod bringen kann. Und was wir auch tun, es ist den Männern nicht recht. Sie bringen all den Schrecken mit sich nach Hause. Es ist schwer."

„Ich kann es wohl glauben!" sagte Jeanne. Sie mußte laut sprechen, denn die kleine Marie trommelte kraftvoll

mit ihren kurzen Beinen wider die Bettlade und begann nun zu singen, die Faust an den Lippen, als blase sie ein Horn.

„Wenn wir die Männer nach ihren Taten fragen, dann schreien sie, daß sie abends vergessen wollen. Und fragen wir nicht, dann werden sie erzürnt und meinen, sie kämen nicht vom Wochenmarkt, daß wir nicht wissen wollen, was geschehen ist. Und wohl an die hundertmal hab' ich vernommen, wie Rocher bei dem Pariser Tor standhielt und wie schrecklich der Kampfruf der Engelländer ist. Wann kommt Frieden, Jungfer?"

Jeanne schwieg.

„Sei still, Marietton", rief da die Frau und zog dem kleinen Mädchen die Hand vom Munde. „Habt Ihr gehört, Jungfer? Sogar das Kind trommelt und singt die Marschweisen der Engelländer. Und Worte spricht die Kleine manchesmal! Die hat sie von den Kriegsknechten gehört. Ich bete zu Gott, daß sie den Sinn ihrer Rede nicht einmal ahnte."

„Ihr habt doch Eure Arbeit und sorgt für Euren Mann. Das ist doch wohl auch jetzt ein fröhlich Tun", sagte Jeanne leise.

„Meint Ihr?" kam es hart von Frau Rochers Lippen, während sie böse an den Bettpolstern zupfte. „Wer kümmert sich um unsere Arbeit, wer will es begreifen, wenn wir vom Waschen müde sind? Die Männer sind eben ermattet vom Kämpfen und vom Wachen, wie sie sagen, und ich glaube auch vom Reden."

Jeanne lachte hell auf.

„Doch ich bin nicht zu Euch gekommen, Jungfer, um zu klagen", fuhr Frau Rocher ruhiger fort. „Ich komme, Euch um Vergebung zu bitten. Ich tue in meinem Hause, was ich kann, Euch würdig zu empfangen. Doch es fehlt an manchem."

„Ihr seid zu streng mit Euch", erwiderte Jeanne lächelnd.

„Ich weiß selbst, wo es fehlt, und wenn Ihr einmal ein eigenes Heim habt, dann werdet Ihr erst sehen, wie schwer

es ist, eine rechte Hausfrau zu sein. Ich weiß, daß Ihr bei Hof waret, Jungfer, und es ist Sitte bei den Großen, daß der Erste des Hauses das Bett teilt mit einem geehrten Gast. Drum bin ich gekommen."

Erstaunt blickte Jeanne auf.

„Wir wissen auch, was sich geziemt", sagte Frau Rocher stolz. „Und so bringe ich Euch als Bettgenoß die Erste dieses Hauses." Sie nahm die kleine Marie bei der Hand und führte sie zu Jeanne. „Glaubt mir, sie herrscht hier, diese kleine Dame. Ich habe nicht viel der Schätze in Eure Kammer zu stellen, doch das werteste von allem, was mein ist, wird neben Euch liegen, so Ihr verstattet."

Frau Rocher blickte fragend zu Jeanne hin, dann sah sie stolz auf ihr Kind nieder und strich rasch über Mariettons Locken. Als sie wieder aufschaute, lag in ihrem Blicke ein Fordern des Lobes. Jeanne kniete rasch nieder und faßte das Kind unter die Arme. Sie hob es mit frohem Ausruf empor und küßte es.

„Ist sie nicht schwer für ihr Alter?" fragte Frau Rocher stolz.

„Ich dank' Euch für diese Freude, für diese Liebe!" rief Jeanne, das Kind noch hoch erhoben haltend.

„Ich dachte mir, daß es Euch recht wäre", sagte Frau Rocher. „Und mein Mann wollte nicht", fügte sie zornig hinzu.

Sie nahm das kleine Mädchen, stellte es zwischen den Waffen auf den Tisch und begann es zu entkleiden. Als sie dem Kinde die Haare strähnte, verfing der Kamm sich oft in die dichten Locken. Der Schatten von Trotz fiel über der kleinen Marie rundes Gesichtchen und Tränen traten ihr in die Augen. Frau Rocher aber kämmte weiter und schalt sie, weil sie nicht stille hielt. Des Kindes Lippen warfen sich auf und Jeanne sah, daß die Mutter heimlich böse wurde und der Kleinen den Kopf mit zornigem Griff zurecht schob. Da nahm das Mädchen einen Kettenhandschuh vom Tisch und stülpte ihn über Mariettons Hand. Nun begann

das Kind zu lachen und zu reden. Sie erzählte vom Vater, der Rat der Stadt war, von seiner goldenen Halskette und von seinen Waffentaten. Aus des kleinen Mädchens Rede klangen die harten Worte des Krieges, aus ihrem roten Mündchen huschte unter Lachen die Kunde von Tod und Blut und der Widerschein eines wilden Fluches zuckte auf in des Kindes kurzem Nachtgebet. Als es eingeschlafen war und Frau Rocher leise aus dem Zimmer schlich, warf sich Jeanne vor dem Bilde der Gottesmutter auf die Knie und flehte um Frieden und Erlösung von ihrem schweren Werke.

Es wurde still in den Straßen von Orleans und auch die langen, fernen Rufe der feindlichen Hörner verklangen. Dann legte sich das Mädchen auf sein Bett. Es fühlte den warmen, leichten Hauch des still atmenden Kindes über sein Antlitz kosen, dieweil der Blick auf dem funkelnden Haufen Waffen lag, der den Tisch bedeckte. Die Talglampe brannte nieder und zitterte. Ruhelos und unsicher flackerte der Schein über das helle Eisen hin. Die zuckenden Lichter verwoben sich seltsam und die bunt durchwirkte, samtene Decke des Schlafes breitete sich über Jeannes Sinne.

3.

Die Uhr des Domes von Orleans hatte mit ernster Stimme die dritte Stunde der Nacht verkündet. Jeanne fuhr in ihrem Bette auf. Es war, als sei der Schlaf mit kühlem Hauche von ihr weggeweht worden.

„Herr von Novelonpont", rief sie laut.

Schlummerschweres Stöhnen antwortete ihr aus der Kammer nebenan.

„Herr von Novelonpont! Meine Waffen! Auf!" Nun klang Jeannes Stimme klar und sicher.

Die kleine Marie drehte sich zum Licht, blinzelte das Mädchen an, das aufrecht in der Kammer stand, dann faßte sie die ganze Decke, zog sie zu sich und schlief wieder ein.

Jeanne griff wild in den klirrenden Haufen Eisen. Herr von Novelonpont kam, ein Licht über dem Kopfe haltend, in die Kammer.

„Waffnet mich!"

Der Herr starrte sie an.

„Rasch! Ich soll kämpfen gehen. Ich habe es vernommen. Wider Fastolf oder die Belagerer, das weiß ich noch nicht."

Der Ritter faßte den Brustharnisch mit zitternder Hand. Jeanne fuhr durch den Armriemen.

„Die Schienen!" sagte sie leise und kurz.

Stück für Stück nannte sie mit gepreßter Stimme und Stück für Stück legte sich kalt und hart über ihren schlummerwarmen Leib.

„Nun waffnet Euch!"

Jeanne faßte nach ihrem Helm und klirrte über die Stiegen hinab.

Die Schritte der vorüberziehenden Wache hallten von der Straße auf und verklangen. An das Fenster gelehnt stand des Mädchens Knappe und blickte hinaus. Er gewahrte nicht seiner Herrin Kommen. Sie faßte ihn von hinten bei der Schulter und zog ihn zurück.

„Du läßt mich schlafen, wenn französisch Blut fließt, du Kerl!" rief Jeanne und erhob ausholend zum Schlage die Linke. Der Knappe zog ängstlich den Kopf ein.

„Mein Pferd!" Sie rief es und stieß ihn zur Tür hinaus.

Klirrend sprang Jeanne in den Sattel. Aus dem Fenster reichte ihr der Bursche die Fahne. Dann hakte sie die Sporen ein.

Der Hufschlag hallte durch die leeren Straßen, das Rasseln und Klinken der Wehr sprühte hell brandend wider die dunkle Stille. Die Häuser schienen neben Jeanne aufzuwachsen und zu versinken, da sie vorübersprengte.

Am Ende einer dunklen Gasse schwelte rot eine Fackel. Sie war weit weg, nun nah und jetzt vorüber. Mit gesenktem Haupte, schräg zum Boden schoß das Pferd um

die Ecke. Vor dem Mädchen dehnte sich eine lange, gerade Straße. Über die Häuser, weit draußen, flammte gelber Feuerschein gegen den grauen Himmel der frühen Dämmerung. Die kühle Luft umwehte des Mädchens Helm, daß es war, als singe der Wind leise in ihrem Ohr ein eilendes, wildes Lied. Jeannes Brust hob sich, füllte sich mit Kühle und Kraft, ihre Lippen teilten sich.

„Jesus und Maria!" rief sie.

Es klang auf, schallte durch die leere, stille Straße und ward zerschlagen vom Pochen der Pferdehufe.

Grau und mächtig ragte der Dom. Die Uhr schlug. Der eherne Ton fiel nieder. Im dröhnenden Lauf donnerte Jeanne darüber hin.

Ein seltsames Klingen und Singen, ein fernes Brausen stieg auf wie ein tönender Morgennebel. Es kam vom östlichen Tor, ward lauter und teilte sich zum Sprühen vieler Stimmen, zu heiseren, wilden Schreien. Die Bürger der Stadt hatten einen Scheinkampf begonnen. Der war angewachsen zur blutigen Schlacht.

Hinter Jeanne klapperten Pferdehufe. Herr von Novelonpont kam die Straße heraufgesprengt. Nun war er neben ihr. Sein Pferd schnaubte.

„Gott ist mit uns! Jesus und Maria!"

Sie schrie ihren Ruf nach dem östlichen Tor, sie schnellte ihre Stimme voraus. Sie spannte die Bügelriemen mit gestreckten Beinen und neigte ihren Leib nieder zum Halse des Pferdes. Wild flatterte die Fahne über ihrem Haupte.

Aus dem Brausen des Kampfes flackerten Worte, wuchsen Stimmen empor. Jeanne war nun nahe dem umstrittenen Tore. Das helle Klingen von Stahl auf Stahl blitzte durch das donnernde Rollen der laufenden Schritte auf der Zugbrücke. Ein Verwundeter schleppte sich heran. Er hielt seine Hand vor das Gesicht und tastete mit der Linken längs der Häuser hin. Er stöhnte. Aus einer Seitengasse klang Schreien und Wimmern. Ein lediges Pferd kam mit wilden Sprüngen und klingenden Bügeln daher.

Jeanne bog um die Ecke. Sie sah das Tor. Mannen kamen ihr entgegen gelaufen.

„Saint Loup!" hörte sie rufen. „Zurück! Verloren!" Eine wogende, brüllende, waffenblitzende Menge staute sich im Torbogen.

„Jesus und Maria!" schmetterte es über die Köpfe hin. Jeannes Roß bäumte sich. Die Fliehenden stoben auseinander. Einer fiel sinnlos vor Angst dem Pferde des Mädchens in die breiten Zügel. Er wurde zu Boden gerissen und hing schwer an dem schnaubenden Tier. Ein Pfeil klang. Der Mann schrie gurgelnd auf und seine Hände öffneten sich. Mit weitem Sprung schoß das befreite Pferd vor.

„Jesus und Maria!" rief Jeanne und hob die Fahne über ihr Haupt.

„Jesus und Maria!" klang es zurück. Es riefen wenige Stimmen. Kniende Armbrustschützen, Mannen, die langen Lanzen vorgereckt, gepanzerte Rücken, Helm an Helm sperrten des Mädchens Weg. Ihre Sporen zuckten wider ihres Tieres Weichen. Ein bäumender Sprung, ein zerrissenes Wiehern und die Mauer der Kämpfenden zerbarst.

Nun brauste ein Schrei heran, wie eine ungeheuere Welle alles überschüttend.

„Sankt Georg! Gott und das Recht!"

Es war der Ruf der Engelländer.

Dann war es einen Augenblick still. Ein dröhnender Schlag schütterte durch die Dämmerung.

Jeanne stürmte vorüber an ringenden Männern, blitzenden, zuckenden Schwertern, schwelenden Fackeln, hochgereckten Händen, sich windenden, krampfenden Leibern. Über Schreiende, Fluchende, Heulende hin. Einen kurzen Augenblick aufgehalten, dann wieder vorwärts schnellend, nun langsam sich pressend durch wildes Gedränge, dem roten Lichte der brennenden Festung von Saint Loup zu.

Schwer schlugen Steine nieder, hell pfiffen Pfeile, hart und stumpf pochten einschlagende Bolzen. Jeanne sah die

Leitern verlassen und dunkel an dem äußeren Wall aufragen.

„Jesus und Maria!"

Sie rief es keuchend, und pfeifend sog sie den Atem ein.

„Gott ist mit uns!" klang es neben ihr. Es war ihr Knappe. Jeanne sprang vom Pferde und warf dem Burschen die Zügel zu. Sie faßte ihre Fahne mit der Linken und griff in die Sprossen der nächsten Leiter. Ihre Schritte ließen die dünnen Holme sich biegen.

Nun stand sie auf der Zinne. Sie fühlte einen Arm sich wider ihre Brust pressen, sie hörte eine heisere Stimme brüllen, heißer Atem schlug gegen ihr Gesicht. Hoch flatterte ihre Fahne. Der Schaft klang gegen Erz. Der Mann fiel rückwärts in die Tiefe. Jeanne sprang nach.

Schwerter und Lanzen blitzten neben ihr, Spitze an Spitze. Das Mädchen lehnte an der Mauer, atemlos, mit offenem Munde. Sie stand allein in der feindlichen Umwallung.

Da dröhnte es neben ihr, rasselnd stürzten, sprangen die Mannen der Franzosen von der erklommenen Mauerkrone herab, ihr nach. Es pochte an das breite Tor. Es splitterte, ächzte und brach. Ein heller Strom ergoß sich in den wirbelnden Knäuel.

„Jesus und Maria!" schlug es auf gegen die grauen Quadern und in wildem Getümmel zischte und brauste es an dem Mädchen vorüber, den Feinden nach, die sich wandten und flohen.

Jeanne d'Arc stand schweigend gelehnt an den grauen Stein, die Fahne weit vorgestreckt, den Mund offen, die Brust wogend. In der Rechten hielt sie das gesenkte Schwert. Die Klinge glühte im Rot des Morgens. Um des Mädchens ruhig ragende Gestalt lagen schwer und reglos, seltsam verflochten, wild verkrampft die blutenden Leiber von Freund und Feind.

4.

Die Festung von Saint Loup trug die blaue Fahne des Dauphin von dieser Stunde an. Jeanne kehrte nach Orleans zurück. Die helle Sonne goß mildes Goldlicht über ihren Weg. Tiefe Stille lag nun in den Straßen, leer gähnte das Burgunder Tor, da und dorten lagen wuchtig und schwer lastend tote gepanzerte Mannen. Im Morgenlichte funkelten zerbeulte leere Helme, zerbrochene Schwertklingen und zersplitterte Lanzen. Vom Dome her dröhnten gleichmäßig und hallend die harten Schläge der mächtigen Glocke.

Als Jeanne auf den Marktplatz kam, gewahrte sie einen Trupp Kriegsknechte, die gesenkten Hauptes, die Hände auf den Rücken gebunden, dahinschritten. Vor ihnen her zog eine Reihe von Männern im Mönchsgewand, doch die Kapuzen hingen über ihre Schultern nieder und Eisen blitzte an ihrem Halse. Jeanne sah, daß auch ihnen die Hände gefesselt waren.

„An den Brandpfahl mit den Hunden!" hörte sie des Bischof Kirkmichel Stimme. „An den Galgen, ins Wasser mit ihnen!"

Er ritt dem Trupp Gefangener voran. Über seinen schönen Panzer hingen nur mehr Fetzen seines purpurnen Priesterkleides. Sein Schwert hielt er gezückt und mit geballter Faust drohte seine Linke auf alle, so ihm nahe kamen. Das Mädchen ritt heran und grüßte den Bischof.

„Die engelländischen Ketzer da haben es gewagt, geistliche Gewänder in einer Kirche anzulegen, um zu entkommen!" rief er ihr von weitem zu. „Seht Euch nur die an!"

Er schüttelte die geballte Faust. Jeanne bückte vom Pferde nieder. Ein langer, schmächtiger Mann sah flehend zu ihr hin. Er trug nur die rechte Seite seines buschigen Schnurrbartes, die andere Hälfte seines Gesichtes war weiß von Seifenschaum. Das Mädchen lachte laut auf.

„Lacht nicht!“ schrie der erzürnte Bischof. „Wenn ich nicht in die Kirche herein wäre mit meinen Mannen, die da hätten sich auch noch eine Tonsur geschoren! Und was die alles anhaben“, fügte er grimmig hinzu. „Nicht ein ganzer Karmeliter ist unter ihnen zu finden! Die Zisterzienser Soutane über einem Benediktinergewand ist das geringste Unrecht, das sie taten. An den Galgen mit ihnen!“

Der Bischof war sehr erzürnt. Leute lachten. Er drohte ihnen wild.

„Halten die Hunde uns denn für so dumm, daß wir solchen Mummenschanz für Priester halten sollen?“

Er wandte sich zu den Gefangenen und ritt also nahe an den Mann mit dem halben Bart heran, daß der erschreckt und stolpernd zurücksprang.

„Sperr' die Augen auf, Engelländer!“ rief Kirkmichel ihm ins Gesicht. „So wie ich, so sieht ein Gerechter aus. Das ist ein Priesterkleid.“

„Lehrt nicht Irrtum, Herr Bischof!“ sagte Jeanne. „Das ist ein Panzer.“

„Aber darüber“, beharrte hartnäckig der Erzürnte, blickte auf sein Gewand und verstummte.

„Darüber sind blutige Fetzen“, sagte Jeanne.

„Ich dulde solches Maskenspiel nicht“, schrie nun plötzlich der Bischof, denn er wollte nicht, daß jemand des Mädchens Antwort höre.

„Ich hätte die Leute für Mannen aus Eurem Haufen gehalten“, sprach Jeanne lächelnd.

„Ich hab' sie ja auch zuerst dafür gehalten“, schnappte Kirkmichel.

„Geht in den Dom, Herr Bischof, und leset die Messe. Ich bin voll Sehnsucht nach dieser“, bat das Mädchen.

„Laßt das doch jetzt! Ich habe noch viel zu tun. Ein anderer soll Amt halten!“ entgegnete Kirkmichel ungeduldig.

„Doch Euch ist es Pflicht. Am Altar ist Euer Platz.“

„Meint Ihr?“

„Ich weiß es.“

Bischof Kirkmichel seufzte. Langsam wandte er sein Pferd um.

„Muß es sein, an solchem Tage! Ich könnte heute ganz Orleans befreien, ich allein. So ist mir zu Mute." Er schüttelte den Kopf.

„Es geht viel Volk zur Kirche", sagte Jeanne.

Der Bischof ritt zögernd von dannen. Doch oft wandte er sich um und drohte den Gefangenen mit Wort und Gebärde. Als ein Zug bewaffneter Bürger vorüberschritt, blieb er noch im Tore der Sakristei stehen und blickte ihnen lange nach. Dann erst trat er langsam in die Kirche.

„Gebt die Leute in milden Gewahrsam", befahl Jeanne. „Sie wollten Priester werden. Es fehlte ihnen die Zeit. Hätten sie so viel Muße gehabt, wie der Herr Bischof sich nahm, um Krieger zu werden, es wäre ihnen wohl gelungen."

Schweigend teilte sich der dichte Haufen der Frauen, als Jeanne d'Arc in den Dom trat. Warme Kinderhände griffen nach ihrer Rechten, feuchte, kurze Kinderküsse bedeckten rasch ihre Hand, noch ehe Jeanne sie zurückziehen konnte. Wie von Ferne, wie weit aus der hohen Wölbung des Domes, von den Kronen der ragenden Bogen, die ihr Haupt in Dunkel tauchten, tönten die schweren Schläge der Glocke nieder, schwebten herab durch das dämmerige Schweigen und verwehten im Hauche der geflüsterten Gebete.

Jeanne schloß die Augen. Sie dankte dem Herrn der Welt für den ersten Sieg und gedachte, um Gnade flehend, der künftigen Arbeit. Wie ein allzuschweres, lastendes Kleid legte sich der Schatten der kommenden Mühe über ihre Schultern. Ihr Panzer drückte sie. Jeanne kniete schwer nieder. Leise zitterte der helle Klang des Erzes in die Stille. Milde und lieblich sang die Orgel und wob goldene Fäden reinen Tones durch den Raum. Da war es dem Mädchen, als springe jäh ein warmer Quell auf in ihrer Brust. Sie neigte ihr Haupt, und milde in Tränen gelöst, floß die Härte des Kampfes, die Schwere der Mühe von ihr.

Der Diakonus aber ließ an diesem Tage die Glocke hart klingen, denn seine Hand war nun des Trommelns gewohnt und seltsam befehlend klang des Bischofs Stimme, da er Frieden verkündete über dem betenden Volke von Orleans.

5.

Zur Abendstunde des Himmelfahrtstages begab sich der Marschall von Rais in das Haus des Rates Rocher, um Jeanne zu berichten, was die Herren und Rottenführer beschlossen hatten. Er trat in des Mädchens Kammer und sah mit Erstaunen, daß Jeanne erregt auf und niederschritt.

„Redet nicht!" rief sie ihm entgegen. „Tut Euren Mund nicht zur Lüge auf. Wähnt Ihr, mich betrügen zu können, weil ich heute keine Waffen anlegen wollte und weil ich verspottet ward."

„Ihr seid seltsamer Art," sagte der Marschall und setzte sich in einen tiefen Stuhl, „Ihr und Eure Leute, Jungfer, seid seltsamer Art."

Jeanne blieb vor dem Marschall stehen. Die Mühen des Kampfes hatten tiefdunkle Furchen unter seine Augen gegraben und über sein Antlitz lag Bläße gehaucht wie weißer Staub. Seine Blicke senkten sich vor Jeanne, als wäre er eine züchtige Frau.

„Ihr wollt mich belügen!" rief das Mädchen nochmals.

„Wenn wir Euch Unwahres sagen, habt Ihr keine Schuld an dem, was geschieht, seid froh darum. Ihr könnt dann ruhig schlafen."

„Ich will nicht ruhig schlafen. Ich will meine Arbeit tun", rief Jeanne und schritt wieder auf und nieder, ruhelos und mit kurzen Schritten.

„Ihr seid sehr seltsam", entgegnete leise der Marschall. „Und Euer Herr Seneschall ritt gestern in den Kampf ohne Waffenrock. So reitet ein Troßknecht, kein Herr."

Der Graf von Rais lachte leicht auf.

„Man hätte den edlen Herrn von Novelonpont für Gott weiß wen halten können", fuhr er fort. „Wer Ritter ist, sollte es zeigen. Seht mich an." Er koste mit den Spitzen seiner Finger über seinen schneeweißen Wappenrock. „Ich war auch bei dem Burgunder Tor, aber ich bin schon heute wieder bereit, vor unseren königlichen Herrn zu treten. Anders reite ich nicht in den Kampf als zum Osterturney."

„Wer kann mir übles nachsagen? Lebe ich nicht, wie daheim unter den wachsamen Augen meiner Eltern, hier neben Mannen und Herren?" rief das Mädchen plötzlich. „Lebe ich nicht, wie es sich gebührt, und die Engelländer haben mich von ihrem Turme aus beschimpft."

Jeanne preßte die Hände wider die Ohren.

„Es waren üble Worte, die sie sprachen, und ich habe das nicht verdient", klagte sie mit zuckendem Munde. Tränen rollten über ihre Wangen.

„Man spricht zum Feind nicht, wie er es verdient", sagte der Marschall. „Ihr weint um Worte und waret doch vor einem Tage noch im Kampfgetümmel. Ich habe Frauenart nie verstanden."

„Ich will nach diesem Kriege heimkehren", rief Jeanne und schluchzte auf. Dann weinte sie lange und bitterlich. Endlich hob sie den Kopf und sprach weiter, von Schluchzen geschüttelt: „Ich will nach diesem Kampf nach Hause. Und wenn ich über den Markt gehe oder mit andern Mädchen sprechen will, werden sie auf mich zeigen und flüstern, was man mir in Orleans nachgerufen hat von den Türmen."

„Wenn Ihr siegt, wird man wohl anders zu berichten haben von Euch", sagte lächelnd der Graf von Rais.

„Die Feinde haben nicht meine Arbeit beschimpft, sondern mich. Es ist bitter unrecht, ein Mädchen ohne Grund zu verleumden", erwiderte Jeanne und wischte sich die Tränen mit dem Handrücken von den Augen. „Und nun wollt auch Ihr mich belügen."

Der Marschall schwieg.

„Meldet mir Eure Botschaft", sagte Jeanne. Ihre Stimme zitterte weh, doch ein harter Klang zuckte schon in ihren Worten.

„Ihr sollt morgen zum Regnarttor gehen und die Bürger wider den Turm von Saint Laurent führen", begann zögernd der Graf.

„Das werde ich nicht tun", sagte Jeanne langsam. Ihr Blick schien sich nach innen zu kehren und ihre Stimme klang seltsam fremd aus ihrem nur leicht offenen Munde. „Ich werde die Hauptmacht der Mannen bei dem Augustinertor hinausführen müssen, denn die Feinde werden nicht, wie Ihr es hofft, über den Fluß zum Regnarttor eilen, auch wenn die Bürger dort kämpfen. Ich habe die Engelländer dreimal zum Frieden gerufen und bei Saint Loup haben sie Gottes Macht wirken sehen. Nun soll der Sieg unser werden." Jeannes Blick wurde wieder klar und ihre Stimme klang kühl und fest. „Doch das wird der kommende Tag weisen. Ich habe vernommen, was Ihr zu melden habt."

Marschall Graf von Rais ging von dannen und Jeanne sank betend ins Knie.

6.

Ein wilder Lärm war bei dem geschlossenen Regnarttor. Die bewaffneten Bürger und Mannen der Stadt standen zusammengepreßt in der Ausfallgasse und der Kanzler von Orleans, Herr von Gaucourt, versuchte die vielen Stimmen zu überschreien.

„Es ist unwahr, daß hier der Kampf sein wird", brüllte ein kleiner Mann und sprang auf einen Steinquader, daß er über die Köpfe der anderen ragte. „Es ist unwahr, Bürger!"

„Uns wollen sie töten lassen, sie selber kämpfen unter Gottes Schutz!" gröhlte ein halb trunkener Armbrustschütze

und schüttelte seine Waffe wild vor des Kanzlers Gesicht. „Das sind die Herren vom Hof. Wir kennen sie!"

„Schlagt ihn nieder!" rief ein langer, hagerer Mann. „Er will uns zurückhalten vom Kampf", doch dabei drängte er nach rückwärts vom Tore weg der sicheren Straße zu.

„Du willst nur heim, daß du nicht kämpfen brauchst", klang eine hohe Stimme ihm entgegen.

„Hund!" brüllte der Lange. „Ich will zur Jungfrau!" Seine Faust fuhr empor, doch um ihn schloß sich ein Knäuel, daß der Schlag nicht mehr niederfallen konnte.

Der Mann auf dem Quaderstein sprach mit wildrollenden Augen und seine Arme fuhren zuckend in der Luft umher. Es war, als bewege er nur die Lippen ohne Wort, denn seine Rede ward nicht gehört in dem Kreischen und Schreien, dem Klirren und Brausen.

Der Herr von Gaucourt gab seinem Pferde die Sporen. Er wollte wenden. Doch ein Schmied faßte in die Zügel und riß das Tier wieder herum. Die ragende Gestalt des Ritters begann zu wanken. Da reckten sich Fäuste auf und Steine begannen zu fliegen. Einer traf des Herrn Helm und splitterte. Blut floß von seiner Stirn. Da brüllten die Leute wild und wogend drängten die Fäuste auf ihn zu. Er hob sein Schwert. Ein Mann sprang auf und riß die Klinge herab.

„Verfluchter Hund!" schrie Gaucourt und traf den Bürger mit dem Eisenhandschuh auf den Kopf. Da sah er eine Armbrust auf sich gerichtet. Er duckte sich nieder. Faustthiebe trafen seinen Panzer. Von Stichen blutend bäumte sich sein Pferd. Ein Bolzen sang an ihm vorüber. Männer wurden an die Mauer gepreßt und schrieen hoch und klagend, das Tor dröhnte von Schlägen und von den Hufen des scheuenden Tieres getroffen, ächzten Bürger und Mannen im wilden Gedränge.

Jenseits der Loire lösten die Engelländer ein Feldstück. Ein donnernder Schlag schien auf den Boden niederzuschüttern. Einen kurzen Augenblick lang zerriß der Lärm,

sanken die Fäuste, horchten die Bürger. Von fernher tönte es langgezogen und hell wie der Ruf einer Posaune: „Jesus und Maria!“

Ein Schrei zuckte um Herrn von Gaucourt auf. Dann glaubte er Pferdegetrappel zu hören durch das halblaute Reden, das Rauschen der Drängenden und das Flüstern der ohne Unterlaß regen Schritte um sich. Wie ein Murmeln klang es zuerst, kam heran und ward zu wildem Pochen und nun klapperte der Hufschlag hell vom nahen Ende der Ausfallgasse her, hallend und widerhallend.

Zwischen den grauen Häusern, aufblitzend nur für einen Augenblick, stob es vorüber. Eine weiße, flatternde Fahne, ein schimmernder Panzer und hinter dem leuchtenden Reiter zwei andere mit kurzen, spitzen, zuckenden Wimpeln an den Lanzen. Und da die drei weißen Gestalten verschluckt waren vom Grau der Häuser, klang es herauf zum Tor, hell und froh, lockend und verheißend, freudig und doch hart von Kraft: „Jesus und Maria!“

Die drängende Masse der Bürger barst und brauste die schmale Gasse hinab. Hinter Jeanne d'Arcs Fahne stürmten sie dem Augustinertor zu, die Waffen schwingend, die Augen wild und starr, wie gefesselt und dahingezogen von dem einen Ruf, der vor ihnen her klang durch Orleans und leuchtend den Weg zum Kampfe überflatterte.

Die Mannen, die aus Blois in die Stadt gezogen waren, standen schon auf der Insel in der Mitte der Loire. Nur die berittenen Führer waren beim Tor der Augustiner und brachten ihre Pferde über den Fluß.

Als Jeanne mit erhobener Fahne herangesprengt kam und ihr Ruf herüberdrang zu den Mannen, da war es, als stoße ihr Wort die Leute vorwärts. Der Knäuel, der dunkel und schwer auf der Insel lastete, ward zerrissen und mit wildem Schrei stürzten sich die Kriegsknechte in den Fluß, manche die Schwerter zwischen die Zähne nehmend, manche mit der einen Hand rudernd, die Waffe über dem Haupt schwingend.

Jeanne sprang vom Pferde und faßte ihr Tier am Zügel. Nun stand sie neben La Hire.

„Wir müssen auf Sankt Johann", schrie der dem Mädchen zu.

„Und gegen die Augustiner!" rief sie über den Lärm zurück.

La Hire legte die Hand auf Jeannes Schulter. Sein Griff lastete auf ihrer leuchtenden, kalten Wehr. Er wollte neben ihr bleiben und immer wieder schoben sich die schimmernden, klirrenden Reihen zwischen ihn und das Mädchen. Die Zügel seines Pferdes hätte er um den Arm gewunden.

„Ihr sollt um Gottes Willen nicht vor mir ans Land", rief er. Da bäumte sich sein Pferd und riß ihn zurück. Er wandte sich um und mußte zur Seite springen, um von den schlagenden Hufen seines Tieres nicht getroffen zu werden. Dann wollte er dem Mädchen nach. Er stieß im Gedränge um sich, fluchte und zerrte, bis er zur Brücke kam. Doch weit vor ihm, schon auf dem andern Ufer, sah er die weiße Fahne winken und hörte Jeannes Ruf hell schallen.

Jenseits der Loire ordnete Herr von Novelonpont die Mannen, die in nassen, enganliegenden Wamsen langsam und schwer ans Land krochen.

Als Erster setzte Gerard Tibault den Fuß auf trockenen Boden. Herr von Novelonpont faßte seinen Arm und riß ihn zur Seite, daß die anderen nachzudrängen vermochten. Der junge Ritter schüttelte stolpernd den Griff des Herrn ab und spähte nach des Mädchens Fahne aus. Herr von Petarda, ein spanischer Ritter, klomm ans Land. Der sah Jeanne auf den Johannesturm zustürmen. Ihr Pferd schnob dahin, ihr weißer Wappenrock flatterte im Winde, Ärmel und Helmzimier einten sich züngelnd mit der Fahne. Jeanne wurde im Laufe dahingetragen, eine lebende Wimpel. Tibault erkannte sie und stürmte vor. Da faßte ihn Petarda und riß ihn zurück.

„An Euren Platz, Herr", rief der kleine Ritter, sein braunes Antlitz ward noch dunkler im Zorne. „An Euren

Platz!" schrie er. „Es gehorchen so Mutige wie Ihr dem Befehl."

Tibault lachte dem kleinen Mann ins Gesicht.

„Ich gehöre zur Jungfrau!" rief er stolz und trotzig.

„Ihr seid darum nicht besser denn ich!"

„Ich bin von ihr erwählt und nicht so ein Kind wie Ihr."

„Ich bin Euch gleich", entgegnete Petarda heiser vor Zorn. Dann faßte er des jungen Ritters Rechte. Beide blickten sich kurz herausfordernd und voll Haß an. Sie verstanden einander. „Laßt sehn, wer mehr des Mutes hat", rief Tibault. Hand in Hand stürzten sie vor, mit offener Salade, ohne sich zu bücken, da Pfeile um sie zuckten, ohne innezuhalten, da tief dröhnend Schlag auf Schlag die Feldstücke vom Augustinerturm niederbrüllten.

Das Werk von Sankt Johann stand schweigend und verlassen. Einen Augenblick hielt Jeanne ihres Pferdes klirrenden Lauf an und blickte zu den Wehrgängen empor, die hell von neuem Holze niederschimmerten wie eine kalte, hoheitsvolle, dreifache Krone um des Turmes Haupt. La Hire sprengte heran. Seine Lanze ragte hoch auf. Die Spitze blinkte im Licht, da sie sich wiegte zu des Tieres weitausholenden Galoppaden.

„Die ganze Kraft der Feinde ist in die Augustiner geworfen!" rief der Ritter.

„Nun, Graf La Hire", schmetterte Jeannes Stimme. „Mit Gott und drauf!"

Da fuhr des Felohauptmanns Esche nieder in den Schildhalt. Ein kurzes Klirren flackerte empor, da der Graf Zügel und Schild eng an sich riß, und vorwärts donnerten Jeanne d'Arc und La Hire, vorwärts, schimmernd im Lauf, die Glieder gestrafft, die Leiber vorgeneigt, dahingeschnellt bis zum splitternden, knirschenden Anprall wider die lanzenstarrenden Reihen der Feinde.

Das Dröhnen der Geschütze zerriß das Brausen des Kampfes, schlug dumpf und schwer nieder auf das helle Klirren und Schreien. Der breite, eckige Turm, der ragend

aus den Trümmern des Augustinerklosters in die blaue Luft schnitt, ward umbrandet von Ringenden, umsprüht von steigenden Wellen des Staubes. Nun schien das Werk mit einem Male lebendig geworden. Es reckte tausende von Armen, die, sich dehnend, Bogen vorhielten und, sich langsam einkrampfend, die Sehnen spannten. Klingend flogen die Pfeile aus, singend schnellten sie dahin und klirrend trafen sie.

Hand in Hand, das Angesicht emporgerichtet, den Mund geöffnet, die von Schweiß glänzende Stirne mit Haar beklebt kamen die beiden Ritter dahergerannt, Herr Tibault und der kleine Spanier.

Mit einem Male war es Herrn Petarda, als schluchzte der junge Ritter kurz und zuckend auf. Er sah die drei bunten Federn eines Pfeiles zwischen des Herrn Helm und der Halsberge herausragen, sah seine Arme jäh auffliegen und seine Hände sich an die Kehle krampfen. Mit gurgelndem Schrei sank Tibault langsam nach vorne zur Erde. Der Spanier blieb über dem Leichnam stehen und warf den Schild weit von sich.

In hartem Gedränge wichen die Engelländer vom Vorfeld in den Augustinerturm zurück. Dichte, wogende Reihen der Franzosen kamen heran. Jeanne d'Arc ritt in ihrer Mitte. Ihr Kampfruf war verstummt, aus ihrem offenen Munde schwang sich ein seltsames, helles Singen. Die Mannen hörten es, da sie Worte nicht mehr verstehen konnten, Sinn und Sprache nicht mehr Weg fand zu ihren Ohren und Herzen. In weiten Kreisen umflog die weiße Fahne des Mädchens Haupt ohne Unterlaß, und ohne Unterlaß blitzte der kreisende Arm auf und versank und stieg leuchtend von neuem.

Im schmalen Tor des Turmes stand ein mächtiger Engelländer, in dunkles Eisen gehüllt. Mit weitgespreizten Beinen stand er da und hielt die Torflügel offen. Sein Schwert lag über seiner Schulter schlagbereit. Da die Mannen heranstürmten, hob er sich auf seine Zehen und

mit Wucht und rasender Schnelle schmetterte sein Schwert nieder. Schreie und Flüche gellten an ihm empor, Blut spritzte auf, Heulen und Beten, Wimmern und Röcheln wand sich um seine Füße, die, wie zwei eiserne Säulen aus zerborstenen Trümmern, aus dem Haufen der Leichen aufragten. Von ihm fort nach rückwärts wogten die Reihen. Die Heraneilenden wurden niedergetreten, Lanzen fielen zu Boden und Rufe des Schreckens flogen über die französischen Mannen hin.

Um die flammenden Töne, die aus Jeannes Mund lohten, wanden sich dunkel die warnenden Rufe gleich wirren Rauchschwaden. Jeanne sah das steigende, niederschmetternde Schwert des Riesen am Turmtor, sie sah die verkrampften Glieder zu seinen Füßen. Da verlosch ihr Gesang.

Meister Johann stand abseits, sein Handgeschütz lag neben ihm. Er suchte vergebens ein Ziel. Er war der beste Schütze der Stadt. Jeanne sprengte zu ihm hin.

„Aufs Tor!" schrie sie. „Um des Herrn willen, aufs Tor!"

Ihre Hand reckte sich weisend aus.

„Dann treffe ich die Unseren, sonst nichts", rief Meister Johann. Er weinte fast vor Ungeduld und Wut.

„Schießt hin, haltet hin", schrie Jeanne noch einmal und stieß ihre Fahne in die Richtung des Tores.

Meister Johann legte zögernd die Feldschlange zurecht. Er schlug mit dem Stein an das Eisen, ein Funken sprang, der Zündschwamm glühte rot und der Schütze ließ sich ins Knie nieder. Er neigte sein Haupt und schloß ein Auge. Dann blickte er wieder auf.

„Ich habe kein Ziel, Jungfer", sagte er.

„Jetzt!" rief Jeanne.

Wieder neigte der Meister sein Haupt. Die Zange mit dem Feuerschwamm zitterte in seiner Rechten.

„Jetzt", rief Jeanne kurz und hell.

Johanns Hand fuhr zum Zündloch. Die Reihen beim Tor teilten sich in diesem Augenblick. Eine rote Flamme

fuhr aus dem dunklen Rohr. Weißer Rauch flog auf. Ein kurzer, dumpfer Knall schlug an. Des Engelländers Schwert klang in weitem Bogen nieder. Der Riese rasselte tot zu Boden.

Jeanne sprang vom Pferde. Sie stieß die dicht gedrängten Mannen auseinander, sie preßte ihre Brust wider die gepanzerten Rücken und hielt ihre Fahne hoch über die Häupter der Schreienden. Das Mädchen setzte den Fuß auf des Tores Schwelle und stand hochaufgerichtet, reglos wartend.

Neben ihr zischten die Pfeile nieder, nahe und betäubend brüllten die Feldstücke, unter ihr reckten sich im Todeskampfe Arme auf und sanken in ein weiches, warmes Bette von Erde und Blut.

Jeanne sah die französischen Mannen heranstürmen, hörte ihren Ruf und hinter ihr im Turme ballten sich des Kampfes wilde Schreie, das Klingen von Eisen, das Ächzen und Dröhnen der breiten Turmstiegen zusammen und der Knäuel der rasenden Laute kollerte aus dem engen Tor heraus, überstürzte sich, schlug wider den Ruf der Anstürmenden und zerbarst.

Rasselnd kam der gepanzerte Leib eines Ritters die Treppe herabgestürzt. Er blieb neben Jeanne liegen. Noch einmal ballte sich seine Faust, zuckte sein Dolch und traf. Jeanne fühlte einen stechenden, heißen Schmerz. Ihr Panzerschuh war eingebogen, sie konnte den Fuß nicht regen. Eine schwere, tote Hand klammerte sich an ihr Bein, ein Dolch lag vor ihr auf der Erde.

Das Dröhnen der Geschütze erstarb, das Klirren der Wehre im Augustinerturme verrauschte. La Hire kam dahergesprengt, seine zersplitterte Lanze noch im Arm, seinen Schild zerbeult. Seine Schwertscheide läutete leer gegen die Flanken des Pferdes.

„Seht empor zum Turm, Jungfer!“ rief der Graf. Seine Stimme kreischte aus brennender, trockener Kehle. „Die blaue Fahne weht schon, der Turm ist unser!“

Jeanne nickte kurz mit dem Kopfe und schwieg.

„Tretet vor!“ rief La Hire. „Seht die Fahne an. Seht das Zeichen unseres Sieges!“

Das Mädchen blieb stehen.

Hinter der Stadt sank die Sonne im roten Lichte nieder. Lange Schatten wuchsen über das Feld. Dunkel schnitten die Türme von Orleans in den kupfernen Himmel.

„Ein Tag ist zu Ende“, flüsterte Jeanne. „Ich habe es nicht gewußt.“

„Wir haben wild gekämpft. Es liegen viele. Es mußten viele, gute Mannen sterben“, sagte Graf La Hire.

„Und die Sonne ging über den Himmel und es war Mittag und Angelus wie jeden Tag. Könnt Ihr es glauben?“ Leise sprach das Mädchen, fast wie ein lindes Weinen kam die Rede über ihre Lippen geflossen.

„Heute ist keine Arbeit mehr zu tun, Jungfer!“ rief der Graf. „Tretet heraus, laßt Eure Fahne sinken.“

Jeanne blickte ohne Antwort über das weite Feld. Hie und da schritten Männer schweren Ganges mit gesenktem Haupte dahin. Sie trugen Verwundete von dannen.

Zwei Priester kamen vorüber. Sie suchten nach Arbeit auf dem Felde. Sie hatten die Kapuzen über den Kopf gezogen und murmelten Gebete. Doch während sie sprachen, blieben sie stehen, neigten sich, wandten die reglosen Leiber um, ihnen ins Antlitz zu spähen. Immer aber machten sie das Kreuzeszeichen auf die bleichen Lippen der Liegenden und schlossen ihnen mit sanftem Druck die Augen. Dann schritten sie weiter und suchten nach einem verborgenen Fünkchen Leben.

Ein kindliches Lallen schien am Boden hinzukriechen. Es entquoll einem Haufen Toter, der wie ein hingeworfenes Bündel Scheite sich auftürmte nahe am Turm. Die Mönche traten hin. Sie hoben behutsam einen nach dem anderen fort, endlich bückten sich beide nieder und Jeanne sah, daß sie sprachen, daß der eine seines Rosenkranzes Kreuz an eines Mannes Lippen drückte.

„Kommt nun", sagte leise der Graf. Seine Stimme zitterte. „Dies soll keiner sehen, der wieder kämpfen will. Erhaltet Euren frischen Mut und kommt mit mir."

Jeanne schwieg. Sie blickte nach den Mönchen. Ein kühler Wind strich über das Feld. Tuchfetzen tanzten vor ihm her. Seltsam lebendig flatterten und winkten Bänder, Schleifen und Riemenwerk auf den reglos liegenden Leibern. Die Mönche kamen auf Jeanne zu. Sie trugen schwer an einem gewaffneten Mann.

„Hier ist sie", sagte einer der Priester zum Wunden und legte ihn sachte vor dem Mädchen nieder. Langsam und zitternd hob Herr Petarda sein Haupt. Leise und lallend, wie die Sprache eines schlaftrunkenen Kindes, klang seine Stimme aus seinem zerschmetterten, verbogenen Helm hervor. Zwischen Splittern von Eisen und Fetzen bläulichen Fleisches zitterten tiefrote Blutstropfen. Er war von einer Steinkugel getroffen worden.

„Wir haben beide nicht gezaudert, Jungfer", sagte der kleine Ritter. Sein Kopf wollte sinken, doch der eine Mönch kniete nieder und hielt ihn empor. Der Griff schien den Wunden zu schmerzen. Er klagte leise.

„Er ist zuerst gefallen, Euer Ritter Tibault", begann Petarda nach einigen Augenblicken wieder. „Aber wir waren nebeneinander, beide gleich — beide sind wir Ritter. Jeder von uns hat die Probe gut bestanden."

Petardas Hand begann ruhelos zu suchen, zu tasten und zu zittern. Er stützte sich auf und sein blutüberrieseltes Auge schloß sich.

„Ich bin noch mutiger", sagte er pressend und lauter. „Ich blieb bei ihm und habe auf den Tod gewartet. Den Schild habe ich weggeworfen." Dann sank sein Haupt nieder.

„Ich gehöre zu Euch!" lallte er trotzig und kindlich.

„Wollt Ihr keinen Sterbenstrost?" fragte Jeanne.

„Ich gehöre zu Euch", flüsterte der kleine Herr von Petarda, da sich langsam seine Glieder dehnten. Der Mönch

strich im Kreuzzeichen über die geschwollenen, entstellten Lippen und ging seiner Wege.

„Kommt!" sagte Graf La Hire und ergriff rasch des Mädchens Hand. „Auf was wollt Ihr warten?"

„Auf morgen", sprach Jeanne. Doch sie folgte dem Zuge des starken Armes. Einen Schritt tat sie vor, dann sank sie in die Knie.

„Mein Fuß", flüsterte sie.

Graf La Hire faßte den schlanken Leib. Er hob ihn empor und setzte ihn auf sein Pferd.

„Das hätte ich vor einer geraumen Zeit tun sollen", sagte er fröhlich, doch bekümmert schüttelte Jeanne ihr müde gesenktes Haupt.

7.

Der abendliche Wind wuchs zum Sturme an. Er rüttelte an den Fenstern des Hauses. Es war Jeanne, als dürfe sie nicht der Ruhe pflegen und angstvoll blickte sie auf, wenn das Brausen die Lieder der Mannen dahertrug und sie ausschüttete, einen Knäuel von Lauten, wider die Mauern des Hauses. Frau Rocher aber kniete vor dem Mädchen und legte Tücher, getränkt mit warmem Wein, auf den wundgedrückten Fuß. Hell klang aus dem Zimmer des Herrn von Novelonpont der Schlag des Treibehammers. Jeanne hatte den Waffenschmied der Stadt kommen lassen, daß die Beinschiene bis zum kommenden Tag wieder eingeformt werde.

Sie legte sich spät zur Ruhe und schloß die Augen. Doch da sie das nächtliche Dunkel umfing, da begannen die Laute des Kampfes um sie her neu zu erwachen, da klang im Rauschen ihres heißen Blutes das Schreien und im Pochen ihres Herzens dröhnte das Schlagen der Geschütze nach. Das Mädchen riß die Augen auf. Seltsam schmerzvoll zuckte die kleine Flamme ihrer Talglampe, und da sie auf ihre

Waffen blickte, war ihr, als stürme und kämpfe ein winzig kleines Heer über ihren Panzer hin im wechselnden Blitzen von Licht und Dunkel.

Heulend und rauschend fegte der warme Frühlingswind durch die Gassen und draußen bei den Augustinern sangen die Mannen.

Jeanne wußte wohl, daß Talbot über den Fluß setzen konnte, wußte, daß wenige und schlechte Wachen bei dem eroberten Turm standen und eine wilde Angst packte ihr Herz. Sie richtete sich auf.

Ihre Schläfen pochten und heiß schien das Blut ihr durch die Augen zu schnellen. Einen kurzen Augenblick noch wollte sie ausruhen und dann aufstehen, sich waffnen, leise das Haus verlassen und zu den Rottenführern gehen. Sie wollte ihnen sagen, daß alle Mannen jetzt schon gesammelt werden sollten, daß Wachen von größerer Stärke gestellt werden müßten.

„Ihr weintet laut im Schlafe, Jungfer", hörte Jeanne plötzlich Herrn von Novelonpont sprechen. Er stand neben ihrem Bette. Draußen dämmerte der Tag. „Ich wähnte Gutes zu tun, da ich Euch weckte."

Einen kurzen Augenblick glitt seine Hand über des Mädchens schlichtes, dunkles Haar.

„Habt Ihr Böses geträumt?" fragte er leise und neigte sich zu des Mädchens blassem Antlitz wie zu einem Kinde.

„Es riecht hier nach Rauch", klagte Jeanne.

„Talbot hat einen Turm geräumt und ihn niedergebrannt. Er hat die Engelländer auf dem Brückenturm und im Vorwerk verlassen. Außer ihrer Kraft haben die Feinde dort nun keine Hilfe wider uns. Graf La Hire läßt Euch dies künden."

Jeanne sprang aus dem Bette.

„Es ist noch zeitlich am Tage, ruht noch", sagte Herr von Novelonpont.

„Heute habe ich mehr Arbeit denn jemals. Ich werde sie tun, so Gott es will."

Da trat Frau Rocher in die Kammer.

„Ein Knabe brachte diesen schönen Fisch zu Eurem Frühmahl, Jungfer", sagte sie und hob eine große Forelle empor. Sie ließ die schimmernde Last schwer auf den Tisch klatschen.

„Bereitet mir ein leichtes Mahl", rief Jeanne fröhlich. „Den da will ich heute zu Abend essen."

Dann waffnete sie Herr von Novelonpont.

8.

„Ich kann nicht mehr", rief ein Waffenknecht und warf die hohe Tartsche hin, daß sie dumpf auf die Erde schlug. Er wischte die blutenden Hände an seinem Lederkoller.

Neben ihm stand ein langer, rothaariger Schotte und lachte auf.

„Zeig deine großen Zähne nicht so, schottländischer Stier!" rief ihm der Waffenknecht zu und wandte sich um.

„Ich kann diese buntgefleckten Riesen nicht mehr sehen", sagte er zu einem anderen Mann, der am Boden saß und seinen dicken Lederschuh auszog. „Ich kämpfe nun schon den ganzen Tag neben ihnen und kann nicht ein Wort ihrer Rede verstehen. Jetzt habe ich schon zu viel von ihnen. Schau dir nur ihre Haarsträhne an."

„Sie kommen schon zurück!" rief der andere, faßte seinen Schuh und lief hinkend von dannen.

Ein schreiender Haufen Mannen preßte sich kämpfend und fliehend heran. Rechts und links von dem wilden Strudel wurden einzelne Männer herausgetrieben. Sie liefen gebückt und schreiend weiter, dann sanken sie nieder. Andere wandten sich um und drängten wieder in den Kampf hinein. Immer weniger wurden ihrer, da sie weiter wichen. Der Lärm verstummte. Ein Stöhnen, ein kurzes Rufen hallte nach, dann war es still.

„Das ist meine Rotte", sagte der hinkende Kriegsknecht und wies mit seinem Schuh, den er noch immer in der Hand hielt, auf das Feld hinaus.

„Das war deine Rotte, scheint mir", sagte der andere.

„Mir ist sterbenselend", seufzte der Mann und setzte sich, den Schuh wieder anzuziehen. „Wo ist der Schottländer hin? Die haben meist einen guten Trunk bei sich."

„Dort liegt er, den Arm über meine Sturmtartsche. Er kann sie behalten, wenn er will. Ich denke, ich habe genug getan."

„Wer hätte gestern an ein solches Ende gedacht? Wo ist die Jungfer? Wir haben sie nicht gesehen!" Der Mann stand müde auf. „Die Sonne geht unter!"

Langsam wandten sich beide Waffenknechte der Stadt zu.

„Sie ist doch eine Heilige", begann der Hinkende von neuem und wies auf die Spitze des Augustinerturmes. Der andere sah hin und nickte.

„Sie könnte auch eine Hexe sein, soviel wir wissen."

„Heilige oder Hexe! Das ist mir gleich, wenn mich nur ihre Wunderkraft beschützt!" sagte der Mann und saugte an seinem blutenden Finger. „Ich habe seit vorgestern dreimal gekämpft und diese kleine Wunde ist alles, was mich daran gemahnt."

„Hexe oder Heilige! Ich bin müde. Mir ist es gleich."

Sie schritten weiter und blickten sehnsuchtsvoll nach Orleans, das jenseits des Flusses dalag, ruhig, still und friedlich. Hie und da blitzten auf den Mauern der Stadt die Waffen der Wächter in den schrägen, roten Strahlen der sinkenden Sonne.

Im Gehen stolperte der eine Waffenknecht. Er zog seinen Fuß auf und stöhnte zwischen den Zähnen. Dann blickte er zu Boden. Vor ihm lag ein Toter in voller Wehr. Der Kopf nickte seltsam verträumt, noch nachzitternd vom erlittenen Fußstoß.

„Hexe oder Heilige, mein Freund! Denen, die da liegen, ist es eins. Mein Bruder ist auch unter ihnen. Er hat

ein schönes Mädchen, das hinter Tours auf ihn wartet. Sie trägt ein Kind von ihm. Und wir werden das Vorwerk nicht nehmen."

„Was ist ein Kampftag? Ich liege Monde schon in Orleans."

„Ein Kampftag ist wenig. Ein Todestag hat Bedeutung", entgegnete der Mann. Er blieb plötzlich stehen, faßte den anderen beim Arm und zerrte ihn zu sich heran. „Da!" rief er, „da ist sie!"

Im weiten Bogen kam Jeanne d'Arc aus einem dichten Haufen Kämpfender geritten. Hinter ihr her segelte in geradem, schwirrendem Fluge ein Schwarm von Pfeilen. Rasch nacheinander donnerten die Feldstücke des Werkes los, als seien sie nun plötzlich aufgeschreckt und stolperten schneller vorwärts aus ihrem dröhnenden, schlaftrunkenen Gange. Die schweren Steinkugeln wühlten neben der weißen, schlanken Gestalt dichte, dunkle Staubwolken auf. Jeanne preßte den Arm vor die Augen und ritt weiter. Ihr Pferd hinkte, sein Atem ging schwer und sein schweißnasses Fell war bespritzt und beschmutzt.

„Es geht nicht mehr", sagte der lahme Waffenknecht ruhig und wollte den andern mit sich weiterziehen. Der aber blieb stehen.

„Sie kommt zu uns", rief er und unwillkürlich fuhr seine Hand nach seinem Helm und setzte ihn zurecht.

„Wo geht Ihr hin?" klang da des Mädchens Stimme.

„Kommt doch!" flüsterte der Reisige, dann rief er laut zu Jeanne hinüber: „Es geht nicht mehr heute!"

Das Mädchen gab ihrem Pferde die Sporen. Ihr Tier warf den Kopf auf, doch sein Schritt ward nicht rascher. Jeanne winkte den beiden.

„Kommt mit mir!" rief sie, „kommt zum Sturm mit mir. Das Vorwerk wird unser sein, ehe der Tag zu Ende geht."

Ein Lächeln huschte über ihr bestaubtes Antlitz. Schweißperlen rannen von ihrer Stirne nieder und zogen schimmernde

Furchen, als zerrissen sie den dichten, grauen Schleier, der über Jeannes Züge gebreitet schien.

„Kommt mit mir," rief sie wieder, „Gott ist mit uns! Jesus und Maria!" Scharf und heiser, fast kreischend flatterte ihre Rede von ihren trockenen Lippen, doch eine wilde Freude schimmerte durch den Ruf. Es waren ihre Worte wie welke Blätter, die in fröhlichem Tanze hinwirbeln vor der Kraft des Windes.

„Seht um Euch, Jungfer", entgegnete der Hinkende. „Es ist schon Abend und der dritte Ansturm zurückgeworfen. Der Kampf muß zu Ende sein."

Jeanne ließ die Fahne sinken. Sie hielt ihr Pferd an und blickte mit weit offenen Augen zum Himmel.

„Die Sonne sinkt schon", sagte der Waffenknecht.

„Das kann nicht sein", schrie das Mädchen auf und warf ihr Pferd herum. Das Tier stolperte müde; mit wogender Brust und weit geblähten, schnaubenden Nüstern blieb es stehen.

Eine kleine Schar hatte sich zu Jeanne gefunden. Verwundete waren zu ihr hingekrochen, Mannen in zerfetztem Wamse standen bei ihrem Pferde; Lahmgeschlagene, auf den Arm anderer gestützt, schauten zu ihr auf. Keiner sprach, keiner gab ihr Antwort. Doch ein Flehen lag in den Blicken, die an des Mädchens Gestalt hingen, wie bettelnde Kinder sich an die Mutter klammern, ein Flehen um Ruhe, um Erlösung von den Qualen des Kampfes. Fern erklang Hornruf. Der Laut zerrann im Brausen der Stimmen, im Klirren der Waffen. Jeanne horchte. Sie sprang vom Pferde. Das Roß hinkte mit gesenktem Haupte davon, die Zügel schleiften.

„Das Vorwerk und die Brückentürme sind noch nicht unser", sagte Jeanne leise und schüttelte ihr Haupt. Dann spähte sie nach Orleans hinüber. Die Sonne war untergegangen. Nur schmale, rote Streifen glühten im Westen zwischen dunklen Wolken.

„Es ist noch Tag", rief sie und griff in ihre Fahne. Sie wies auf das verglimmende Licht. Die Mannen um sie

blickten nicht auf. Sie sahen den breiten, dunklen Fluß dahinströmen, sahen in Orleans die Fenster der Häuser aufleuchten. Eine Fackel ward entzündet auf dem Torturm, dann eines an der zerstörten Brücke. Nun öffneten die niederen Häuser am Flusse, die im Abenddunkel geschlummert hatten, ihre Augen. Im Wasser spiegelten sich zitternd die Lichter. Den Himmel deckte schweres Grau.

Jeanne faßte einen Mann am Arm und schüttelte ihn.

„Noch einen Sturm und wir siegen", rief sie.

Der Mann schritt langsam von ihr fort. Wieder tönte der Klang der Hörner.

„Hört ihr nicht? Sie suchen euch. Jeder muß an seinem Platze sein."

Ein Horn setzte nahe an. In langen Stößen tönte es dahin, klar und ruhig in den dämmerigen Abend.

„Nach Hause!" rief ein Mann und warf seine Axt fort. „Nach Hause!" Er sang zur Weise des Hornes. Es war das Zeichen zum Rückzug. Hinkend, humpelnd, stolpernd und wortlos ging die kleine Schar von dannen. Jeanne stand allein. Zwei Schritte tat sie vor, dann brach sie ins Knie.

Immer näher rauschten die Schritte der Mannen, immer lauter wurden ihre Rufe. Die Hörner erschollen wieder ferner, bis nach Orleans klang es von den Mauern des Vorwerkes her, Antwort schallte aus jedem Haufen.

Jeanne hörte das Zeichen zum Rückzug nicht mehr. Sie kniete gestützt auf ihre Fahne, das Haupt gesenkt. Sie starrte zu Boden. Das Brausen und Rauschen des heranrückenden Heeres wuchs an, wölbte sich über die Betende, und in die kraftvolle Ruhe ihres Denkens drängte sich mählich der Laut, zerriß den Sinn ihrer Worte und höhnte mit dem hellen Ruf zum Rückzug ihr Flehen um Sieg.

Am Vorwerk dröhnten von neuem die Feldstücke. Die Tore wurden aufgetan. In das gleichmäßige Rauschen der Tritte mengte sich das Schreien Verwundeter. Leute liefen an Jeanne vorüber. Die Ruhe der Ebene ward zerrissen

von neuem Kampfgeschrei. Die Leere ward überwimmelt von Fliehenden. Die Engelländer taten einen Ausfall.

Der Kampf zerteilte sich, sein Drängen und Donnern löste sich auf, Fetzen des glühenden Ringens flatterten umher. Fliehende, Kämpfende, Schreiende wirbelten an Jeanne vorüber. Im Hafen beim Flusse preßte sich eine angstvoll kreischende Schar zusammen. Das Mädchen ward gestoßen, geschoben, getragen von den Mannen, die in wirrem Laufe Schutz suchten vor den Pfeilen der Feinde, vor den blind geführten Schwertstreichen, die niederfielen aus dem Dunkel.

„Rettet Euch!" schrie es in Jeannes Ohr.

Es war Herr von Novelonpont.

„Rettet Eure Fahne!" schrie er und faßte wild des Mädchens Arm. Jeanne sprang auf.

„Zurück! Ihr könnt nicht mehr nach vorne!" schrie der Ritter ihr ins Antlitz. Er faßte die weiße Wimpel. Jeanne ließ sie fahren. Sie griff nach ihrem Schwerte. Es zischte aus der Scheide und funkelte auf.

Ein schreiender Haufen Mannen rannte um sie her. Keiner kannte den Weg zur Rettung. Bei dem Hafen kämpften die Flüchtigen um die schwerbeladenen, wankenden Boote. Das Brüllen der vor Angst Rasenden fegte daher.

Jeanne schwang ihr Schwert. Sie teilte die Reihen. Sie stieß mit der Faust wider die Brust der Heranstürmenden, daß sie stolpernd sich wandten. Wortlos strebte sie vorwärts, wortlos zog Herr von Novelonpont Schritt um Schritt nach.

Nun klammerten sich Hände an Jeannes Arme, nun faßten Mannen nach ihrem Waffenkleid. Sie suchten Hilfe bei dem Mädchen, sie begannen mit ihr zu gehen, zuerst langsam und tastend, wie sie schritt, die Hände vorgestreckt, zur Seite stoßend, was herankam, mit sich reißend, was stehen blieb, treibend, schlagend, zerrend, was zauderte. Und immer dichter wurden die Reihen, die neben Jeanne schritten, immer gleichmäßiger preßten sie vorwärts, immer

heller schimmerte es über ihren Köpfen, denn immer mehr Arme reckten sich, Waffen schwingend.

Die Schreie der Angst waren verstummt. Hie und da zuckte eine Frage auf. Sie flog empor wie ein erschreckter Vogel und sank wieder in das Schweigen nieder. Doch mit weiten, geraden Schritten drängte nun Jeanne d'Arc vorwärts, durch die zertrümmerten Korbschanzen, in die schmalen Sturmgassen, weiter mit ihrer Schar, an den Führern vorbei, an den schweigenden Feldstücken und verlassen liegenden Handgeschützen vorüber, den hohen Mauern des Werkes zu!

Die Engelländer sahen den neuen Angriff und wichen rasch zurück. Die Tore schlugen wieder zu, die Fallgatter rasselten nieder.

Graf Dunois ritt neben Jeanne. Er wußte nicht, wohin sie die Mannen führte. Er wandte sich zu einem Basken, der neben dem Mädchen schritt, und schrie vom Pferde Fragen auf ihn nieder. Der Mann schüttelte nur den Kopf. In der Ferne summte das wilde, wirre Schreien der Fliehenden, die weit hinten um die Boote kämpften. Dort tanzte der Tod einen wilden Tanz, gehüllt in die flatternden Nebel des Abends. Die kleine Schar aber drängte vor, dem Mädchen zur Seite.

Jeanne rief nicht zum Kampf, sie schwang ihre Fahne nicht. Die schwankte mit still gefalteter Wimpel auf Herrn von Novelonponts Schulter, neben dem Mädchen, die in leise klirrender Wehr dahinschritt, nur manches Mal zum Himmel aufschauend mit kurzem, fragendem Blick. Nun reckte sich ihr Arm vor, ihr Schwert blitzte weisend auf und sie begann zu laufen.

Eng aneinandergepreßt, mit fest verschlossenen Lippen und weit geöffneten, starren Augen kamen ihre Mannen hinter ihr her, Kopf an Kopf, Schwert an Schwert, schweigend und stark. Vor ihr riß der breite Graben stumm seinen Rachen auf. Jeanne sah ihn. Ein Pfeil zischte nieder. Ein Bolzen schlug ein. Der Kampf reckte sich aus seinem Schlafe auf und

faßte in die schweigenden Reihen und preßte sie vorwärts und griff zu den Mauern und rüttelte die Geschütze wach und schlug an die Türme.

„Blast zum Sturm!"

Graf Dunois schwenkte sein Schwert. Zitternd erklang ein Hornruf. Das Brüllen der Feldstücke gab Antwort. Des Bastards Pferd scheute und stürmte in wildem Laufe vor. Herr von Novelonpont folgte mit der weißen Fahne. Heller und lauter klinkte und klirrte es hinter dem Mädchen her. Die Mannen setzten zum Angriff an. Jeanne sah ihr weißes Banner am Rande des Grabens schwanken, dann verschwinden.

„Meine Fahne!"

Ihre Stimme klang verlangend und klagend. Wie ein bittendes, erschrecktes Kind rief sie. Sie reckte die Linke vor, um das weiße Tuch zu fassen.

„Meine Fahne! Meine Fahne!"

„Gleich will ich sie holen", tröstete der Baske, raunte vor und sprang in den Graben.

Jeanne bückte sich. Sie erhaschte das Ende der Wimpel und zerrte mit wilder, ungeduldiger Kraft daran, daß sie winkte und wogte.

„Wir kommen!" rief ein Mann.

„Wir sind bei Euch", schrie ein Handwerksbursche und schwenkte seine Axt. Das Mädchen sprang in den Graben. Mit einem kurzen Schrei rasselte die Schar ihr nach.

Wie aufgeschreckte Vögel pfiffen die Pfeile, wie schwärmende Bienen summten die Bolzen daher. Die Feldstücke waren nun stumm geworden. Die Leitern pochten an die Mauerkronen, die Äxte schlugen hell gegen die verrammelten Tore.

„Nahe an die Mauer!" brüllte Herr von Novelonpont durch den singenden, zischenden Schleier, der sich von den Mauern herab in den Graben wob. Er wollte vorstürmen, doch der Baske entriß ihm die Fahne. Der Ritter ließ den Schaft fahren und sprang knapp zur Mauer. Dort stand er, während die Pfeile schräg über ihn wegpfiffen.

„Folgt mir!" rief er dem Basken zu, doch Jeanne hielt

ihr Banner fest umklammert und der Mann konnte sich nicht aus ihrem Griffe lösen.

Ein Pfeil schwirrte daher, lachte auf im Schlage und summte nachzitternd, da er in Jeannes Panzer stecken blieb. Das Mädchen schrie kurz und klagend, ihr Griff ließ nach. Der Baske sprang vor. Die Fahne flatterte an der Mauer.

Der Ansturm brauste vorüber. Die Last der Angst, des Schweigens war den Mannen genommen. Sie brüllten, sangen und lochten, sie schwangen die Schwerter und tobten an dem Mädchen vorbei, die an einen Pfeiler gelehnt dastand, den Arm durchbohrt, leise klagend, wie ein flügellahmer Vogel.

Graf Dunois war am Rande des Grabens abgesessen und kletterte in die dunkle Tiefe hinab.

„Wer steht dort im weißen Waffenrock?" rief er.

„Helft mir", klang schluchzend Jeannes Stimme. „Ich kann den Arm nicht rühren. Ein Pfeil steckt zwischen den Schiengelenken."

Der Bastard von Orleans blieb stehen und hob des Mädchens überhängenden Waffenrock. Dann fuhr er zurück.

„Ihr blutet. Ihr habt Blut verloren. Nun ist es zu Ende mit uns. Nun wird der Zauber gebrochen sein. Flieht, ehe es zu spät ist." Er wollte sie aus dem Graben zerren. Jeanne weinte.

„Helft mir, den Pfeil herausziehen und Ihr sollt sehen, daß ich keine Hexe bin und keinen Zauber habe", klagte sie.

Neben ihr stürzte schwer der Leib eines Mannes hin und blieb mit wild verrenkten Gliedern liegen.

„Es ist schwere Arbeit. Helft!" rief sie und faßte mit der Linken des Grafen Arm. „Sie sind schon an den Leitern, sie stürmen schon. Rasch!"

Ein Bolzen brummte vorüber und schlug in den liegenden Leib. Der zuckte noch einmal auf. Graf Dunois blickte ratlos um sich. Von der Mauer brüllte Herr von Novelonpont:

„Nahe an die Pfeiler, sonst seid Ihr verloren. Sie haben keine Steine mehr. Sie können uns hier nicht treffen. An die Mauer, heran!"

Graf Dunois berührte den Pfeil, der den Arm des Mädchens durchbohrt hatte. Jeanne schrie auf.

„Greift mit der Linken fest in mein Kettengehänge und beißt auf ein Stück Tuch", sagte der Graf. Jeanne gehorchte. Er faßte das Holz und riß es rasch heraus. Das bleiche Mädchen stöhnte laut und zerrte im Schmerz an dem Kettenschleier des Grafen, daß er halb zerriß.

„Draußen!" rief Dunois.

Jeanne taumelte wider einen Schanzkorb. Ihr Atem zischte pfeifend, ihre Knie wankten. Der Bastard ließ sie und sprang zu Herrn von Novelonpont an die Mauer.

Die Engelländer begannen die Zinnen von dem Werk zu brechen und herabzuwerfen. Dumpfes Schlagen, Knirschen und Schreien durchtobte die Tiefe des Grabens. Hell splitternd gab eine Leiter unter der allzu großen Last der Emporkletternden nach. Übereinander stürzten die beiden Teile herab. Zweimal schlug das Brüllen der Fallenden über dem Klirren und Zischen zusammen. Graf Dunois sah nichts mehr als zuckende Leiber um sich. Er sah keinen Weg und keine Rettung. Er hob sein Schwert und winkte wild, daß einer ihn sehe und zum Rückzug blase. Da faßte ihn eine Hand. Er wandte sich um. Jeanne stand neben ihm. Sie packte ihr Banner und pflanzte es unter der Mauer auf.

„So meine Fahne den Stein berührt, dann ist das Vorwerk unser!" rief sie. Ihre Stimme tönte wieder hell. Dicht um die flatternde Wimpel drängten sich die Mannen. Es war schon dunkel. Nur die wogende, weiße Fläche tanzte im Winde wie eine seltsame Gestalt, wie durchleuchtet von innerem Glanze.

„Jungfer, das Tuch schlägt die Mauer!"

Ein Mann rief es.

„Hinauf!" jubelte Jeanne.

Breit entrollte sich die Fahne. Sie schien emporzustoßen wie im schnellenden Fluge. Sie loderte auf der Mauerkrone, sie breitete sich, sie fegte über die zerbröckelten, grau aufleuchtenden Zinnen hin wie eines Engels kraftvolle Schwinge, sie flatterte hoch auf und stieß in die Tiefe nieder.

Es war ein schweigender Kampf. Nur hie und da klang ein Wort zwischen geschlossenen Zähnen hervor, nur manchesmal durchrann ein dumpfes Flüstern, ein Brausen die tiefe Dämmerung, als atme schwer ein ungeheures Tier. Nun ächzte das große Ausfallstor, nun pochten Axtschläge kurz und hart, dann sprühte ein helles Splittern durch die Finsternis. Die Mannen des Dauphin rangen wild innerhalb des Vorwerks und die Glieder der Feinde reckten sich, schoben sich und zerrten den Brückentürmen zu, dem stummen, wilden Griff des Ansturmes zu entkommen.

Die Engelländer wandten sich. Sie erreichten die Zugbrücke, die den Seitenarm der Loire überspannte und zu den Türmen führte. Da gellte ein Schrei der rasenden Furcht hoch über allem Lärm. Er tanzte auf wie eine Flamme, schlug über die Köpfe der Fliehenden hin und entzündete den grellen, zuckenden Schrecken, der nun wild durch ihre Reihen loderte.

Hinter dem Rücken der Engelländer, über die breite, dunkel hinströmende Loire, dort, wo die Pfeiler der seit Monden voneinander getrennten und zertrümmerten Brückenbogen ragten, dort, wie durch die Luft den Fluß überschwebend, kam eine Schar von blitzenden Mannen heran. Schwelende, rote Fackeln zogen über den Fluß, und von unsicherem, schwefeligem Lichte umzuckt, wandelte eine hohe Gestalt einher, langsam, doch ohne Zaudern, die goldschimmernde, hohe Bischofsmütze auf dem Haupte, den schweren, weiten Rauchmantel wiegend um die Schultern, ein helles, silbernes Schwert in der Hand. Und hinter ihm klirrte Eisen, blitzten Waffen durch die seltsam sich windenden Schwaden dunklen Rauches. Die Engelländer drängten zurück. Doch hinter ihnen flatterte

die weiße Fahne des Mädchens und schien die Mannen niederzuwehen mit stummer, unbezwingbarer Kraft.

„Saint Aignan! Erbarmen!" schrie einer auf.

„Der Himmel sendet den Heiligen der Stadt wider uns!" brüllte ein anderer und warf sein Schwert von sich.

Da ward mit einem Male tiefe Stille. Die priesterliche Gestalt aber kam langsam und feierlich immer näher, Schritt für Schritt, das Schwert gesenkt, das hocherhobene Haupt gekrönt mit der ragenden Inful. Mit einer mächtigen, kraftvollen Bewegung trat sie ans Ufer und hob die silberig blitzende Klinge. Ein Angstschrei gellte auf. Dann rasselte es, Sprung auf Sprung, da hinter dem Bischof die bewaffneten Mannen des Land erreichten.

Es war ein kurzer Kampf. Die Engelländer wichen aus den Türmen. Sie suchten die Ufer des Flusses. Da dröhnten die Feldstücke der Stadt los und die schweren Steinkugeln ließen das Wasser der Loire gischten und die Erde des Ufers hoch aufwirbeln. Nirgends war Rettung.

Glasdael und Poynings, die Befehlshaber der Türme und des Vorwerks, kämpften mitten unter ihren Mannen. Sie hörten die Stimme Jeannes schmettern wie zum Liede, sie hörten ihren Ruf, den sie verlacht hatten. Sie suchten das Mädchen im Kampfe. Auf der Zugbrücke flatterte die weiße Wimpel. Die beiden Herren drängten sich durch die Fliehenden, sie stießen die Verwundeten zur Seite und standen hochaufgerichtet auf den breiten Planken. Zwei Ritter in voller Wehr, den Schild bis zu den Augen gehoben, das Schwert gesenkt. Sie warteten.

Jeanne kam jubelnd heran. Hinter ihr eine kampfesrasende Schar. Das Mädchen blieb stehen. Im Scheine der Fackeln leuchteten die Wappenbilder auf den Schilden der Ritter bunt und fröhlich durch die Nacht des Todes.

„Ergebt Euch, Herr Glasdael!" rief Jeanne.

Die beiden Herren standen reglos und stumm.

„Ihr ergebt Euch dem Herrn des Himmels, nicht mir!" rief das Mädchen.

Den Fluß herab kam ein schwelendes, brennendes Floß. Die Bürger von Orleans hatten es entzündet. Das Wasser zischte um die hellen Flammen.

„Ergebt Euch! Ihr habt mich beschimpft, doch ich bitte Euch um Euer Schwert!" rief Jeanne flehend. Sir Poynings lachte kurz. Das Feuer schlug nun um die Brücke. Sie begann zu krachen, zu rauchen, und zwischen den Fugen züngelten Flammen empor.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, ergebt Euch!"

„Gott ist uns feind. Ich bin Lord Glasdael", klang es dumpf unter des Herren Schild zurück.

Da begann die Brücke zu ächzen. Eine hell brennende Bohle fiel aus. Glasdael stampfte mit dem eisenschweren Fuß die lodernden Balken durch. Die Brücke brach und Flammen, Dampf, Rauch, Glut und zischendes, berstendes Getöse schlug über den beiden Ritter zusammen. Ihre schweren Waffen zogen sie in die stille Tiefe der Loire.

Jeanne schrie auf und sank ins Knie.

9.

Langsam stieg der Mond den tiefblauen Himmel empor. Er goß seine kalten, silberigen Strahlen in breiten, stillen Bächen nieder. Über den Wogen der Loire zitterte sein Widerschein, nur manchmal ausgelöscht von treibenden, tiefschwarzen Balken. Auf dem Felde begannen die Waffen der Gefallenen zu blinken. Die Nacht des Todes schlug ihre glasigen Augen auf. Fernher tönte das Rufen und Antworten der engelländischen Hörner. Manchesmal klang irgendwo das kurze Klirren von Eisen wie das träumende Ansetzen eines Vogelrufes. Es war ein verglimmendes Leben, das noch einmal aufzuckte. Langsam woben sich dünne Strähne weißen Nebels zusammen und deckten das Feld. Die Uhren in Orleans schlugen klingende Nägel durch die dichten, schweren Stunden.

Jeanne kniete reglos am Ufer des Flusses. Ihre Hände hatte sie vor das Antlitz geschlagen. Hinter ihr ragte die hohe Gestalt des Bischofs Kirkmichel. Die steile Haube deckte nicht mehr seine hohe, harte Stirn. Der schwere, golddurchwobene Rauchmantel fiel in tiefen Falten von seinen breiten Schultern nieder, legte sich vor und breitete sich um das knieende Mädchen. Ein Schwert flimmerte in des Bischofs Hand und neigte sich zur ruhig liegenden, weißen Fahne Jeannes.

Ein linder Wind ließ den Mantel sich regen, daß er sanft über des Mädchens Wangen streifte. Sie ließ die Hände langsam sinken und blickte auf. Bischof Kirkmichel sah es nicht. Er schaute schweigend nach Orleans, nach den beiden ragenden Türmen seines Domes, die hell in das dunkle Blau der Nacht griffen. Müde lehnte Jeanne ihr Haupt zurück.

„Kommt Ihr mich endlich holen?" fragte sie leise.

„Ich bin bei Euch, Jeanne d'Arc", erwiderte ruhig der Bischof.

„Ihr seid Bischof Kirkmichel?" Des Mädchens Stimme klang müde. Kraftlos floß die Frage von ihren nur leise sich regenden Lippen.

„Ich bin es."

„Warum ist das Werk so schwer, das ich tun muß?" klagte Jeanne kindlich.

„Ich denke, Jungfer, weil es ein großes und gutes Werk ist", erwiderte der Bischof und seine Hand faßte enger um seines Schwertes Griff.

„Aber wenn es Gott will, dann muß es gelingen?"

„So sollen wir es glauben."

Jeanne nickte langsam und traurig. Dann starrte sie schweigend in das dunkle, rauschende Wasser. Endlich hob sie ihr Haupt. Sie blickte zum Bischof empor und schmiegte sich wider sein reiches, kirchliches Gewand.

„Warum läßt Gott die Feinde nicht fortziehen in ihr Land? Wozu bin ich gesandt und warum muß gekämpft

werden?" fragte sie. Seltsam drängend und wirr kamen die Worte von ihren Lippen. „Warum ziehen sie nicht fort? Es sind nun so viele gestorben."

„Sie glauben an ihr Recht wie wir", antwortete der Bischof. Ein Schauern durchbebte Jeannes Leib.

„Wie wir?"

Der Bischof nickte. „Aber sie irren sich. Wir sind im Recht!" fügte er hart hinzu. „Ihr, Jeanne, seid das Zeichen!"

Das Mädchen wies mit zitternder Hand nach dem Fluß.

„Und darum sind die gestorben und haben ihr Schwert nicht ausgeliefert, weil ich sie bat."

„Sie wollen das Zeichen nicht sehen", erwiderte der Bischof.

„Viele, viele mußten sterben", flüsterte Jeanne.

„Das ist Euer Werk, Eure Gottesarbeit", sagte Kirkmichel. „Ihr wußtet es doch. Es ist Euer Jahr der Arbeit. Ihr sollt Gottes Willen weisen!"

„Aber sie werden alle nicht auferstehen, wenn meines Herrn Wille kundgetan ist."

„Nein!" sagte der Bischof und sein Schwert zuckte.

„Ich werde niemals, niemals nach Hause gehen dürfen. Ich werde doch nicht leben können wie andere Frauen nach diesem Jahr." Das Mädchen griff nach ihren Wangen und preßte ihr Gesicht zwischen beide Hände. Sie starrte in den rauschenden Fluß. Singend wie ein Klagelied kamen die Worte von ihren Lippen: „Wenn einer starb in Domremy, da war's stets, als sei das ganze Dorf die Vorkammer zur Totenstube, solche Trauer war um einen."

Wieder durchbebte sie ein Schauern.

„Ich habe nicht gewußt, was meine Arbeit ist!" rief sie mit einem Male aus. Sie sprang empor und wandte sich um. Ihr Blick irrte über das weite Feld. Der Bischof faßte die Taumelnde.

Die Glocke des Domes zu Orleans schlug die Stunde.

Des Mädchens Leib zuckte. Der Bischof wußte nicht, ob Jeanne lache oder weine. Sie lehnte wider seine Schulter.

Endlich ward sie stiller und ihr Atem ging wieder tief. Kirkmichel hob die Fahne vom Boden und führte Jeanne langsam von dannen. Sein goldener Mantel wiegte sich, da er schritt, und es war, da sie dahingingen durch den weißen Nebel, der am Boden lag, als wandere die schlanke, waffenschimmernde Gestalt an der Hand eines starken Heiligen über Wolken dahin, fern von irdischen Sorgen, von irdischen Wegen.

Kalt und naß klebte das Blut ihrer Wunde an Jeannes Leib. Der Schmerz begann dumpf durch ihren Körper zu pochen. In ihren Ohren dröhnte Schlag auf Schlag das Hämmern ihres Blutes. Sie hatte ihr Banner ergriffen und stützte sich im Gehen auf seinen Schaft. Als sie zum breiten Strom der Loire kam, hörte sie laute Stimmen. Graf Dunois stand neben den anderen Führern und sprach heftig auf sie ein.

„Das haben uns die guten Bürger getan!" rief er, als das Mädchen herankam. „Gestern haben sie unseren Plan zerstört und sind der Jungfer nachgestürmt und heute haben sie kaum zweien Pfeilen standgehalten."

„Sie taten ihre Pflicht wie Ihr, Herr Graf", sagte Jeanne müde.

„Ich tue keine Pflicht", rief der Bastard und nahm sein Schwert in den Arm, als wollte er seine Waffe davor bewahren, noch einmal gezogen zu werden. „Ich tue, was ich will. Ich habe keine Pflicht, wenn man untüchtige Menschen zur Schlacht führt. Ich kann nichts tun, wenn der Zufall alles machen soll."

Er wandte sich um. Jeanne schwieg.

„Wie kommt Ihr her?" fragte Graf Dunois den Bischof laut.

„Über den Fluß", sagte der ruhig und lächelte.

„Es war keine Brücke da, als ich ausritt!" rief der Bastard zornig und zuckte mit den Achseln.

„Gottes Wege sind seltsam", erwiderte Kirkmichel und pfiff hell auf.

„Ich bin in Zukunft nicht bereit, Herr Bischof, zu warten, bis einer diese seltsamen Wege betritt und ich gebe keine Mannen zur Besetzung dieser Wege; denn ich weiß nicht, wohin sie führen", rief der Barstard voll Spott.

„Heute führten sie über die Loire auf einer langen, schmalen Planke, die ein Tischler bei den Augustinerherren gefunden hat", entgegnete wohlgemut der Bischof. „Ich sollte beten für den Sieg und stand segenspendend im Dom. Da höre ich laufen und die Leute in der Kirche fangen an zu murmeln. Ich winke dem Diakonus leise mit der Hand und lese die Litanei weiter."

„Mit viel Andacht!" sagte Dunois scharf.

„Mit gar keiner", erwiderte Kirkmichel breit und ruhig.

Dunois lachte zornig auf.

„Das sind die Seltsamkeiten der ‚Vorsehung," fuhr der Bischof fort, „daß manchmal ein Gebet ohne Andacht und ein Gedanke für diese Welt weit mehr nach Gottes Willen sind als das Lebensopfer eines Einsiedlers."

Er hielt inne, sah sich erschreckt nach Jeanne um und legte seine Hand auf den Mund. Das Mädchen aber hörte nicht. Sie blickte hinaus auf das breite, ruhige Feld. Sie lauschte den entfernten Liedern der siegesfrohen Mannen.

„Mein Diakon kommt zurück," erzählte der Bischof leise weiter, „und flüstert mir etwas zu, das ich nicht verstand. Da fragte ich ihn im Tone der Litanei nach der Ursach' des Lärmes. Ich tat's lateinisch", setzte er hinzu, da Graf Dunois zornig auffahren wollte.

„Er sagte mir, die Brückenbogen könnten überdeckt werden mit einem langen Brett, aber das letzte Stück zum Lande müßte gesprungen werden. Ein Zimmermann schreie nach Leuten, die ihm helfen wollten und Mut hätten. Da wandte ich mich zum Volke und sagte: ‚Liebe Leute, wir haben in unserer Litanei bis jetzt schon so viele und gute Heilige angerufen, daß wir siegen müssen, wenn uns nur die Hälfte von ihnen beisteht. Wir wollen morgen zu Ende beten und den übrigen Heiligen unsere Bitten vortragen.' Mein

Schwert lag in der Sakristei und der Großprior der Malteserherren kniete in der Kirche. Wir haben uns sehr geeilt, wie Ihr seht."

Bischof Kirkmichel schwieg und blickte auf seinen Mantel, Graf Dunois packte eine Fackel und schritt längs des Ufers hin. Die andern folgten ihm.

„Die Priester kämpfen, die Mannen gehen beten! Das ist Frankreich!" rief er. „Für solch ein Land..."

„...habt Ihr mehr denn einmal Euer Blut gewagt", sagte Jeanne mit fester Stimme. Sie blieb stehen und stützte sich auf ihre Fahne.

„Was wißt denn Ihr!" rief der Bastard voll Ungeduld.

„Ich weiß, daß Ihr Frankreich liebt, Graf Dunois", klang Jeannes helle Antwort. „Ich weiß, daß Ihr Euer Land liebt, als sei es Eure hohe Dame, deren viele Fehler Ihr kennt. Euch ist bewußt, daß auch andere dieser Schäden gewahr werden und Ihr wollt nicht blind erscheinen. Darum ruft Ihr die Fehler aus in alle Welt."

„Die Dame Frankreich ist krank", schnappte der Bastard von Orleans.

„Pflegt sie und sie wird gesunden! Eine kranke Kuh gibt wenig Milch. Macht sie gesund und Ihr werdet zufrieden sein. Doch wenn ein Bauer aller Welt von der Krankheit kündet, dann werden allemal die Nachbarn voll Mißtrauen und verbieten, das Tier auf die Dorfweide zu führen. Das weiß ich wohl. Mein Vater war Aldermann von Domremy." In Jeannes Stimme klang der kindliche Ernst der Belehrung und die Schwere ländlichen Stolzes. Graf Dunois lächelte.

„Und wie macht man eine Kuh gesund?" fragte er scherzend.

„Mit Arbeit, Liebe und den rechten Kräutern."

Der Bastard blieb stehen und zeigte auf den Fluß. Der schmale Balken ragte bis nahe an das Ufer. Ein langer Sturmschild ward nun angelegt. Dieweil aber begann Jeanne von ihrer Herde zu erzählen und von den Tieren, die sie

durch rasche Hilfe gerettet hatte oder durch Klugheit. Der Graf lauschte. Und da das Mädchen manchmal schwieg, sich eines Namens zu besinnen oder eines Ortes, da wandte sich der Bastard von Orleans zu den Führern und flüsterte mit ihnen und berichtete von Jeannes Arbeit vor der Stadt in den drei Tagen des Kampfes.

Als der Sturmschild festgebunden war, da blieben alle Herren stehen und ließen das Mädchen auf dem schmalen Steg vorangehen, daß sie als erste nach langen Monden zu Fuß nach Orleans gelangen könne. Langsamen Schrittes, müde und wund, doch mit froher Rede, gestärkt durch das Erinnern an ihr kindliches Amt, betrat Jeanne d'Arc den Boden der jubelnden Stadt.

10.

Im großen Saale des Stadthauses zu Tours stand der Dauphin am hohen Bogenfenster und fütterte mit zitternder, unruhiger Hand seinen hellgefiederten Falken. Das Tier schlug rasch mit dem Schnabel nach den Brocken, die sein Herr ihm reichte, sie mit Daumen und Zeigefinger aus der Schüssel greifend, die La Tremoïlle in beiden Händen hielt. Der Kanzler schaute verächtlich mißtrauisch auf das Becken nieder, als sei es etwas Böses, Frembes. Der Dauphin wandte sich, um einen neuen Brocken aus der Schale zu nehmen und sein Blick begegnete dem Auge La Tremoïlles.

„Das Tier ist noch so wild und kühn wie damals, als ich es von dem Händler aus Nordland kaufte. Ich muß den edlen Falken pflegen." Der Dauphin sprach erregt, doch er senkte sein Auge verlegen vor seines Kanzlers hartem Antlitz. Es war, als rede er, sich zu rechtfertigen.

„Orleans ist nun befreit, mein königlicher Herr," begann von neuem La Tremoïlle, ohne auf seines Herrn Rede zu achten, „ich hätte gewünscht, dem wäre nicht so."

Der Dauphin wandte sich zum Vogel und schnalzte mit der Zunge. Der Falke neigte seinen Kopf und blinzelte mit den kleinen, goldgelben Augen.

„Die Engelländer sind in wildem Zorne. Sie wollen wiedererringen, was sie verloren. Es war ein böser Sieg."

„Es jubelt mein ganzes Land", sagte der Dauphin leise und blickte zum Fenster hinaus.

„Was ist Euer Land?" fragte spöttisch der Kanzler.

Der Dauphin achtete seiner nicht und streckte den Finger aus, ihn an die Vogelstange legend, daß der Falke auf seine Hand hüpfe.

„Verpfändet sind Eure Einkünfte und die Eures Sohnes, mein König", begann langsam von neuem der Kanzler. Seine Worte wurden lauter. „Wir haben kein Geld mehr, wenn wir diese Stadt verlassen. Der Zug nach Orleans nahm das Letzte. Wir sind Gäste der Stadt."

Der Dauphin zog seinen Kopf ein, daß er fast zwischen den hochgezogenen Ärmeln seines langen Gewandes versank. Er schwieg. Mit langsamen Schritten trat er zum Fenster und blickte hinaus. Ein brausendes Rufen scholl vom Marktplatz, auf dem das Volk dicht gedrängt stand, herauf, da er sich an den steinernen Fensterrahmen lehnte. Er streifte den weiten Ärmel zurück und winkte mit der schmalen Hand.

„Sprecht weiter, Herr Kanzler", befahl er leichthin, ohne sich umzuwenden.

„Mein königlicher Herr kann mich ob des Jubels der Straße nicht hören", sagte La Tremoïlle.

„Sprecht weiter!" sagte der Dauphin leise und hart. Er stampfte kurz mit dem Fuße auf, doch noch immer lächelte er hinaus und winkte der Menge auf dem Platze.

„Beliebet Ihr, mein königlicher Herr, zu bedenken, wie viel Ihr mir allein schuldet", sagte der Kanzler.

Der Dauphin wandte sich um. Tiefe Falten legten sich über seine Stirne, die ein goldgestickter, schwerer, blauer Hut beschattete.

„Wollt Ihr Euer Geld fordern?" zischte er zwischen den Zähnen.

„Es war mein letztes Gold. Ich bin nun arm", sagte La Tremoïlle und zuckte die Achseln.

„Weil das Mädchen gesiegt hat, wollt Ihr mir Eure Hilfe weigern? Wehe Euch, Herr Kanzler, wenn ich sehe, daß Ihr mich binden möchtet."

Erregt trat der Dauphin vom Fenster herab zu seinem Vogel. „Ich bin kein Kind. Ich lasse mich nicht zwingen", schrie er. Der Falke erschrak und begann erregt mit den Flügeln zu schlagen.

„Ihr alle habt meinem Willen zu gehorchen!" rief der Dauphin und wies mit einer weiten Bewegung durch den leeren Saal.

„So will ich denn fürder des Rates sparen", sagte La Tremoïlle und neigte sich tief. „Ich bitte aber meinen königlichen Herrn, mir, solange ich das Amt bekleide, dessen Ihr mich einst würdig fandet, kundzutun, was Euer Wille sei, daß ich gehorchen kann."

Der Kanzler richtete sich hoch auf und blickte ruhig seinen Herrn an. Er wartete. Der Dauphin schwieg. In seinen Augen starb der Zorn. Sein Blick begann angstvoll und fragend zu zucken und suchte kindlich und hilflos im Saale umher.

„Wann kommt Jeanne d'Arc?" fragte er leise, in ängstlicher Ungeduld.

„Sie sendet nicht, wie es Sitte ist an diesem Hofe, Nachricht über ihr Kommen." Eines Lächelns Widerschein huschte über La Tremoïlles gelbes, hageres Gesicht. „Heute sollte sie bei Euch sein."

„So laßt uns fröhlich sein, Herr Kanzler. Holt die Frauen, daß ich ihre Freude sehe und seid froh mit uns."

La Tremoïlle verneigte sich tief und verließ wortlos den Saal. Mit angstvollem Blicke sah ihm der Dauphin nach, dann sprach er mit vorgeneigtem Kopfe und aufgeworfenen Lippen kosend zu seinem Edelfalken.

Zwei Knaben öffneten die Flügel der hohen Tür. Der Kanzler trat wieder in den Saal. Er trug sein Schwert nun im Arme und sein Haupt bedeckte ein breiter, schwarzer Hut. Rasch ging ihm der Dauphin entgegen.

„Ihr sollt fröhlich sein an diesem Tage", sagte er mit bittender Stimme. Ein mattes Lächeln huschte über sein Antlitz. Doch La Tremoïlle sah mit blicklosen Augen gerade vor sich hin.

„Die gnädige Frau Prinzessin Maria von Aragonien, Königin von Frankreich", rief er mit lauter Stimme. Es hallte im Saale wider. Dann trat er zur Seite.

Umgeben von buntgekleideten Damen, umwogt und umragt von den schleierwehenden Spitzen hohen Kopfputzes, trat die Königin ein. Ihre schmale Gestalt schob sich durch die Reihen ihrer Frauen. Unsicheren Schrittes ging sie auf den Dauphin zu. Der hob langsam seine Hand, griff zur schweren Krempe seines Hutes und grüßte. Die Königin neigte sich vor ihm, dann blieb sie stehen und sah hilflos im Saal umher.

„Es ist ein froher Tag", begann der Dauphin mit ruhiger Stimme. Seine Gemahlin blickte zu ihm empor. Es war, als wollte sie sprechen. Ihre schiefliegenden, schmalen Augen suchten in des Dauphin Miene. Sie tat den Mund auf, doch sie schwieg. Mit zitternden Fingern löste sie eine Kette vom Halse und reichte sie ihrem Gatten. Der küßte ihre Hand.

„Ich will diese kostbare Gabe bewahren als Zeichen Eurer Gunst, hohe Frau", sagte er. Sein Antlitz blieb reglos. Er wandte sich zu La Tremoïlle und reichte ihm den Schmuck. Der Kanzler nahm ihn in beide Hände. Ein Rauschen durchhuschte die Schar der Damen.

Noch immer stand die Königin vor ihrem Gemahl. Beide schwiegen nun. Der Königin Blick ward stumpf. Es war, als schaue sie auf ihre Nase nieder, die breit und fremd aus ihrem Antlitz ragte.

„Wir wollen fröhlich sein", sagte der Dauphin und winkte mit der Hand. Mit raschen, kurzen Schritten ging die Königin zu ihrem Sitze.

Der Dauphin blieb in der Mitte des Saales stehen und sah nach dem Eingang.

Die Tür ward für den Herzog von Bourbon aufgetan. Das Wappenkleid lastete auf seinen breiten Schultern. Langsam hob er den kurzen, weißen Stab.

„Die verehrungswürdige Dame Agnes Sorel", sagte er. Die Worte kamen keuchend aus seinem breiten Halse.

Hell und rasch pochten hochgestöckelte Schuhe den Estrich. Agnes Sorel trat ein mit ihren Damen. Sie schob die Frauen zur Seite, eilte auf den Dauphin zu, faßte seine Hände und küßte sie innig, dann richtete sie sich auf und, den Kopf leise zur Seite geneigt, blickte sie ihm lächelnd ins Antlitz.

„Bald wird die Stunde kommen, da meiner Rede der dunkle Schleier der Trauer genommen sein wird, den Ihr über meine Worte warft", sagte sie fröhlich. Wie Zwitschern flatterte ihr Sprechen aus ihrem lachenden Munde.

„Wann wird das sein?" fragte der Dauphin.

„Wenn ich Euch wieder König nennen darf."

„Ist's Euch so schwer, mich nicht also zu nennen?" fragte der Dauphin und lächelte leise.

„Es ist mir schwer zu bergen, was in meinem Herzen lebt, denn dort seid Ihr König." Sie wandte sich um und trat zur Königin. Die streckte ihr langsam die Hand zum Kusse entgegen.

„In der treuen Brust jeder Frau dieses Landes lebt Karls des Sechsten Sohn als König, Dame Sorel", sagte sie.

„Verlaubt, meine hohe Frau, daß wir singen, tanzen und fröhlich sind?!" fragte Agnes rasch.

„Es ist Eure Pflicht, Dame Sorel, wie es meine ist zu schweigen!" erwiderte die Königin.

„So laßt uns singen und tanzen", rief die junge Frau

hell durch den Saal, „daß wir unsere Pflicht erfüllen und dem edlen Sohne Karls des Sechsten weisen, wie hohen Ruhm er durch edles Tun erlangen kann. Laßt uns von alten Helden ihm künden und dabei über seinen Sieg frohlocken. Denn die Trauer ist sein Feind und ich habe gegen sie gekämpft um meines Herren willen und werde kämpfen, so lange ich atme."

Rasch drehte sie sich um. Ihr Schleier flatterte auf. Sie faßte die Hand zweier Damen und lieblich rankte sich ihre Stimme auf um den dunklen Ton einer Bratsche. Wiegend regten sich ihre Glieder unter den wogenden Falten ihres Gewandes und es war, als wollte ihr Leib heraustreten in lichter Nacktheit aus den schweren Stoffen, die ihn verbargen, wie ihre Stimme aus dem Mantel der lastenden Bratschentöne trat, hell, schön und geschmeidig in wundersamer Süße.

Der Königin gegenüber auf erhöhtem Sitze, das Haupt vorgeneigt, die Hand an seines Dolches Griff, lauschte der Dauphin dem Gesange. Und wenn Agnes aus der wiegenden Kette der Damen trat, die Hände löste, die sich vor ihr geschlossen hatten und die im Tanz verschlungenen Arme auseinander wand, daß sie vor seinem Stuhle zu stehen kam, allein, lächelnd und sich neigend mit wogender Brust, da leuchteten des Dauphin Augen auf und sein Mund zuckte von ungesprochenen Worten. Wenn aber Agnes umwoben ward von den Gliedern der schreitenden Frauen, umhüllt von wehenden Schleiern und nur ihres Liedes heller Sang ihm Botschaft brachte und nur ein kurzer Blick über viele hinweg zu ihm huschte, da schlossen sich des Dauphin Augen halb zu und es war, als träume er, als atme er tief den Hauch des Sanges ein.

Das Lied stieg an, Agnes' Stimme floß hin wie ein breites, silbernes Band, ward umwoben von den bunten Wimpeln der anderen Frauenstimmen, leuchtete vor, senkte sich leise und da sie schwieg, war es, als lege sich der Gesang auf den Stufen vor des Dauphin Stuhl zur Ruhe,

als neige er sich dem Lauschenden, als werde ihm nun das bunte Seidenbanner der Töne zu Füßen gebreitet.

Die Königin stand auf. Ihre Damen scharten sich um sie.

„Seid bedankt für Euer Lied und Euren Tanz, Dame Sorel", sagte sie. „Ich will nun nicht länger die Freude dieses Tages stören. Ich ward nicht geschaffen, mit roten Lippen zu lachen. Mein Glück ob unseres Herrn Sieg kann allüberall leben, denn ich trage es mit mir. Drum will ich mit meinen Damen gehen."

Zögernd streckte sie ihre Hand aus. Der König eilte sie zu fassen.

„Wollt Ihr nicht verweilen?" fragte er. Doch seine Stimme klang ohne Willen, als trage er dieselbe Bitte nicht nochmals in der Brust. Wortlos schritt die Königin zur Tür. Die hohen Flügel wurden aufgetan und geleitet von La Tremoïlle schritt sie von dannen.

Der Dauphin blieb stehen, den Blick starr, die großen Zähne auf seine schweren, roten Lippen pressend. Er riß an seinem Dolchband. Agnes trat zu ihm. Sie neigte ihr Haupt zur Seite und der weiche Schleier ihres Henning koste seine Wange. Der Dauphin wandte sich ihr zu und stand inmitten ihres strahlenden Lächelns.

„Die Regeln des Hofes verbieten, daß eine also hohe Dame wie die Frau Königin mit Tanz und Sang sich erfreue. Sie dauert mich", sagte Agnes leise und schmeichelnd.

„Ich will, daß auch Ihr fürderhin Euch als ebenso würdig erkennet. Ich gebe Euch das Recht zu lauschen und stille zu sitzen, wenn unser Hof erfreut ist."

Agnes hob rasch beide Hände, daß ihre Ellenbogen spitz wurden und spreizte ihre rosigen Finger.

„Gebt mir keine Würde, die einer königlichen ähnlich ist", sagte sie. „Ihr gebt sonst Würde und nehmt mir Ehren."

Der Dauphin sah sie fragend an.

„Ihr seid meine Ehre", sagte Agnes leise in heißem Flüstern.

Da die Dame Sorel vom neuen beginnen wollte zu singen, stieß vom Dache des Stadthauses eines Hornes Klang nieder. Ein Brausen wuchs vom Marktplatz auf und goß sich in den Saal. Rufe wurden laut und aus dem dumpfen Dröhnen von Stimmen und Schritten löste sich ein Jubelschrei. Wie erschreckte Vögel einer dem anderen folgen, so war er nun nicht mehr allein, ein Schwarm von Stimmen flatterte empor und wider die Fenster des Saales pochte es: „Jeanne! Jeanne! Jeanne!"

Der Dauphin eilte zum Altan. Klirrend stieß er den Flügel auf. Hinter ihm stand Agnes. Sie hielt ihre Hände auf seinen Schultern und blickte neben ihm hinaus. Eilends trat der Herzog von Bourbon in den Saal. Er warf die Hand mit dem Stabe empor. „Jungfer Jeanne d'Arc!" rief er ankündigend und eilte von dannen.

Der Dauphin wandte sich jäh um. Sein Körper schwankte auf seinen dünnen Beinen. Er stolperte unsicher einen Schritt vorwärts. Dann blieb er stehen und tastete nach einer Stütze, sich aufzurichten. Er suchte vergebens nach einer Haltung der Ruhe und des Wartens. Seine Hand glitt von seinem Dolchgriff zitternd ab und hing schwankend und leblos nieder. Agnes haschte nach ihr.

„Sie kommt! Zeigt Euch den Leuten! Euer Sieg wird Euch gebracht!" rief sie hell und zerrte den Dauphin hinaus aus dem Saale, den langen Gang hinab, gefolgt von den eilenden, flüsternden, fröhlich auflachenden Damen. Ehe sie zur breiten Treppe kamen, ließ Agnes des Dauphin Rechte fahren. Er schritt hinaus und blieb auf der obersten Stufe stehen.

Das Volk brüllte. Jeanne d'Arcs schlanke, wiegende Gestalt ragte im Sonnenlicht. Ein heller Strahl blitzte über die Menge hin, da sie sich aus dem Sattel schwang.

Immer näher klinkten dem Dauphin gepanzerte Schritte. Aus dem Rufen, aus dem Wogen heraus kam eine weiße Wimpel, ein helles Antlitz blickte empor, zwei dunkle, ruhige Augen hingen an seiner Gestalt. Nun rauschte die lichte

Fahne neben ihm empor und sank nieder. Vor ihm kniete mit einem Male Jeanne d'Arc. Tiefe Stille legte ihre Schwingen über den weiten Marktplatz.

„Lang lebe mein königlicher Herr!"

Das Mädchen sprach es laut und hell. Es war, als klinge die Freude ihres Blickes.

Ein Schrei des Volkes war Antwort. Er türmte sich und brach in tausend Rufen. Dann hallte es vom Marktplatz herauf, immer wieder und stets in gleicher Kraft: „Jeanne! Jeanne! Siegerin!"

Der Dauphin hob seine Hände wie schwere Lasten. Sie zogen seinen Leib nieder zum knieenden Mädchen. Ihm war, als könne er sich baden in ihrem kraftquellenden Blick. Er neigte sich vor, nahe zu des Mädchens Mund.

„Die treue Stadt Orleans ist frei durch Gottes Wille", verkündete Jeanne.

Der Dauphin fühlte Agnes Hand auf seiner Schulter. Er fühlte, daß sie ihn leise zurückzog vom Kusse, den er suchte.

Noch einmal schrie das Volk Antwort.

„Ich bringe Sieg und Ruhm meinem königlichen Herrn, des Landes höchstem Schutz und Sieger nach dem Allmächtigen", rief Jeanne.

„Nun hat sie recht gesprochen. Nun küsse sie!" flüsterte Agnes Sorel. Sie lachte kurz und hell auf. Dann lehnte sie sich laut schluchzend an die Schulter einer Dame.

Entblößten Hauptes führte Karls des Sechsten Sohn Jeanne d'Arc in den Saal des Stadthauses.

Ende des ersten Bandes.

G.E. STECHERT & Co.
(ALFRED HAFNER)
NEW YORK

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 047671265